

# Historische Frauen

Von

Wilhelm Müller

Profeffor in Tübingen

 Springer

# Historische Frauen.



# Historische Frauen.

---

Von

Wilhelm Müller,  
Professor in Tübingen.

Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage.



Berlin.

Verlag von Julius Springer.

1882.

ISBN-13: 978-3-642-94043-9  
DOI: 10.1007/978-3-642-94443-7

e-ISBN-13: 978-3-642-94443-7

**Weimar. - Hof-Buchdruckerei.**

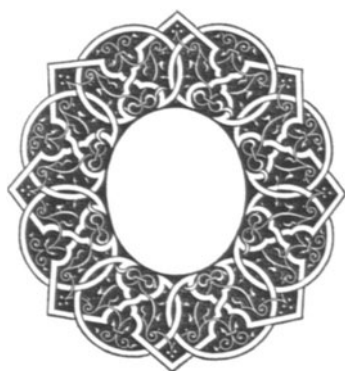


## Inhalts-Verzeichniß.

---

	Seite
Irene und Beatrix . . . . .	3
Maria von Brabant . . . . .	21
Margaretha von Thüringen . . . . .	31
Anna Boleyn . . . . .	41
Johanna Gray . . . . .	67
Maria Stuart und Elisabeth . . . . .	79
Katharina von Medici . . . . .	125
Christine von Schweden . . . . .	159
Elisabeth Charlotte . . . . .	185
Marie Antoinette . . . . .	227
Charlotte Corday . . . . .	271
Kaiserin Josephine . . . . .	291
Königin Luise . . . . .	335







## Vorwort zur zweiten Auflage.

---

Bei der Auswahl der vorliegenden Frauenbilder hat der Verfasser sich bemüht, verschiedene Zeiten und Nationalitäten durch Persönlichkeiten, welche entweder durch ihre Handlungen oder durch ihre Schicksale oder durch beides berühmt geworden sind, vertreten zu lassen. Der Hohenstaufenzeit gehören Irene, Beatriz, Maria und Margaretha an; in dem Zeitalter der englischen Reformation lebten Anna Boleyn, Johanna Gray, Maria Stuart und Elisabeth; in das gleiche Zeitalter, aber in den Rahmen der französischen Galerien fällt die Geschichte der Katharina von Medici; mitten inne zwischen den letzten Zeiten des dreißigjährigen Krieges und den Anfängen des Zeitalters Ludwig's XIV. steht die schwedische Königin Christine; am Versailler Hof lebte als Ludwig's Schwägerin die deutsche Fürstentochter Elisabeth Charlotte; die französische Revolution und das erste Kaiserreich sind repräsentirt durch Marie Antoinette, durch Charlotte Corday und durch Josephine; der deutsche Patriotismus im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts und der Edelsinn deutscher Frauen konnten keine wärmere und glänzendere

Vertretung finden als in der Person jener „Fürstin der Fürstinnen“, der Königin Luise von Preußen.

Der Verfasser hat nicht bloß die Lebensgeschichte dieser Frauen, sondern auch die Geschichte ihrer Zeit zur Darstellung gebracht, um dadurch dem einzelnen Bilde die allein richtige Beleuchtung, zugleich aber auch eine reichere Staffage und einen bedeutenderen Hintergrund zu geben; die Darstellung aber ist nicht die gewöhnliche historische, sondern hinsichtlich der Diktion, des Kolorits und der Gruppierung hat sie möglichst viel vom Novellisten entlehnt. Auf diese Weise hoffte er einen großen Leserkreis für diese „Historischen Frauen“ zu interessiren, unter welche in dieser zweiten Auflage auch die Geschichte der Königin Marie Antoinette aufgenommen worden ist.

Tübingen, am 1. September 1881.

**W. Müller.**





# Irene und Beatrix.





## Irene und Beatrix.

---

**A**m Weihnachtsfest des Jahres 1198 bewegte sich ein feierlicher Zug nach dem Dom zu Magdeburg. Herzog Bernhard von Sachsen, der das Reichsschwert trug, gieng voran, ihm folgte König Philipp, der blondgelockte, milde Hohenstaufe, und nach diesem kam seine Gemahlin Irene oder, wie sie seit ihrem Aufenthalt in Deutschland hieß, Maria, vom Volk die „griechische Maria“ genannt. Sie war von der Herzogin von Sachsen, von der Abbtissin von Quedlinburg und anderen vornehmen Frauen umgeben und fesselte durch die Anmuth ihres Wesens, durch die feine Bildung, die aus ihren Zügen sprach, die Herzen aller. Die Bischöfe in ihren priesterlichen Gewändern schritten mit würdevollem Anstand zu beiden Seiten des Königspaares. Die Menge der Fürsten, Grafen und Ritter, welche sich bei dem Feste eingefunden hatten und dadurch dem König ihre Ergebenheit bezeigen wollten, schloß den Zug. Groß war die Masse des Volkes, das diese erlauchte Proceßion umgab, das den König und seine Gemahlin zu sehen wünschte und ihnen mit freudigem Zuruf seine gut gibellinische Gesinnung an den Tag legte.

Dieses lebensvolle Bild, das für die Entscheidung des verderblichen Kampfes zwischen Philipp und seinem Gegenkönig Otto von günstiger Vorbedeutung für ersteren sein mochte, hat den bedeutendsten unter den Minnefängern, Walthar von der Vogelweide, zu dem schönen Lied veranlaßt:

Zu Magdeburg am Tag, da Christus ward geboren  
Von einer Magd, die er zur Mutter sich erkoren,  
Gieng König Philipp, männlich schön und mächtig.

Es gieng ein König, Kaisersbruder, Kaiserskind  
 In einem Kleid, wenn gleich der Namen drei es sind,  
 Und trug das Scepter und die Krone prächtig.  
 Gemessenen Schrittes gieng er dahin,  
 Langsam schritt nach die hochgeborne Königin,  
 Ros' ohne Dorn und Taube sonder Gallen.  
 So schön war's noch an keinem Ort:  
 Thüringer und die Sachsen dienten also dort,  
 Daß es den Weisen mußte wohlgefallen.

Es gibt in der Geschichte kaum ein schöneres Königspaar als Philipp und Irene. Er voll Freundlichkeit und Leutseligkeit, Freund der Dichtkunst und der Wissenschaft, wie sein ganzes Haus, nicht unfriegerisch, aber mehr zu klugen Unterhandlungen geneigt; sie eine fromme, reine Seele, voll Güte und Nachsicht gegen jedermann, ihrem Gemahl mit inniger Liebe zugethan. Beide standen noch in der Blüte ihrer Jahre, und ihre Ehe war ein Muster häuslichen Glückes; beide waren fast die letzten glücklichen Glieder eines glanzvollen Herrscherhauses, und nur noch wenige Jahre, so schlug über den Häuptern beider und über ihrem ganzen Geschlecht die vernichtende Woge zusammen. Doch so sehr Bildung und Charaktere zusammenpaßten, so wenig schienen sie für einander geboren zu sein. Es brauchte die eiserne Hand des vorigen Kaisers, eines Bruders Philipp's, um dieses in seinen ersten Zielen sehr weit auseinandergehende Paar zu vereinigen.

Irene war die Tochter des griechischen Kaisers Isaak Angelos und noch als Kind mit Roger, dem Sohne des normannischen Königs Tancred, verlobt. Im Sommer 1193 kam sie nach Unteritalien, um bei ihrem Schwiegervater, an dem Hofe von Neapel und Palermo, die Zeit vor ihrer Vermählung zuzubringen. Aber noch im nämlichen Jahre starb ihr Bräutigam, Roger, und zu Anfang des nächsten Jahres folgte ihm sein Vater Tancred. Der jüngere Sohn Wilhelm wurde zwar als König von Neapel und Sicilien gekrönt; aber er war noch ein Kind, während der in voller Manneskraft stehende deutsche Kaiser Heinrich VI., der durch seine Vermählung mit der normannischen Prinzessin Konstantia ein legitimes Recht auf die Krone von Unteritalien hatte, an der Spitze eines Heeres anrückte. Fast ohne Schwertstreich nahm er das Königreich Neapel, setzte nach Sicilien über, und so sehr vorher dessen Be-

wohner gegen die Herrschaft eines Fremden sich gesträubt und lieber den illegitim gebornen Tankred als König angenommen hatten, so wagten sie jetzt doch keinen Widerstand und griffen für die einheimische Königsfamilie nicht zu den Waffen. Vielmehr zogen die Bewohner von Palermo Heinrich entgegen und baten ihn, er möchte als Herrscher in seine Hauptstadt einziehen. Die Häuser waren mit Teppichen und Seidenstoffen geschmückt, die Straßen von Weichrauchgerüchen erfüllt. Staunend über all die Pracht und den Reichtum zogen die Deutschen ein. Die verwitwete Königin Sibylla, welche sich mit ihrer Familie in das feste Schloß Kalatabelloda gerettet hatte, begriff nun, daß sie durch Unterhandlungen mehr für sich gewinnen könne als durch zähen Widerstand. Sie schloß mit Heinrich einen Vertrag, wonach ihr Sohn Wilhelm das väterliche Erbgut, die Grafschaft Lecce und das Fürstenthum Tarent bekommen sollte und ihrer ganzen Familie Sicherheit der Güter und Personen versprochen wurde. Kaum waren drei Wochen verflossen, so erklärte der Kaiser am Weihnachtsfest den versammelten Großen, daß ihm durch einen Mönch eine gegen ihn gerichtete Verschwörung entdeckt worden sei, in welche nicht bloß viele Bischöfe und Adelige, sondern auch Tankred's Familie verwickelt sei. Briefe, deren Echtheit nicht über allen Zweifel erhaben ist, sollten die Anklage beweisen.

Auf dies hin wurden viele Vornehme verhaftet und mit den schrecklichsten Strafen belegt. Sibylla wurde mit ihren drei kleinen Töchtern in's Elsaß fortgeschleppt und in das dortige Kloster Hohenburg gesperrt, der junge König Wilhelm wurde geblendet und auf die Burg Hohenems im Vorarlberg geführt. Nur mit Schrecken glaubte Heinrich in dem unbotmäßigen Italien herrschen zu können; der alte, durchaus unzuverlässige Adel sollte vernichtet, auf den Schultern der treuen deutschen Krieger eine neue Ordnung der Dinge aufgerichtet werden.

Aus diesem allgemeinen Schiffbruch rettete sich nur die Kaiser-tochter Irene. Im königlichen Schlosse zu Palermo fand man das arme Mädchen zitternd vor Angst. Aber die Politik Heinrich's und die Liebe Philipp's retteten sie. Gerade damals war es, daß ihr Vater durch seinen eigenen Bruder Alexios vom Thron gestoßen, geblendet und in den Kerker geworfen wurde. Von dem Schicksal seiner Tochter unterrichtet, glaubte er keinen stärkeren Rächer für

sich in die Schranken rufen zu können als König Heinrich. Er übertrug daher seine Thronrechte auf seine Tochter Irene und ihren Gemahl und erklärte Philipp zum Erben des griechischen Kaiserthrones. War diesem auch der Besitz der schönen Irene, das Herzogthum Schwaben und die reichen italienischen Güter, womit ihn sein Bruder belehnte, lieber als das ganze griechische Kaiserreich, so dachte doch sein Bruder Heinrich hierin anders. In ihm bewegten sich weit aussehende Pläne. Er gehörte zu jenen starken Herrschernaturen, die keine Grenze ihrer Herrschaft anerkennen, die wohl der Ansicht sind, ein einziger Mann genüge, um die ganze Welt zu beherrschen. Als römischer Kaiser wollte er auch das römische Reich in seiner größten Ausdehnung seinem Scepter unterworfen sehen, ließ nach dessen entlegensten Provinzen seinen Blick schweifen und ergriff die Aussicht auf den Thron zu Constantinopel, von wo aus er die Eroberung Kleinasiens sich als etwas Leichtes dachte, mit Begierde. Er gestattete Philipp, sich mit Irene zu vermählen, worauf diese, der Zukunft freudig entgegensehend, nach Deutschland begaben.

Philipp's Vergangenheit wies nicht nur nicht auf Irene, sondern überhaupt auf keine Vermählung hin. Als der jüngste Sohn Barbaroffa's war er zum geistlichen Stand bestimmt, wurde zum Domprobst von Aachen ernannt und zum Bischof von Würzburg designirt. Bei der Bedeutung, welche damals dem geistlichen Stande zukam, konnte Philipp auch in dieser Stellung die Pläne seines Bruders ungemein fördern; und wie stand es vollends, wenn es gelang, Philipp auf den Stuhl Petri zu erheben? Als aber bald nach Barbaroffa auch dessen Sohn Friedrich ein Opfer des Kreuzzugs wurde, rief ihn Heinrich von seiner geistlichen Laufbahn ab und übergab ihm, nach dem Tode eines anderen Bruders, Konrad, das Herzogthum Schwaben.

Im Mai 1197 feierte Philipp in einem jetzt verschwundenen Orte Gunzenlech bei Augsburg seine Vermählung mit Irene. Zugleich wurde er an diesem Feste zum Ritter geschlagen. Eine Menge edler Herren und Frauen kamen aus Schwaben und anderen Ländern herbei, um die Rose des Morgenlandes zu sehen. Unter Ritterspielen und anderen Festlichkeiten vergiengen herrliche Tage, wie sie in solcher Ruhe dem glücklichen Paare so bald nicht wiederkamen.

Philipp war damals erst zwanzig Jahre alt, Irene kaum der Kindheit entwachsen. Einige Zeit verweilten sie auch auf der Burg Schweinhausen, das in dem zu Württemberg gehörigen heutigen Oberschwaben bei Waldsee lag. Die Flitterwochen waren kaum vorüber, so erhielt Philipp vom Kaiser den Befehl, mit 300 Geharnischten nach Italien zu kommen und dessen dreijährigen Sohn Friedrich aus Apulien nach Deutschland zu holen, damit derselbe dort von dem Erzbischof von Köln zum römischen König gekrönt würde. Als er in Montefiascone im Kirchenstaat anlangte, erhielt er die Nachricht von dem Tode des Kaisers. Dieser hatte in der Nähe von Messina an einem heißen Tage gejagt und durch einen raschen Trunk aus kaltem Quellwasser eine Erkältung sich zugezogen, in Folge deren er am 28. September 1197 starb. Es war der schwerste Schlag, welchen die hohenstaufische Dynastie erlitt, schwer auch für Deutschland. Der Mönch Otto von St. Blasien im Schwarzwalde rief bei dieser Trauerkunde aus: „In alle Ewigkeit werde dieses Kaisers Tod von den Deutschen beklagt! denn er hat sie groß und gefürchtet gemacht bei allen Völkern ringsum, und bei längerem Leben hätte er des Reiches alten Glanz wieder heraufgeführt.“

Mit Heinrich's Tod erwachte wieder der ganze Deutschenhaß der Italiener; alles erhob sich in Waffen; Philipp gelang es, wenn auch mit Verlust manches getreuen Ritters, nach Augsburg zu entkommen. Er fand, wie er selbst schreibt, das ganze deutsche Reich in wilder Aufregung, dem von allen Winden gepeitschten Meere gleich. Anfangs war er der Ansicht, daß, da die Fürsten dem dreijährigen Friedrich bereits den Eid der Treue geschworen hätten, er nur die Vormundschaft bis zu dessen Volljährigkeit zu übernehmen habe. Aber die Fürsten erklärten ihm, daß die Autorität eines Vormundes für diese gährende Zeit nicht hinreiche, und dem Papst war nichts erwünschter, als wenn durch eine neue Kaiserwahl die Krone von Deutschland und die von Neapel und Sicilien getrennt wurden. So blieb Philipp, um seinem Hause die deutsche Krone zu erhalten, nichts übrig, als sie selbst anzunehmen. Er war unstreitig der mächtigste und reichste Fürst und hatte die Reichskleinodien in seinem Besitz, darunter jenen Edelstein, welchen man, weil er keinen seines Gleichen hatte, den „Waisen“ nannte. In Mühl-

hausen wurde er zum König gewählt. Aber der intrigante Erzbischof von Köln brachte es dahin, daß eine Gegenpartei den Herzog Berthold von Zähringen und, als dieser gegen Empfang von 11,000 Mark seine Ansprüche an Philipp abtrat, den Grafen Otto von Poitou zum König wählte. Dieser, ein junger, fehdelustiger Mann, dem es nicht an Tapferkeit und Tollkühnheit, wohl aber an Staatsklugheit und Besonnenheit fehlte, hatte sich indessen in England und Frankreich herumgetrieben. Als Sohn des berühmten Welfen, Heinrich's des Löwen, nahm er, schon aus angestammter Rivalität gegen die Hohenstaufen, die Krone an und wurde in Köln gekrönt.

Philipp dagegen wurde in Mainz feierlich gesalbt und gekrönt und mit den Reichsinsignien geschmückt. Als er im Krönungsornat, die mit goldenem Reife gezierte Irene an seiner Seite, von einem glänzenden Gefolge von Fürsten und Bischöfen begleitet, aus der Kirche zurückkehrte, jauchzte ihm das Volk lauten Beifall zu, und Walthar von der Vogelweide weihte dem „jungen süezen man“ folgendes Lied:

Die Kron ist älter als der König Philipp ist;  
 Drum scheint's ein Wunder jedem Auge, das ermiszt,  
 Wie ihr der Schmied das rechte Maß versiehen.  
 Sein kaiserliches Haupt geziemt ihr also wohl,  
 Daß sie zu Rechte niemand scheiden soll;  
 Keins mag dem andern Schein und Glanz entziehen;  
 Sie leuchten sich einander an,  
 Die edlen Steine mit dem jungen süezen Mann.  
 Der Anblick muß den Fürsten wohl gefallen;  
 Wer nun des Reiches irre geht,  
 Der schaue, wem der Waise überm Scheitel steht:  
 Der mag ein Leitstern sein den Fürsten allen.

Ein zehnjähriger Krieg entspann sich, der hauptsächlich am Niederrhein, in Lothringen und Sachsen wüthete. Papst Innocenz III. entschied sich für Otto und legte den ganzen Apparat seiner hierarchischen Rüstkammer, Bannflüche und Interdikt, in die Wagtschale. Dennoch neigte sich, da bei weitem die meisten Fürsten für den milden Staufer sich erklärten, das Zünglein der Wage auf seine Seite. Auf Irenes Fürbitte entließ Philipp, welcher die Grausamkeit, seines Bruders wieder gut zu machen suchte, jene

armen Gefangenen, welche aus Italien nach deutschen Burgen geschleppt worden waren. Zwar der geblendete Wilhelm war indessen in dem Dunkel von Hohenems gestorben; seine Mutter aber und ihre drei Töchter erlebten noch sonnige Tage in Frankreich, wo ihr Unglück und ihre Ansprüche auf das sicilische Königreich manches Herz für sie schlagen machten. Die gute Sibylla hatte bald die Freude, den Dogen von Venedig und zwei Grafen als ihre Schwiegerföhne zu begrüßen.

Um diese Zeit wurde Philipp's Geist auch nach einer andern Seite gelenkt. Zu ihm, dem Erben des griechischen Thrones, kam Alexios, der Bruder seiner Gemahlin, und bat ihn um Hilfe gegen seinen Oheim. Aber auch beim besten Willen konnte Philipp eben jetzt gar wenig für ihn thun. Noch war er ja nicht Herr im eigenen Lande, und gerade in Deutschland, wo man den unglücklichen Ausgang des von Barbarossa so glorreich begonnenen Kreuzzuges noch zu gut im Gedächtniß hatte, war die Begeisterung für solche Expeditionen bis unter den Gefrierpunkt gesunken. Andererseits wollte er sein legitimes Recht auf Konstantinopel nicht aufgeben, hielt sich für verpflichtet, für den Vater und den Bruder seiner geliebten Irene nach Kräften thätig zu sein.

Sehr gelegen kam es ihm, daß eben damals ein neues Kreuzheer in Venedig sich sammelte. Alexios unterhandelte persönlich mit den Führern desselben, und Philipp schickte eine Gesandtschaft an sie, um sie zu einem Zuge nach Konstantinopel im Interesse des Kaisers Isaak zu vermögen. Der Vertrag wurde abgeschlossen. Konstantinopel wurde erobert, Kaiser Alexios verjagt, der blinde Isaak aus dem Gefängnisse geholt und nebst seinem Sohne auf den Thron gesetzt. Die Nachricht hievon war die letzte freudige Botschaft, welche Irene aus dem Lande ihrer Kindheit erhielt. Wenige Monate nachher mußte sie hören, wie ihr Vater durch einen Volksaufstand zum zweitenmal gestürzt, wie ihr Bruder von dem neuen Kaiser Murzuphlus im Kerker erdroffelt worden und ihr Vater aus Schrecken und Gram hierüber gestorben sei. Ihre ganze Familie war nun vernichtet, der byzantinische Thron in Stücke geschlagen, und einsam im fernen Norden, als letzter Sproß eines in viele Jahrhunderte hinaufreichenden Kaisergeschlechts, blühte in stiller Schönheit die Rose von Osten. Um so inniger schloß sie sich



an den ihr gleichgesinnten Gemahl an, um so inniger an die theuren Kinder.

Es gelang endlich Philipp, seinen bedeutendsten Gegner, den trügerischen Erzbischof von Köln, auf seine Seite zu bringen. Im Jahre 1205 zog er in die alte Kaiserstadt Aachen ein und legte, um sich einer neuen Wahl zu unterziehen, die Krone freiwillig nieder. Die zahlreiche Versammlung der Fürsten und Bischöfe wählte ihn einstimmig aufs neue, worauf er und seine Gemahlin von dem Kölner Erzbischof gesalbt und gekrönt wurden. Philipp ließ seinem Gegenkönig Otto einen Vergleich anbieten: falls er auf die Königskrone verzichte, wolle er ihm seine älteste Tochter Beatrix zur Gemahlin und das Herzogthum Schwaben nebst anderen Gütern geben. Aber der trotzige Welfe, wenn er gleich in seiner Verlassenheit kaum wußte, wo er sein müdes Haupt niederlegen sollte, erwiderte ihm, erst mit dem Tode werde er die Krone niederlegen. Selbst der Papst gab ihn jetzt auf; zwischen jenem und Philipp fand eine Ausöhnung statt, der Bann wurde gelöst, Philipp als König anerkannt.

Otto's einzige Hoffnung beruhte noch auf dem Dänenkönig Waldemar, der mit Philipp im Streit war. Derselbe gab bereitwillig dem Welfen die verlangte Unterstützung. Sobald Philipp von diesen Rüstungen hörte, entschloß er sich zur völligen Niederwerfung Otto's und zur Züchtigung des Dänenkönigs. Aus allen Theilen des Reichs strömten die Kriegersleute herbei. In Quedlinburg war der Sammelplatz für die Fürsten des Nordens und Ostens, in Bamberg kamen die Heerhaufen des südlichen Deutschlands zusammen. Der Waffenstillstand, welcher zwischen Philipp und Otto auf ein Jahr geschlossen war, war am Ablaufen; in wenigen Tagen sollte das Würfelspiel des Kriegs aufs neue beginnen; auf Seiten der Staufer zweifelte niemand an Sieg und Ruhm.

Am Morgen des 21. Juni 1208 hatte Philipp seine Nichte Beatrix, die einzige Tochter seines verstorbenen Bruders, des Pfalzgrafen Otto von Burgund, mit dem Herzog Otto von Meran vermählt und die Braut selbst zum Altar in der Kirche zu Bamberg geführt. Er gab den Neuvermählten eine Strecke Weges das Geleite, kehrte dann zur Stadt zurück und ließ sich mit vielen seiner Leute zur Ader, welcher Operation man sich damals auch ohne be-

sondere Krankheit öfters unterzog. Nachmittags lag er auf einem Ruhebett in einem stillen Zimmer der bischöflichen Pfalz, im Gespräch mit seinen vertrautesten Räten, seinem Kanzler Bischof Konrad von Speier und dem Truchseß Heinrich von Waldburg. Da trat Pfalzgraf Otto von Wittelsbach ein, das entblößte Schwert muthwillig schwingend. „Leg dein Schwert ab!“ rief ihm Philipp zu, „hier ist nicht der Ort, es zu gebrauchen.“ „Aber hier ist der Ort, deinen Verrath zu bestrafen,“ rief ihm jener entgegen, stürzte auf Philipp los und hieb ihn in den Hals, so daß derselbe, nur noch wenige Schritte taumelnd, leblos zu Boden stürzte. Heinrich von Waldburg sprang gegen die Thüre, um dem Mörder den Ausgang zu versperrern, aber Otto hieb ihn in das Kinn, machte sich mit seinem Schwerte Bahn und entkam auf einem bereit gehaltenen Rosse. Daß Bischof Egbert von Bamberg und Heinrich von Andechs, die Brüder des Otto von Meran, sich mit dem Pfalzgrafen in eine Verschwörung eingelassen hätten, ist der allgemeine Glaube jener Zeit, ohne daß genügende Motive hiefür anzuführen wären.

Am folgenden Tage wurde Philipp's Leichnam im Dom zu Bamberg bestattet, von wo er auf Veranstaltung seines Neffen, Friedrich's II., fünf Jahre nachher in die Königsgruft zu Speier versetzt wurde. Das staufische Geschlecht war dem Erlöschen nahe. Von den vielen Söhnen Barbarossa's waren alle schnell hingerafft; nur Kaiser Heinrich's Sohn, das „Kind von Apulien,“ sproßte als der einzige, aber würdige Enkel des alten Heldenkaisers unter der Sonne seines normannischen Königreiches frisch an Geist und Körper empor.

Wen konnte die Nachricht von dem schrecklichen Mord, der den besten König eben in dem Moment traf, als er mit kühnem Adlersfluge den höchsten Preis sich erringen wollte, schneidender durchzucken als Irene? Sie war als treue Begleiterin ihres Gemahls gleichfalls in Bamberg. Ein Diener stürzte in ihr Gemach und sprach das vernichtende Wort: „König Philipp ist ermordet!“ Bewußtlos sank sie nieder. Die arme Frau hatte schon so viel zu leiden gehabt: fern von der Heimat hatte sie ihren ersten Verlobten verloren, den grausamen Untergang seines ganzen Hauses hatte sie mitansehen müssen, Vater und Bruder waren bald vernichtet, bald erhoben, um zuletzt erbarmungslos von dem allgemeinen Schiffbruch

ihrer väterlichen Reiches erfaßt zu werden. Auf der ganzen weiten Welt hatte sie, das fremde Weib, niemand mehr, der ihr eine Stütze war, als den theuren, hochgebildeten Gemahl. Auch diese Stütze war ihr durch die Hand eines Bösewichts entrisfen. Alle Schrecknisse der Vergangenheit traten vor ihre Seele; die Scenen von Palermo tauchten mit ihrem blutigen Kolorit empor; ihren gebenedeten Vater glaubte sie in seinem Kerker toben zu hören. Bis nach Bamberg verfolgten sie die Nachgöttinnen; schon hatten sie ihren Gatten ergriffen, schon streckten sie auch nach ihr, nach den unschuldigen Kindern die Hände aus.

Mit lautem Weheruf erwachte Irene aus ihrer Ohnmacht und eilte, von treuen Dienern begleitet, auf die schützende Burg Staufen. „Unbegreiflich sind die Gerichte Gottes und unerforschlich seine Wege“, lauteten die Worte, mit welchen sie, in Anwesenheit des Grafen Ludwig von Württemberg, eines treuen Anhängers ihres Gemahls, eine für das Kloster Adelberg ausgestellte Schenkungsurkunde einleitete. Acht Tage nachher, zwei Monate nach Philipp's Ermordung, wurde sie am 28. August zu früh entbunden. Das Kind war todt, und die Mutter folgte ihm. Im nahen Kloster Lorch wurde die „griechische Maria“ begraben, die „rös äne dorn, ein tübe sunder gallen.“

König Otto, der von jeder Mitschuld an diesem Verbrechen freigesprochen werden muß, sah sich durch dasselbe der peinlichsten Noth entrisfen. Da jedermann des langen Krieges überdrüssig war, so erkannte auch die staufische Partei ihn als König an. Auf dem Reichstage zu Frankfurt, welcher am 11. November 1208 gehalten wurde, erklärten ihn alle Anwesenden für den rechtmäßigen König, und die Reichskleinodien wurden ihm übergeben. Mitten in den Kreis der Fürsten trat auf einmal, von dem Bischof Konrad von Speier geführt, Philipp's älteste Tochter, die zehnjährige Beatrix. „Mit züchtiglicher Geberde warf sich das Mägdelein, das so schön war und so fein, zu Otto's Füßen nieder und forderte mit lauter, von Schluchzen und Weinen unterbrochener Stimme von dem König und dem ganzen römischen Reich Rache über den Mörder ihres Vaters.“ Der Anblick des verwaisten Mädchens, das binnen zwei Monaten Vater und Mutter verloren hatte, rührte alle Anwesenden; sie weinten mit ihr und verlangten, daß der König der Königs-

tochter volle Gerechtigkeit gewähre. Otto selbst, tief ergriffen von diesen ungeheuren Schicksalschlägen, welche die Tochter des Siegers als Schutzfliehende zu seinen, des Besiegten, Füßen warfen, überlegte zugleich, daß er, wenn er die Bestrafung des Mörders verweigere, für sein eigenes Haupt sehr schlecht Sorge, einen Schein von Mitschuld auf sich ziehe und die staufische Partei von sich stoße. Daher wurden Otto von Wittelsbach und seine Helfershelfer geächtet, ihre Güter eingezogen, ihre Würden an andere verliehen, ihr Haupt für vogelfrei erklärt.

Bischof Egbert und Heinrich von Andechs flohen in die Fremde und wurden erst nach mehreren Jahren von Philipp's Neffen, Kaiser Friedrich, begnadigt. Den Pfalzgrafen aber ereilte die volle Strafe. Nirgends fand er mehr eine Ruhestätte, keine Stadt, keine Burg, kein Hof öffnete sich ihm, seine Güter wurden verwüstet, sein Stammschloß Wittelsbach wurde niedgerissen und an dessen Stelle der Jungfrau Maria zu Ehren eine Kirche erbaut. Der treue Marschall König Philipp's, Heinrich von Kalden, und der Edle von Wolf, dessen Vater vom Pfalzgrafen ermordet worden war, verfolgten dessen Fährte und entdeckten endlich seinen Schlupfwinkel. In einem Hof der Mönche von Ebrach, welcher oberhalb Regensburg an der Donau lag, hatte er sich nach langem Umherirren versteckt. Im Februar 1209 zogen die Rächer Philipp's heran, umstellten den Hof, fielen über ihn her und stachen ihn nieder. Das abgeschnittene Haupt des Geächteten wurde in die Donau geworfen, der Leichnam blieb, zum Abscheu und Entsetzen der Vorübergehenden, unbestattet liegen, bis endlich nach sieben Jahren die Mönche vom Papste die Erlaubniß erhielten, ihn im Kloster Indersdorf zu beerdigen.

„Wie ein glänzender Stern vom Himmel herab, also bist du gefallen, du Edelstein unter den Königen, untergegangen ist die Sonne, und es ist Nacht geworden,“ klagte bei Philipp's Tod ein Mönch im Kloster Salmannweiler, und Tausende klagten mit ihm. Um so auffallender bleibt die That des Pfalzgrafen. Er wird uns freilich als ein roher, gewaltthätiger, leidenschaftlicher Mensch geschildert, der sich aus Hängen und Todtschlagen nichts machte. Wenn er ausritt, führte er immer eine Anzahl Stricke im Gürtel mit sich, um jeden Missethäter auf der Stelle nach dem drakonischen

Gesetzbuch zu bestrafen. Wer etwas gestohlen hatte, und wenn es auch nur einen Heller werth war, wurde aufgehängt. Ja, ein Mönch im Siebengebirge erzählte von ihm: Wie er einst ausgeritten sei, habe er aus der Luft eine Stimme vernommen: „Wer Dir vor Deiner Burg zuerst in den Weg kommt, den knüpfe mit diesem Stricke auf.“ Einer seiner Schultheißen, dem er sonst nicht übelwollte, hatte die Ehre der ersten Begegnung, und jener rief ihm zu: „Es thut mir leid, daß Du mir begegnest, denn Du wirst gehängt werden.“ Auch dem Schultheißen war es leid; doch fügte er sich in das Unvermeidliche, zumal er mehrere Verbrechen auf dem Gewissen hatte, die er denn auch bei dieser unerwarteten Gelegenheit beichtete.

Mit einem solchen Gefellen war nicht zu spassen, und man kann es Philipp nicht übelnehmen, wenn er ihn nicht zum Schwiegersohne haben wollte. Da nämlich Otto sich als einen der unterschiedensten Anhänger der Staufer zeigte und bei mehreren Feldzügen große Treue und glänzende Tapferkeit bewies, so versprach ihm Philipp seine älteste Tochter Beatrix zur Ehe. Als aber jene Ermordung des bairischen Edelmanns Wolf und seine Promptheit in der Verwaltung einer schrecklichen Justiz bekannt wurde, schauderte Philipp bei dem Gedanken, einem solchen Menschen seine Tochter zu übergeben, und er nahm sein Versprechen wieder zurück. Otto fühlte sich sehr gekränkt, dachte aber bald an eine andere Verbindung. Nach der Darstellung eines Zeitgenossen kam Otto zu König Philipp und bat ihn, unter Hinweisung auf die ihm geleisteten Dienste, um ein Empfehlungsschreiben an den Herzog Heinrich von Schlesien, um dessen Tochter Gertrud er sich bereits beworben hatte. Der König habe versprochen, ihm einen Brief mitzugeben. Als Otto diesen erhielt, habe er ihn geöffnet und gefunden, daß Philipp den Herzog abgemahnt habe, eine so edle Jungfrau einem so unverständigen, grausamen und gottlosen Manne zur Gemahlin zu geben. Da Philipp mit dem Herzog verwandt war, hielt er sich um so mehr zu einer solchen Fassung seines „Empfehlungsschreibens“ für verpflichtet. Der Pfalzgraf dagegen, der sich zum zweitenmal abgewiesen sah, warf nun allen Haß auf seinen königlichen Widersacher, und bald hatte er nur noch den einen Gedanken, Philipp zu ermorden. Dem Gedanken folgte die That in raschem Fluge.

Irene hatte ihrem Gemahl in einer elfjährigen Ehe keinen Sohn, aber vier Töchter geboren. Von diesen verheirateten sich später die drei jüngeren an den König von Böhmen, an den Herzog von Brabant und an den König von Kastilien. Beatrix war als reiche Erbtöchter und als Besitzerin der wärmsten Sympathien ihrer Partei dem neuen König Otto schon durch die politischen Verhältnisse zur Ehe bestimmt. Wollte er nicht die staufige Partei, welche mit stiller Hoffnung nach dem sicilischen Friedrich hinblickte, von sich stoßen, so blieb ihm nichts anderes als diese Heirat übrig. So kam der Reichstag von Würzburg im Mai 1209 heran. Allgemein wurde der Wunsch geäußert, daß Otto sich mit Beatrix verloben möchte. Er erhob Zweifel über die Zulässigkeit einer solchen Ehe, da er, freilich erst im vierten Grad, mit Beatrix verwandt war. Die anwesenden Cardinäle versicherten, daß der Papst seine Einwilligung zu einer das Wohl des Kaisers so sehr fördernden Vermählung gebe, und Herzog Leopold von Oestreich rieth dem Kaiser, zur Beruhigung seiner Seele zwei Klöster zu bauen und Arme und Geistliche mit Wohlthaten zu überhäufen. Darauf erwiderte Otto: „Einem so verständigen und gewichtigen Rath wollen wir nicht widersprechen; man rufe das Mägdelein!“ Von den Herzogen von Oestreich und von Baiern geführt, trat die elfjährige Königstochter in den Saal und blieb vor dem Throne stehen. Von Bewunderung hingerissen, blickten alle nur auf sie, die, einer zarten Rosenknospe gleich, schön und sanft wie Vater und Mutter, an den Zuschauer die Frage zu richten schien, ob es wohl möglich sei, das Kindliche und Jungfräuliche, das in ihr so lieblich in einander floß, in ihrer Erscheinung zu unterscheiden. Die Erinnerung an das große Unglück, von dem Beatrix durch den jähen Tod geliebter und liebender Eltern heimgesucht war, vollendete den Zauber, welcher die Tochter Irene's umgab. Man konnte sich niemand denken, der fähiger war, den klaffenden Riß zwischen Welfen und Staufern zu schließen, niemand, der es besser verstehen würde, das aufgeregte Blut des Königs Otto in die Bahn der Sanftmuth und Besonnenheit zu lenken, als dieses wunderbar reizende Kind.

Von den Fürsten gefragt, ob es ihr freier Wille sei, den König Otto zum Gemahl zu nehmen, erwiderte sie erröthend: „Ja.“ Da erhob sich Otto von seinem Throne, stieg herab, reichte ihr den

Verlobungsring, umarmte und küßte sie und sprach zu den Fürsten: „Sehet, hier habt ihr eine Königin, ehret sie, wie sich's gebührt!“ Sofort wurde sie, da wegen ihrer Jugend die Vermählung noch auf einige Jahre hinausgeschoben werden mußte, in Gesellschaft einer ihrer Schwestern mit glänzendem Gefolge nach Braunschweig geführt, um in dem Kreise einer verwandten Familie am Hofe des Pfalzgrafen Heinrich, der Otto's Bruder war und eine Hohenstaufin zur Gemahlin gehabt hatte, während des Königs Abwesenheit eine sichere und angenehme Stätte zu haben.

Otto's herrschsüchtigem und abenteuerlichem Sinn genügten die Grenzen Deutschlands nicht, er wollte seinen thatkräftigen Vorgängern, Heinrich VI. und Barbarossa, in nichts nachstehen, strebte, wie diese, nach einer Universalmonarchie und zog mit einem stattlichen Heere nach Rom. Nachdem er dem Papste die gewünschten Zugeständnisse gemacht hatte, wurde sein Haupt mit der römischen Kaiserkrone geschmückt. Kaum aber war dieser sein Wunsch erfüllt, so nahm er jene Zugeständnisse fast alle wieder zurück und rückte in Apulien ein, das dem jungen König Friedrich, dessen Vormund eben der Papst war, als Erbgut gehörte. Er eroberte ganz Unteritalien bis Tarent und schickte sich an, nach Sicilien überzuziehen, um Friedrich auch von dort zu vertreiben.

Aber schon zuckte der päpstliche Bannstrahl um sein trotziges Haupt und entzündete in Deutschland die alte Feindschaft. Der Papst, welcher vor wenigen Jahren den Welfen Otto in seinen besonderen Schutz genommen und den hohenstaufischen Philipp samt seiner ganzen Partei verflucht hatte, verwünschte nun eben diesen Otto, entband dessen Unterthanen ihres Eides und stellte ihm in der Person des sechzehnjährigen Hohenstaufen Friedrich, welchen er den Deutschen zur neuen Königswahl vorschlug, den gefährlichsten Gegner gegenüber. Noch hatten die Staufen in Deutschland einen großen Anhang, ganz Schwabenland war für sie, und auf den päpstlichen Vorschlag hin giengen als Abgeordnete der deutschen Fürsten Heinrich von Neuffen und Anselm von Justingen nach Palermo, um Friedrich einzuladen, nach Deutschland zu kommen. Otto erkannte nun, daß er, wenn er sich die Krone von Deutschland noch erhalten wolle, nicht länger an der Meerenge von Messina stehen bleiben dürfe. Er kehrte rasch über die Alpen zurück. Aber

bereits war Deutschland für ihn so gut wie verloren, und hinter ihm stürzten seine italienischen Eroberungen wie ein Kartenhaus zusammen. Da erinnerte er sich, daß er eine Braut besitze, daß sie im fünfzehnten Jahre stehe, daß seine Vermählung mit ihr als das einfachste und sicherste Mittel zur Versöhnung der beiden großen Parteien angesehen worden sei. Es galt, diejenigen Anhänger des Staufischen Hauses, welche es noch mit ihm hielten, in der Treue zu erhalten. Daher feierte er am 7. August 1212 unter großen Festlichkeiten zu Nordhausen seine Vermählung mit Beatrix.

Groß war die Freude des Volkes über die Ausführung dieser längst beschlossenen Verbindung; auch Otto, den die Abreise Friedrich's aus Italien sehr beunruhigte, gab sich im Anblick seiner jungen lieblichen Gemahlin mit vollem Herzen der Freude hin, und hoffnungsreich schaute Beatrix, welche sich nach einer fast klösterlichen Einsamkeit plötzlich in dieses reiche, wogende Leben versetzt und sich als Gegenstand der Huldigungen so vieler vornehmen Männer und Frauen umworben sah, der Zukunft entgegen. Da fühlte sie sich am vierten Tage der Hochzeitsfeierlichkeiten von heftigem Fieber wie dämonisch erfaßt, und am Abend dieses Tages war „die Rose, der schönen Mutter schöne Tochter“, todt.

Von der Hochzeitsfeier giengs zur Leichenfeier, und als Otto von dieser in sein Lager zurückkam, fand er kaum noch die Hälfte seiner Mannschaft und auch die Zurückgebliebenen voll düsterer Ahnungen. Die Schwaben und Baiern hatten Nachts das kaiserliche Lager verlassen, um sich der neuaufgehenden Sonne zuzuwenden. Denn das, was sie veranlaßt hatte, mit Hintansetzung langjähriger Eifersucht und Fehde sich an den Welfen anzuschließen, war ja nur der Gedanke an Beatrix gewesen; mit ihrem Tode gab es für sie auch nicht mehr jene versöhnenden Motive, und dazu kam noch jenes unheimliche Gerücht, das um so williger geglaubt wurde, je räthelhafter der Tod der jungen Kaiserin war. Otto, welcher sich stets seinen Leidenschaften zügellos hingeeben, hatte trotz seiner hohenstaufischen Braut einer Italienerin gehuldigt, dieselbe mit nach Deutschland, bis in die Nähe des Traualtars genommen. Der Anblick der schönen, sittsamen Braut, für welche der Kaiser so viel Liebe und Aufmerksamkeit zu haben schien, erregte die volle Eifersucht der Italienerin, entzündete ihre vulkanische



Natur, und nicht den Schuldigen, den sie wieder zu fesseln hoffte, traf die vernichtende Glut ihres Hasses, sondern jenes Bild der Unschuld. Heimtückisch und zum Mord bereit, wie der Italiener sich so häufig gezeigt hat, wußte sie sich eine Gelegenheit zu verschaffen, um einem für Beatriz bestimmten Trank Gift beizumischen.

Mit dieser Katastrophe war der Sturz des Welfen besiegelt. Vom Papste gebannt, vom größten Theil der Deutschen verlassen, von vielen der mittelbaren Schuld an dem Tode seiner Gemahlin bezichtigt, mußte er der Wucht des über ihn hereinbrechenden Verhängnisses unterliegen. Schon stand Friedrich in Konstanz, gewann durch seine Freundlichkeit und Freigebigkeit schnell die Herzen, zog in raschem Lauf über Basel und das Elsaß nach Frankfurt und wurde dort zum deutschen König gewählt und später in Aachen gekrönt. Otto raffte im nordwestlichen Deutschland ein Heer zusammen und zog gegen Friedrich's Bundesgenossen, den König Philipp August von Frankreich. Er wurde in der Schlacht bei Bouvines im Jahre 1214 geschlagen. Auf seine braunschweigischen Erblände beschränkt, starb er „versunken und vergessen“ am 19. Mai 1218 in der Harzburg und wurde in der Kirche des heiligen Blasius zu Braunschweig im vollen kaiserlichen Schmucke neben seinen Eltern beerdigt.

Der geistvolle Hohenstaufe Friedrich war nun anerkannter Herrscher in Deutschland und Unteritalien und führte in einer Regierung von mehr als drei Jahrzehnten das staufische Programm seines Vaters und Großvaters in titanischen Kämpfen bis zum eigenen Untergang durch.



# María von Brabant.





## Maria von Brabant.

---

**I**m Schlosse zu Donaumörth saßen zwei Frauen in traulichem Gespräch Abends bei einander. Es war der 18. Januar 1256. Zu den Füßen der beiden Frauen saß auf einem Schemel ein Knabe von etwa 4 Jahren. Es war ein bildschöner Knabe: mit seinem blondlockigen Haar, mit seinem feinen hohenstaufischen Profil, mit seinem milden und doch entschlossenen, verständigen Blick glich er am meisten seinem Großvater, dem Kaiser Friedrich II., und seinem Oheim, dem König Enzo, der schon seit sieben Jahren in der Gefangenschaft zu Bologna schmachtete. „Mutter,“ sagte er, „kommt der Oheim nicht bald zurück?“

„Es geht Dir, scheint's, wie uns,“ erwiderte Elisabeth, die Gemahlin König Konrads IV. und seit zwei Jahren Wittve. „Auch wir vermiffen den Oheim sehr und wünschen dringend seine baldige Rückkehr.“

„Warte nur, lieber Konrad,“ sagte die andere, etwas jüngere Frau, „der Herzog wird wohl noch in dieser Woche kommen, und dann wird er den Unterricht in den ritterlichen Künsten bei seinem gelehrigen Schüler wieder fortsetzen.“

„Glaubst Du wirklich,“ fragte Elisabeth ihre Schwägerin, die Herzogin Maria von Brabant, „daß Dein Gemahl, mein Bruder Ludwig, noch in dieser Woche zurückkommen wird? Er ist zwar schon sein längerer Zeit im Felde; aber der Krieg ist, wie Du wissen wirst, so heftig entbrannt, und die Augsburger mit ihrer zahlreichen und reichen Bürgerschaft leisten so entschlossenen Widerstand, daß sich noch gar kein Ende absehen läßt. Was man gern wünscht, das glaubt man gern, und so scheint es Dir diesmal zu gehen.“

„Gerade weil ich weiß,“ entgegnete Maria, „wie hitzig der Streit geführt wird, wünschte ich allerdings sehnlichst sein Ende. Ludwig ist zwar mit dem festen Vorsatz in's Feld gezogen, nicht eher zu ruhen, als bis er dieses stolze Augsburg gedemüthigt hat. Aber ich weiß von meiner Heimat, von Brabant her, recht wohl, welche Kraft in diesen Städten liegt, wie alle Tapferkeit der Ritter wenig oder nichts vermag gegen die festen Mauern und Thürme dieser Städter, gegen ihre Geschicklichkeit und Ausdauer in der Vertheidigung, gegen ihren unbezwinglichen Freiheitsinn. Ludwig hat nun schon mehrere kleine Vortheile errungen, hat einige Ausfälle glücklich zurückgeschlagen und kann somit, ohne seiner Ehre zu nahe zu treten, den Kampf aufgeben. Es ist nicht bloß rühmlich, den Feind zu überwältigen, es ist auch rühmlich, Maß zu halten und einen edlen Gegner zum Freunde zu gewinnen. Ich bin seit anderthalb Jahren hier in Baiern und die Gemahlin des Herzogs Ludwig, aber wie selten ist er bei mir zu Hause! wie muß ich fortwährend in Angst um ihn sein, da ich täglich höre, welchen Gefahren er sich aussetzt, indem er es allen Rittern zuvorzuthun sucht!“

„Daran erkenne ich den Wittelsbacher,“ sagte Elisabeth lebhaft; „und als eine Tochter dieses Hauses wünsche ich, daß nie ein Wittelsbacher anders handle, anders denke.“

„Und dennoch glaube ich, daß Ludwig in den nächsten Tagen zurückkommt,“ erwiderte Maria.

„Darf ich vielleicht fragen,“ sagte Elisabeth, „mit welchem Zaubermittel Du ihn so schnell herbei bringen willst? So etwas hätte mir auch frommen können, als mein Gemahl drei Jahre in Italien blieb und dann, wie er im Begriff war, von Italien aus Deutschland wieder zu erobern und die päpstliche Partei samt ihrem Pfaffenkönig zu vernichten, von einem Fieber ergriffen wurde, fern von der Heimat, fern von Frau und Kind.“

„Das ganze Zaubermittel,“ antwortete Maria, „besteht in zwei Briefen, welche ich gestern früh in das Lager vor Augsburg abgeschickt habe. Ich hatte schon einmal an Ludwig geschrieben und ihn gebeten, sich doch ja zu schonen und bald zurückzukehren; aber da dies vergebens war, schrieb ich ihm noch dringender und schilderte ihm meine ganze Herzensangst. Zugleich schrieb ich aber auch dem Ritter Ruch von Ottingen. Du kennst ihn ja, diesen Ritter, der

sich bei den Männern durch seine Tapferkeit, bei den Frauen durch seine Feinheit und Gewandtheit Achtung und Beliebtheit zu verschaffen weiß. Er ist ein sehr guter Schachspieler, und da auch ich dieses Spiel allen anderen vorziehe, so habe ich ihn schon manchmal zu einem Wettstreit aufgefordert. Dies machte ihn so zutraulich, daß er mich bat, ich möchte ihn nicht mehr als einen fremden Ritter ansehen, sondern wie die Diener meines Hofes behandeln und ihn daher künftighin nicht mehr mit „Ihr,“ sondern mit „Du“ anreden. Da ich aber keinem einzigen der fremden Ritter je diese Auszeichnung erwiesen habe und auch bei ihm keinen Grund dazu einsah, so erfüllte ich seine Bitte nicht und wies sie schweigend ab. Nun gilt aber kein anderer Ritter so viel bei Ludwig als eben dieser Ottlinger, und so suchte ich ihn dadurch zu meinem Verbündeten zu machen, daß ich ihm schrieb, wenn er seine Bitten mit den meinigen vereinige und durch seine Beredsamkeit den Herzog bewege, das Feld zu verlassen und zu den Seinigen zurückzukehren, so würde ich ihm den Wunsch, um dessen Erfüllung er mich so oft angegangen habe, gewähren. Du siehst nun, Elisabeth, worauf sich meine Hoffnung gründet.“

„Ich bewundere Deinen Scharfsinn und Deine List,“ erwiderte Elisabeth; „fürwahr, wenn es einem gelingt, den Herzog zu etwas zu überreden, so ist's der Ottlinger. Wenn Du durch ihn Deinen Zweck erreichst, so hast Du dies sehr wohlfeil erkaufte. Doch was ist das für ein Geräusch vor der Thüre?“ setzte sie besorgt hinzu.

Alle drei hielten an sich, die Frauen mit Reden, der Knabe mit seinen Bauhölzchen, und lauschten verwundert, wer in dieser Abendstunde mit heftigem Geschrei, mit polternden Schritten die Gänge erfülle. Der Lärm kam näher, die Thüre wurde weit aufgerissen, und mitten im Zimmer stand auf einmal der von seiner Gemahlin so heiß ersehnte Herzog Ludwig von Baiern, von seinen Zeitgenossen „der Strenge“ genannt. Freudig sprangen ihm alle entgegen, Maria voran, und unter den Worten: „Wie lieb ist es von Dir, daß Du jetzt schon kommst!“ wollte sie ihn eben in ihre Arme schließen. Da stieß er sie mit gewaltiger Hand von sich, seine Augen funkelten vor Wuth, und mit geballter Faust rief er ihr zu: „Weg von mir, falsches Weib! Noch in dieser Stunde mußt Du sterben!“ Maria, Elisabeth und Konrad sahen ihn an, als wollten sie ihn und sich selbst fragen, ob sie auch recht gehört hätten.

Es war eine lautlose Stille im Zimmer; aber sie wurde bald wieder durch Ludwig unterbrochen, welcher einige Schritte auf Maria zulief und ihr entgegendonnerte: „Verrätherin! Treulose, Du sollst Deinen Lohn bekommen!“

Da faßte sich Maria und entgegnete ihrem Gemahl mit würdevoller Haltung: „An ein Vergehen, wie Du mich dessen zeihst, auch nur zu denken, ist mir unmöglich. Hast Du aber wirklich diesen unglückseligen Verdacht auf mich, so bitte ich Dich nicht um Schonung, sondern nur um kurzen Aufschub der Rache, nur um so viel Frist, um Dir und jedermann das Ungegründete Deines Argwohns, meine gänzliche Unschuld darthun zu können.“

Aber Ludwig rief ihr zu: „Ich brauche nichts weiter von Dir zu wissen, ich weiß genug und nur zu viel, nicht eine Viertelstunde gebe ich Dir Frist.“

Auch Elisabeth hat ihn, von dieser schrecklichen Beschuldigung abzustehen, die offenbar nur auf einem Mißverständnis, auf einer Verleumdung beruhe, und seiner Gemahlin Zeit zu lassen, von einer so schweren Anklage sich zu reinigen. Er werde gewiß, sobald sich seine Aufregung lege, einsehen, daß Maria die tugendhafteste aller Frauen sei. Vergebens waren alle Bitten, alle Betheurungen. Der Herzog ließ sich weder erweichen, noch zur Besinnung bringen. Der Wüthende schrie sich in eine immer größere Wuth hinein, erfüllte das ganze Haus mit seiner lärmenden Rache- und Mordlust und befahl den Wächtern in das Zimmer zu treten.

Inzwischen waren auch die Frauen, welche zum Hofstaate der Herzogin gehörten, aufgeschreckt durch das Geschrei, hereingekommen, und die Oberhofmeisterin trat mit Entschiedenheit vor den Herzog und erklärte ihm, daß sie, die alle Schritte seiner Gemahlin kenne, für ihre Schuldlosigkeit bürgte. In seiner Abwesenheit sei nicht das Geringste vorgefallen, was auch nur einen leisen Schatten auf die Ehre der Herzogin werfen könne.

„Der Brief!“ rief Ludwig.

„Welcher Brief?“ fragten die Frauen.

„Der Brief!“ rief Ludwig noch einmal.

Alle besannen sich, was für einen Brief er denn meinen könne.

„Der Brief!“ rief Ludwig zum drittenmal.

„Ich weiß von keinem Brief,“ erwiderte endlich die Oberhof-

meisterin, als von dem einen, den die Herzogin an Euch, und von dem andern, den sie an den Ritter Rucho von Otlingen —

„Wer hat ihn geschrieben?“ schrie der Herzog.

„Ich habe ihn auf Befehl der Herzogin geschrieben,“ sagte das Hoffräulein Gilika von Brenenberg.

„Und ich habe beide dem Boten übergeben,“ setzte die Oberhofmeisterin hinzu.

„So seid Ihr schuldig wie sie!“ tobte der Herzog, zog rasch ein Messer und durchbohrte das Fräulein Gilika. Lautlos stürzte sie nieder, ein dicker Blutstrom quoll aus dem getroffenen Herzen. Alles stand entsetzt und erstarrt. „Und diese,“ befahl der Herzog (auf die Oberhofmeisterin deutend) seinen Trabanten, „führet ihr sogleich auf den Thurm und werft sie von der Zinne herab! Sie war über das Höchste, was ich auf Erden hatte, gesetzt, sie soll nun auch von der Höhe zur Erde geschleudert werden!“

Die Wächter führten nicht, sondern sie schleppten die Unglückliche, von welcher man die Herzogin mit Gewalt wegreißen mußte, aus dem Zimmer, laut tönte ihr Klagegeschrei, allmählich wurde es schwächer und schwächer, man hörte nichts mehr als Tritte, es wurde ganz still, ein dumpfer Fall, und die That war vollbracht.

Raum hatte das zweite Schlachtopfer die Schwelle des Zimmers verlassen, so befahl der Herzog drei anderen Wächtern, seine Gemahlin vorzuführen und niederknien zu lassen. „O mein Vater! o meine Mutter!“ rief Maria. „Nimmt sich denn niemand meiner an? Ludwig! Ludwig! ich schwöre Dir's bei der heiligen Jungfrau, ich bin unschuldig, ich bin Dein treues Weib von Anfang bis zu dieser Stunde gewesen. Ludwig! Du wirst mich doch nicht tödten wollen? O nur nicht heute, nur so laß mich nicht sterben!“

Auch Elisabeth machte noch einen letzten Versuch. Sie umflammerte ihres Bruders Kniee und flehte ihn unter vielen Thränen an, sein Gewissen nicht mit einem solchen Verbrechen zu belasten. „Hast Du noch nicht genug an den zwei unschuldigen Opfern? Soll auch noch das Haupt Deiner Gemahlin fallen? Willst Du das Unglück, das der Staufer Haus fast ganz vernichtet, mit der Hand eines Wahnsinnigen in Dein eigenes tragen? Laß ab, Ludwig! bei Deinem Seelenheil, bei dem Andenken an unsere guten Eltern bitte ich Dich, laß ab!“

Auch der kleine Konrad, der sich indessen ängstlich an seine Mutter angeschmiegt hatte, faßte bittend des Herzogs Hand und sagte: „Mußt nicht so böse sein, Oheim! Sieh nur, wie die Mutter und die Herzogin weinen!“

„Ich kann nicht anders! ich muß!“ rief der Herzog, „der Brief! der Brief!“ Mit diesen Worten stieß er Elisabeth und Konrad von sich, winkte dem Wächter, der hinter Maria stand, und als dieser zögerte, stampfte er mit dem Fuße und schrie: „Wollt ihr gehorchen, Schurken?“ Da gehorchte der Wächter. Ein rascher Hieb, und das schöne, blasse Haupt der Maria von Brabant flog von dem Rumpfe und rollte hin zu den Füßen des kleinen Konrad.

Mit einem lauten Schrei sprang dieser auf seine Mutter zu, und als Elisabeth das Entsetzliche vor Augen sah, raffte sie ihre letzte Kraft zusammen, stand auf und, das weinende Kind auf den Armen, schritt sie rasch der Thüre zu.

Noch standen die Wächter im Zimmer, den Blick starr auf den Herzog geheftet, welcher selbst keinen Menschen anblickte. Es war Todtenstille im Zimmer, Todtenstille im ganzen Hause. Hier lag der Rumpf der Herzogin, dort lag ihr Kopf, und wohin auch der Herzog sehen mochte, der Anblick seines Opfers wurde ihm nicht erspart. Er winkte den Wächtern und gieng langsam hinter ihnen zur Thüre hinaus. Draußen war kein Licht; rasch und heftig verlangte er ein solches, und er, der sonst keine Finsterniß fürchtete, wagte nun nicht ohne Wächter und ohne Licht über den Vorplatz in sein Schlafgemach zu gehen.

Da saß er nun, das Haupt wie nach einem schweren Tagewerk mit der Hand gestützt, lange Zeit unbeweglich. Er hatte seine Rache befriedigt, ohne dadurch Befriedigung zu finden. Hatte er als Othello gehandelt, so gieng es ihm nun auch wie Othello. Wie dieser sieggefrönte Mohr, Feldherr der Republik Venedig, wegen eines verlorenen Schnupftuchs, auf die Verleumdung eines Schurken hin, seine treue Frau Desdemona in rasender Eifersucht erwürgte, so ward Herzog Ludwig wegen eines verwechselten und mißverstandenen Briefes zum vierfachen Mörder. Der von Maria ins Lager abgeordnete Bote hatte ungeschickterweise die Briefe verwechselt und den für Ritter Rucho bestimmten dem Herzog übergeben. Zufällig waren die beiden Ritter von Isols und von



Broffensberk bei ihm, welche schon längst mit neidischen Augen sahen, wie Rucho von der Herzogin ausgezeichnet wurde. Sie ließen keine Gelegenheit vorbei, wo sie ihm Schaden konnten, suchten den Umstand, daß die Herzogin mit ihm öfters Schach spielte, zu mißdeuten, warfen in Gegenwart des Herzogs zweideutige Worte hin, und als er ihnen nun jenen Brief zu lesen gab, lachten sie höhniſch und brachten dadurch den Herzog, der die ihm unklaren Worte des Briefes ſogleich aufs schlimmste mißdeutete, in eine ſo ſinnloſe Wuth, daß er den Boten niederſtieß und Tag und Nacht reiſend unerwartet an dieſem Abend in Donauwörth ankam. Auch dem Ritter Rucho war das gleiche Schickſal wie Maria zugeſagt, und zwar ſollten auf des Herzogs Befehl die zwei obengenannten Ritter ihn noch am nämlichen Abend ermorden. Aber er wurde noch rechtzeitig gewarnt, entkam der ihm zugeſagten Rache und erwies ſeine und Maria's Unſchuld aufs glaubhafteſte.

Als Ludwig ſeinen Blick erhob, bemerkte er über ſeinem Bette einen Lorbeerkranz, welcher ein Papier umſchloß, auf dem die Worte ſtanden: „Meinem Ludwig zur baldigen Heimkehr.“ Auf dem Tiſche ſah er eine Stickerſei, auf welcher ſein Lieblingshund abgebildet war, und daneben lag ein Zettel, in deſſen Schrift er der Herzogin Hand erkannte. Zitternd nahm er den Zettel und las: „Am 10. Januar. Heute habe ich Ludwig nach Augsburg geſchrieben und ihn zu baldiger Rückkehr ermahnt. Am 17. Januar. Heute habe ich ihm noch einmal geſchrieben und zugleich dem Ritter Rucho, den ich für ſeine Mitwirkung dadurch zu gewinnen ſuchte, daß ich ihm verſprach, ihm in dieſem Falle ſeine Bitte, ihn nicht mehr mit „Ihr,“ ſondern mit „Du“ anzureden, erfüllen zu wollen. Was thut man nicht aus Liebe zu ſeinem Gatten!“

Ludwig war wie verſteinert; er las den Zettel noch einmal und zum drittenmal und wagte kaum zu athmen. Dann rief er einen Diener und befahl ihm, den Zettel der Königin Eliſabeth zu überbringen und ſie zu fragen, ob die Sache ſich ſo verhalte, wie auf dem Zettel geſchrieben ſtehe. Als der Diener zurückkam, fand Ludwig am Rande des Blattes die Worte bemerkt: „Unglücklicher Bruder! Maria's Schrift iſt die lautere Wahrheit.“ Er konnte nicht mehr ſtehen, ſeine Kraft brach zuſammen, mit kaltem Angſtſchweiß ſank er auf das Lager. Die Furien des böſen Gewiſſens

packten den starken Mann, und indem sie ihm das Bild seiner Gemahlin bald in ihrer rothigen Lieblichkeit, bald in ihrer blutigen Todesblässe vorhielten, erschütterten sie ihm Mark und Bein und raubten ihm fast aufs neue die Besinnung. Mit Mühe erhob er sich am andern Morgen von seinem Lager, und mit Entsetzen sahen seine Diener, wie der erst 27jährige braungelockte Mann über Nacht eisgrau geworden war. Er zögerte nicht, für sein Vergehen Buße zu thun, ließ Maria und Gilika im Kloster zum heiligen Kreuz in Donaunwrth bestatten und erbaute als Zeichen seiner Reue das Kloster Fürstenfeld. Aber trotz Buße und Kloster hatte er noch Lebenslust genug, um in dem nämlichen Jahre mit König Richard wegen seiner dritten Vermählung mit einer englischen Prinzessin zu unterhandeln. Zu einem solchen Humor konnte sich selbst der Mohr Othello nicht aufschwingen.

Elisabeth fand unter solchen Umständen ihren Aufenthalt in dem Schlosse ihres Bruders von Tag zu Tag unerträglicher. Sie sah es daher nicht ungern, als ihr der Graf Mannhard von Görz und Tirol seine Hand anbot. Sie vermählte sich mit ihm drei Jahre nach der Schreckensnacht von Donaunwrth und wurde durch ihre Tochter Elisabeth, welche den Kaiser Albrecht I. heiratete, die Ahnfrau des habsburg-lothringischen Kaiserhauses.

Dem kleinen Konrad aber blieb die Greuelszene noch lange Zeit im Gedächtniß. Und wie bedeutungsvoll war für ihn jener Abend! Noch zwölf Jahre, und Konrad, oder wie er nach italienischer Bezeichnung gewöhnlich genannt wird, Konradin, erfüllt mit dem Zauber seines Namens ganz Italien, zieht in Rom ein, wird von dem Räuber seines Königreichs, dem französischen Prinzen Karl von Anjou, bei Skurfola geschlagen, von einem früheren Freunde seines Hauses, Frangipani, auf der Flucht gefangen und verrathen, von Karl zum Tode verurtheilt und steht auf dem Marktplatz von Neapel, den wunderschönen Golf vor seinen Augen. Er sinkt auf die Kniee, er betet, er küßt seinen Freund und Todesgefährten, Friedrich von Baden, er gedenkt seiner Mutter Elisabeth mit den Worten: „Mutter, welche Schreckenskunde wirfst Du von mir hören!“ und gleich darauf fällt das Haupt des letzten Herzogs von Schwaben durch Henkers Hand, während Karl von Anjou von einem Thurme herab dem Schauspieler zusieht.

Margaretha von Chüringen.





## Margaretha von Chüringen.

---

**E**s war der 24. Juni 1270. Die Dämmerungstunde nahte, und Margaretha öffnete ein Fenster ihres Gemachs, um frische Luft zu schöpfen. Der Hufschlag von Pferden erregte ihre Aufmerksamkeit: ein Ritter mit einem Fräulein, das den buntgestickten Schleier zurückschlug und nach dem geöffneten Fenster hinauffah, sprengte über den Hof und verschwand rasch hinter dem nächsten Thurme. Mit einem tiefen Seufzer schloß Margaretha wieder das Fenster, legte sich in den Lehnstuhl und stützte ihr Haupt mit der rechten Hand. Lange saß sie so da, unbeweglich, den Blick starr auf den Boden geheftet, nur zuweilen mit den Lippen zuckend. Eine Dienerin brachte Licht, fragte die Frau Landgräfin, ob sie etwas befehle, wurde aber gar nicht gehört und entfernte sich wieder. Endlich erhob sich Margaretha mit den Worten: „Das ist stark; aber um meiner Kinder willen!“ Sie gieng nach der Thüre zu, um die Haushofmeisterin zu rufen. In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre, und der Kopf eines Unbekannten zeigte sich mit ängstlicher Vorsicht. „Seid Ihr allein, Frau?“

„Ich bin es, aber wer seid Ihr, daß Ihr mein Zimmer, vollends zu dieser Tageszeit, zu betreten wagt?“

Der Unbekannte trat ein und fiel der Landgräfin zu Füßen. Es war ein Knecht, welcher schon seit längerer Zeit im Dienste des Landgrafen stand, von dem benachbarten Eisenach Brot und Fleisch holte und Holz auf die Burg lieferte. Margaretha erkannte ihn nach und nach wieder, fühlte sich zwar etwas getröstet durch das

treuherzige Gesicht des Menschen, wollte aber doch eine Dienerin rufen. Als dies der Knecht bemerkte, sagte er: „Thut das nicht! Seid ohne Furcht! Ich muß allein mit Euch sprechen; ich habe Euch ein wichtiges Geheimniß anzuvertrauen.“

„Und welches denn? So rede!“

„O Frau! Ich kann es fast nicht sagen; es ist schrecklich.“

„Was es auch sei; sprich! Ich habe schon viel schlimmes gehört.“

„So etwas gewiß nicht, Frau! Aber ich muß es Euch sagen, sonst thut's ein Anderer.“

„Was gibt es denn, um Gotteswillen?“

„Ich soll Euch ermorden, Frau; der Landgraf will's.“

„Mich ermorden? Und dazu bist Du gekommen?“

„Dazu bin ich hergeschickt, aber nicht gekommen; ich wollte Euch warnen.“

„Die Landgräfin nahm ein silbernes Crucifix vom Tisch, hielt es dem Knechte hin und sagte: „Bei diesem Kreuz! redest Du die Wahrheit oder nicht?“

„Ich möchte eine so edle und unschuldige Frau mit einer solchen Lüge nicht kränken; ich bin zwar nur ein armer, einfältiger Mann, aber glaubt mir, es ist alles so, wie ich Euch sage. Es sind heute vierzehn Tage, daß mich der Landgraf im Walde antraf, wie ich eben Holz fällte. „Wie geht Dir's, Kunz?“ fragte er. Ich hatte ihn noch nie so freundlich gesehen, faßte mir ein Herz und sagte: „Gut, Herr, wie es eben armen Leuten geht.“ „Du bist ein fleißiger Knecht,“ fuhr der Landgraf fort, „ich meine es gut mit Dir, ich will Dir ein schönes Stück Geld zu verdienen geben, aber Du mußt mir pünktlich ausführen, was ich Dir jetzt sage.“ Ich versprach es dem Herrn als sein gehorsamer Knecht. Dann sah sich der Landgraf ein wenig im Walde um, kam wieder zu mir her und sagte mit leiser Stimme: „Meine Frau, die Landgräfin, ist eine Verbrecherin, sie verdient den Tod; geh heute Nacht in ihr Zimmer und erdroßle sie! Willst Du es thun? Du bekommst viel Geld dafür und ein großes Stück Land.“ Ich fragte ihn, ob es auch wirklich so sei, wie er sage, und er betheuerte es mir. Da versprach ich es ihm. Aber wie ich beim Heimgehen Euch mit dem jungen Herrn im Garten spazieren gehen sah, konnte ich es

nicht mehr ausführen. Heute früh traf mich der Landgraf wieder, schalt mich wegen meines Ungehorsams, bezichtigte Euch noch einmal des Verbrechens und sagte, wenn ich heute Nacht Euch nicht ermorde, so wisse er schon Einen, der es morgen gewiß thue. Auch gab er mir an, ich sollte mich als Teufel verkleiden und so in Euer Zimmer kommen; dann werde jedermann erschreckt werden und kein Lärm entstehen. Ich versprach es ihm wieder, diesmal aber nur, um Euch alles zu entdecken. Denn ich glaube nicht, daß Ihr schuldig seid, und um des Geldes willen einen Menschen tödten, die Tochter des großen Kaisers, den ich bei dem alten Herrn selbst gesehen habe, das kann unser einer nicht."

Margaretha nahm das silberne Krucifix und gab es ihm mit den Worten: „Nimm dieses Kreuz und behalte es zum Andenken an diese Stunde! Der Gott, welcher Dich vor der Ermordung einer unschuldigen Frau behütet hat, sei Dir auch ferner stets nahe! Verlaß mich jetzt und warte in der Nähe des Zimmers auf meine weiteren Befehle!"

Der Knecht entfernte sich. Margaretha war allein. Ihre Kniee zitterten, ihre Füße trugen sie nicht mehr, sie schleppte sich mühsam auf das Ruhebett und legte sich halb bewußtlos nieder. Sie war zwar schon längst nicht mehr auf Rosen gebettet und wußte besser als irgend jemand, daß ihr Gemahl, Landgraf Albrecht von Thüringen, nicht mit Unrecht „der Entartete“ hieß; aber daß er es bis zum Muehelnord, bis zur Erwürgung seiner Gattin, er der Schuldige gegenüber der Unschuldigen, treiben könne, das wußte sie nicht, dessen hielt sie ihn nicht für fähig. Ihre Heirat war freilich, wie bei den meisten Töchtern dieses Standes, eine bloße Konvenienzheirat gewesen. Als Tochter des Kaisers Friedrich II. und der englischen Prinzessin Isabella konnte es ihr an einem Gemahl aus einem der ersten Fürstenhäuser Deutschlands nicht fehlen. Sie war kaum fünf Jahre alt, so verlobte sie ihr Vater (1246) mit dem Sohne des reichen und kunstsinigen Markgrafen Heinrich des Erlauchten von Meissen, und da der Bräutigam nur ein Jahr älter war, so mußte man sich auf eine lange Brautschafft gefaßt machen. Dies benutzte Papsst Innocenz IV. und schrieb an den Markgrafen Heinrich (1247) „er solle sich und seine Nachkommen nicht mit dem frevelhaften Blute des Kaisers besudeln und die

Verlobung wieder auflösen.“ Aber der wackere Heinrich wußte diese seelsorgerische Aufmerksamkeit des Papstes wohl zu würdigen und feierte im Jahre 1256 die Vermählung seines Sohnes mit Margaretha.

Wenn Albrecht mit seinem eigenen Vater und mit seinem Bruder, dem Markgrafen Dietrich von Landsberg, Krieg anfieng, so läßt sich denken, daß er bei seiner Gemahlin auch nicht immer den zärtlichen Troubadour spielte. Es kam aber noch etwas anderes hinzu. Margaretha, welche an dem Hofe zu Palermo und Neapel erzogen worden war, besaß neben einem sehr feinen, anmuthigen Aeußern einen Scharfsinn, eine allseitige Bildung, ein zartes, weibliches Benehmen und eine freundliche Milde im Umgang, wodurch sie jeden Gemahl, der für geistige Ausbildung und gemüthliche Eindrücke nicht abgestumpft war, fesseln und glücklich machen mußte. Allein daran fehlte es eben bei Albrecht. Er brauchte nicht gerade den dichterischen Geist seines Vaters oder jenen Mäcenassinn seines mütterlichen Ahnen, des Landgrafen Hermann von Thüringen, zu haben, unter welchem die Meister der Minnesängerkunst, Heinrich von Ofterdingen, Walthar von der Vogelweide und Wolfram von Eschenbach, den unter dem Namen „Wartburgkrieg“ bekannten Wettkampf veranstalteten. Einen solch hohen Flug muthete ihm niemand zu. Aber sein ganzes Wesen bewegte sich in einer solch untergeordneten Sphäre, daß ihm die feine Weiblichkeit und der gebildete Geist seiner Gemahlin geradezu zuwider waren. Er hatte seine eigenen Ansichten über die Ehe, von Grundsätzen der Religion und Humanität war bei ihm keine Rede, und da Margaretha auf diesem Standpunkt nicht stand, so fühlte sie sich sehr unglücklich, er sich nicht befriedigt. Besser gefiel ihm ein Hoffräulein seiner Gemahlin, Runne (Runigunde) von Eisenberg, deren ganzes Wesen seinem derben Geschmack mehr zusagte. Die Abneigung, von der Nebenbuhlerin geschürt, wurde nun zum Haß, und statt seine genug gekränkte Gemahlin von der Wartburg zu entfernen, griff er, um durchaus freies Feld zu haben und Runne als seine rechtmäßige Gemahlin heimführen zu können, geradezu zum Menehelfmord.

Als sich Margaretha von ihrem betäubenden Schmerze etwas erholt hatte, sah sie ihre Hofmeisterin und ein Hoffräulein neben sich stehen, welche sich ängstlich besorgt nach ihrem Befinden er-

kundigten. Sie ließ ihren Haushofmeister rufen, theilte diesen drei Personen den Vorfall mit dem Knechte mit und fragte, was sie thun solle. Der Hofmeister erklärte, daß er für sie keinen anderen Ausweg sehe, als zu fliehen, daß sie an Kleidern, Geld und Kleinodien so viel als möglich zusammenpacken und noch in dieser Nacht die Burg verlassen solle, da es in der nächsten vielleicht schon zu spät sei. Die beiden Frauen baten sich die Erlaubniß aus, jedes Los mit ihrer Herrin zu theilen. Darauf fragte Margaretha den Hofmeister, ob er sie begleiten und ihnen, bis sie ein Ankerkommen gefunden hätten, seinen ritterlichen Schutz angebeden lassen wolle. Dieser entschuldigte sich mit seiner Dienstpflcht gegen den Landgrafen. Der Knecht wurde herbeigerufen. „So geht dieser Mann mit uns,“ sagte Margaretha, „wenn uns ein langjähriger Diener, wenn uns ein Ritter verläßt. Nicht war, Kunz, Du verläßt die Landgräfin von Thüringen nicht?“ „Frau,“ erwiderte dieser, „mein Leben steht in Eurer Hand. Befehlt mir, was Ihr wollt.“ Sofort erhielten die beiden Frauen und der Knecht die Weisung, alles zur Flucht Nöthige herbeizuschaffen und in einer Stunde bereit zu sein. Der Hofmeister schwur, den Plan nicht zu verrathen, und verabschiedete sich. Margaretha gieng allein in ein Nebenzimmer.

Sie hatte einen furchtbaren Kampf zu bestehen. Sollte sie wirklich die Flucht unternehmen, einer ungewissen, abenteuerlichen Zukunft entgegengehen und dem verbrecherischen Gemahl das Feld überlassen, oder sollte sie standhaft auf ihrem Posten ausharren und mit Muth und Entschlossenheit jedem Schicksal, auch dem Tod ins Auge sehen? So viel Verführerisches das letztere auch für die Würde einer Kaiserstochter hatte, so mußte sie sich doch selbst sagen, daß dies eigentlich nichts anderes heiße, als ihr Leben nutzlos preisgeben, daß für sie mehr Muth zur Flucht als zum Dableiben gehöre, und daß sie mit der Wahl der ersteren noch den christlichen Zweck erreiche, ihrem treulosen Gemahl die Gelegenheit zu entziehen, ein Mörder zu werden. Aber es gab noch eine andere Frage. Wie war es mit ihren Kindern? Sie kannte die große Achtung und Liebe, welche ihre beiden Söhne gegen sie hegten; sie wußte recht wohl, daß dieselben sich in eben dem Grade zu ihr hingezogen, als von ihrem Vater abgestoßen fühlten; sie zitterte bei dem Gedanken, daß ihr Vater sie dies schwer entgelten lassen könnte.



Sollte sie die Söhne mitnehmen und sie dadurch vor jedem Unrecht, vor jeder Mißhandlung schützen, oder sollte sie sie zurücklassen bei dem entarteten Vater? So sehr ihr Gefühl für das erstere sprach, so war doch klar, daß sie dadurch ihre Söhne leicht um ihr Erbe, um ihre ganze Zukunft bringen dürfte, und dazu konnte sich ihre mütterliche Liebe nicht entschließen. „So will ich allein das Opferlamm sein,“ rief sie aus, „vielleicht sind dann die Rachegeister meines Hauses versöhnt.“ Sie warf sich auf die Kniee und suchte in heißem Gebete Trost und Kraft. Als sie das Nebengemach verließ; fand sie im Wohnzimmer ihre drei Reisegefährten bereit. „Habt Ihr alles Nöthige gerüstet,“ fragte sie, „und seid Ihr immer noch entschlossen, mir zu folgen?“ Beide Fragen wurden bejaht. „So wollen wir unsern Gang antreten!“

Zuerst begab sie sich in das neben dem Thurm gelegene Haus, wo das Schlafzimmer ihrer beiden Kinder war. Während ihre Begleitung außen wartete, trat sie in dasselbe. Da lagen sie friedlich bei einander, die herrlichen Söhne, von tiefem Schlaf umfangen. Es war ihr wunderbar zu Muth. Sie mußte alle ihre Kraft zusammennehmen, um nicht in laute Klagen auszubrechen. Sie beugte sich zuerst über Diekmann, den jüngeren Sohn, und küßte ihn mehreremal. Als er unruhig zu werden anfieng, gieng sie an Friedrich's Bett. Wie sie diesen, den Stolz ihres Lebens, sah, ihn mit dem halb kindlichen halb männlichen Gesichtsausdruck, mit der tadellosen, muthvollen Gesinnung, da übermannte sie der Schmerz. Sie nahm ihn mit Hestigkeit in die Arme und küßte ihn so leidenschaftlich, daß sie ihn dabei in die Wange biß. „Was ist das? Wer hat mir wehe gethan?“ rief der halb Träumende. „Sei ruhig, lieber Friedrich! ich bin es, Deine Mutter; ich wollte Dich noch einmal küssen.“ „Mutter, komm! ich will Dich auch küssen.“ Mutter und Sohn hielten sich umschlungen, er süß träumerisch lächelnd, sie heftig und immer heftiger weinend. Endlich riß sie sich los, sah noch einmal bei hellem Mondschein das Antlitz der beiden Söhne und verschwand. Hierauf begaben sie sich in den unteren Stock des Ritterhauses; denn nur von hier aus war es möglich, aus der Burg zu entkommen. Es war aber keine so leichte Sache. Das Mauerwerk des Hauses war ziemlich hoch, und noch weit höher war der Fels, auf dem das Haus stand, und gerade

hier mußte man sich hinablassen. Der mit den Lokalitäten der Burg und der Umgegend sehr vertraute Knecht hatte bald die geeignete Stelle gefunden, wo er die Seile und die zusammengebundenen Leintücher am besten befestigen konnte. Die Mitternachtsstunde war nahe. Zuerst schwang sich der Knecht hinunter, eine Schatulle, welche ihm die Landgräfin übergab, im Arme haltend. Nach ihm unternahm das Hoffräulein die halsbrechende Fahrt. Die dritte, welche am Seile hinabglitt, war Margaretha selbst, die Tochter des großen hohenstaufischen Kaisers, vor dem Mordstahl ihres eigenen Gatten fliehend, ihrer Kinder beraubt, in die Nacht und in's Elend hinausgestoßen. Als alle, auch die Hofmeisterin, am Fuße der Felsenburg glücklich angekommen waren, gieng es unter Führung des Knechtes die ganze Nacht hindurch über Berg und Thal, durch Wald und Feld bis Kreigenberg. Hier ruhten die Frauen bei einer treuen Bauernfamilie aus, während der Knecht zu dem Abt nach Hersfeld eilte. Dieser schickte seinen Amtmann und einen Diener mit Lebensmitteln und einem Reitpferd für die Landgräfin nach Kreigenberg und ließ die Frauen nach Hersfeld führen und von da zum Abt nach Fulda geleiten, welcher sie nach einiger Rast nach Frankfurt brachte. Es bedurfte kaum seiner besonderen Empfehlung bei dem Rathe der Stadt; denn Rath und Bürger thaten, im Andenken an den Vater der Landgräfin und an ihr ganzes Geschlecht, alles, was in ihren Kräften stand, um das Los der unglücklichen Frau zu mildern. Sie mieteten ihr ein Haus und versorgten sie mit der größten Freundlichkeit und Zuverlässigkeit. Aber ihre Gastfreundschaft wurde nicht lange in Anspruch genommen. Wenn sich auch die Landgräfin über die Treulosigkeit ihres Gemahls erheben, wenn sie die Schreckensnacht ihrer Flucht vergessen, wenn sie über ihre dürftige Lage sich trösten konnte, so lag doch eine Bürde zu schwer auf ihrem Herzen, als daß sie sie lange zu tragen im Stande war. Das Heimweh nach ihren geliebten Söhnen, die Angst um deren Leben quälte sie Tag und Nacht, malte ihr die Gefahren in den schrecklichsten Bildern vor und sog ihr alle Lebenskraft Tropfen für Tropfen aus. Am 8. August des nämlichen Jahres starb Margaretha zu Frankfurt, zerknickt und zerfchmettert.

Kurze Zeit nach Margaretha's Flucht reiste auf Betreiben

ihrer Anverwandten Markgraf Dietrich von Landsberg zu seinem Bruder und fragte ihn nach der Veranlassung dieser Flucht. Albrecht der Entartete antwortete, daß Margaretha sich der Untreue schuldig gemacht habe und mit dem Verführer entflohen sei. Dietrich nahm dies zum Vorwand, um seinem Bruder anzutragen, daß er die Kinder, deren Anblick ihm eine beständige Erinnerung an dieses Ereigniß sein müsse, zu sich nehmen wolle. Albrecht, der besonders an Friedrich mit großem Widerwillen das Abbild seiner Mutter sah, willigte gerne ein, und so wurden die Kinder aus ihrer trübseligen Lage erlöst und am Hofe ihres Oheims erzogen. Da aber Albrecht fortwährend feindselig gegen sie verfuhr, so kamen schon im Jahre 1281 Friedrich und Diezmann in Krieg mit ihrem Vater. Als man Friedrich, der von jenem Biß den Beinamen „der Gebissene“ oder „mit der gebissenen Wange“ erhielt, diesen Schritt vorhielt, entgegnete er: „Alles, was er meinem Bruder und mir thut, vergesse ich wohl, aber des Bisses, den mir meine selige Mutter in die Wange gegeben hat, kann ich so wenig vergessen, als mir die Narbe ganz vergeht.“ Später wollte Albrecht seinem geliebten Sohn Apiz, welchen ihm Kunne geboren hatte, mit völliger Uebergehung der andern Söhne, das ganze Erbe zuwenden; aber dieser Plan scheiterte an dem Widerstand der Stände und an dem festen Auftreten dieser Söhne und ihres bedeutenden Anhangs. Darauf bot er, nur damit seine älteren Söhne nichts bekommen sollten, Thüringen und die meißnische Erbschaft für 12000 Mark zum Verkauf aus, und wirklich fand sich ein Käufer in der Person des ländearmen Kaisers Adolf von Nassau. Allein dieser fand überall Widerstand, drang zwar mehrere Jahre nach einander verwüstend im Lande ein, wurde jedoch bei Mühlhausen von Friedrich und Diezmann und ihren tapferen Rittern geschlagen. Als der habzburgische Albrecht den Kaisers thron bestieg und das von Adolf erkaufte, aber nicht beherrschte Land als Reichsland ansprach, ließen sich die Brüder auch von diesem Kaiser nicht schrecken und brachten seinem Heere bei Lucka (1307) eine solche Niederlage bei, daß fortan niemand mehr Lust hatte, die Söhne im Namen ihres entarteten Vaters dafür zu bestrafen, daß sie das Blut einer Hohenstaufin in sich trugen und dieses glänzenden Namens sich würdig zeigten.

# Anna Boleyn.





## Anna Boleyn.

---

**E**in räthselhaftes Geschenk! Von wem, sagst Du, ist Dir der kostbare Schmuck übergeben worden?" fragte das Hoffräulein der Königin von England.

„Ich habe Euch noch keinen Namen genannt,“ erwiderte der Diener, „und bin auch nicht beauftragt, Euch einen solchen zu nennen.“

„Dann kann ich aber das Geschenk nicht annehmen,“ versetzte das Fräulein.

„Das hat gute Wege,“ meinte der Diener; einen solchen Schmuck kann im ganzen Königreich nur eine einzige Person her-schenken.“

„Und Du weißt gewiß, daß Du ihn mir überbringen sollst?“ fuhr das Fräulein fort.

„Wenn Ihr Anna Boleyn seid, so weiß ich's gewiß,“ sagte der Diener.

„So heiße ich allerdings.“

„Soll ich meinem Herrn,“ fragte der Diener, „irgend etwas von Euch ausrichten?“

„Nichts,“ antwortete Anna, „als was Du eben jetzt siehst.“ Mit diesen Worten trat sie vor den Spiegel und schlang das Halsband um ihren schönen weißen Hals. Der Diener entfernte sich langsam, noch im Weggehen die herrliche Jungfrau bewundernd.

Das Band war geknüpft, der Würfel war gefallen. England sollte es bis in seine innersten Tiefen, bis in das Heiligthum

seiner religiösen Anschauungen fühlen, daß König Heinrich VIII. die schöne Anna Boleyn liebe.

Es war nicht das erstemal, daß Heinrich ihr seine Aufmerksamkeit schenkte. Hatte er sie ja schon als siebenjähriges Kind zur Hofdame seiner jüngern Schwester Maria ernannt, welche in ihrem sechzehnten Lebensjahr mit dem 53jährigen verwitweten König Ludwig XII. von Frankreich sich vermählte. Nach dem baldigen Tode dieses Königs und nach der Rückkehr der Königin Maria, welche darauf in England den Herzog von Suffolck heiratete, blieb Anna in Paris als Hofdame der neuen Königin Claudia, der Gemahlin Franz I. Dieser lange Aufenthalt am französischen Hofe war für Anna's Bildung entscheidend: mit dem Grazieösen, das sie dort lernte, nahm sie auch die ganze Oberflächlichkeit und Leichtfertigkeit, womit die dortige Luft zersetzt war, in sich auf.

Als Heinrich im Begriff war, an Franz den Krieg zu erklären, berief er Anna Boleyn von Frankreich zurück und machte sie zur Hofdame seiner Gemahlin Katharina. Ihre Erscheinung erregte am englischen Hofe einiges Aufsehen. Wenn die Männer diese französische Engländerin bewunderten und ihre natürliche Lebhaftigkeit und Munterkeit priesen, so wußten dagegen die Frauen allerhand an ihr auszusetzen. Doch war keine Frage, daß sie an gesellschaftlichen Formen und Künsten allen Damen des Hofes weit überlegen war, daß sie mit einer Meisterschaft sang und tanzte, wie keine andere. König Heinrich, welcher ein großer Liebhaber von Musik und Tanz war, veranstaltete häufig musikalische Abendunterhaltungen, an welchen die Königin und ihre Damen, die fremden Botschafter und der Adel theilnahmen, und trotz ihrer spanischen Ruhe konnte die Königin ihre innere Bewegung nicht verbergen, wann sie sah, mit welcher Begeisterung ihr Gemahl den französischen Liedern, die Anna vortrug, lauschte, mit welcher verschlingenden Blicken er jede ihrer Bewegungen während des Tanzes verfolgte. Eine solche Hofdame war in ihrem häuslichen Budget nicht vorgesehen.

Es konnte Anna an Anbetern nicht fehlen. Der junge Percy, Sohn des Grafen von Northumberland, trug ihr seine Hand an. Sie wurde nicht zurückgewiesen. Aber so sehr er auch sein süßes Geheimniß vor jedermann, selbst vor seinem Vater verbarg, so

konnte er doch dem eifersüchtigen Auge des Königs nicht entgehen. Percy erhielt von seinem Vater eine scharfe Strafpredigt über seine Verwegenheit und den gemessenen Befehl, auf der Stelle die Tochter des Grafen Shrewsbury zu heiraten.

Damals merkte Anna zuerst, welch hohen und gefährlichen Liebhaber sie habe. Durch die Uebersendung des Halsbandes ward es ihr zur Gewißheit.

König Heinrich stand in seinen besten Jahren. Er hatte eine schöne Gestalt, ritterliche Manieren, hübsche Kenntnisse in den fremden Sprachen, und verstand von der Theologie mehr, als seinen Ministern lieb war. Er war noch nicht ganz achtzehn Jahre alt, als er (1509) den Thron bestieg. Der letztwilligen Bestimmung seines Vaters folgend, vermählte er sich mit der spanischen Prinzessin Katharina von Aragonien, obwohl sie acht Jahre älter war als er. Sie war bereits mit seinem älteren Bruder Arthur vermählt gewesen; aber dieser junge Prinz starb schon wenige Tage nach seiner Hochzeit. Heinrich mußte, um seine Schwägerin heiraten zu können, um päpstliche Dispensation nachsuchen. Dieselbe wurde von Julius II. ohne Anstand gewährt. Katharina war nicht ohne persönliche Anmuth und besaß manche lebenswürdige Eigenschaften, wenn auch ihre vielen Bußandachten und Kasteiungen nicht nach jedermanns Geschmack waren. Auch zeigte sie stets, besonders in ihren trüben Tagen, ein würdevolles Benehmen, das ihr nicht nur den Beifall des Hofes und die Theilnahme der ganzen Nation erwarb, sondern auch Heinrich Achtung abnöthigte. Von fünf Kindern, die sie ihm gebar, war nur noch eines, Maria, am Leben, welche später mit dem Beinamen „die Katholische“ den Thron bestieg. geraume Zeit lebte das Königspaar glücklich beisammen. Mit den Jahren mochte Heinrich, zumal bei der fortwährenden Kränklichkeit seiner Gemahlin, der Altersunterschied immer mehr auffallen, und reizende Gestalten, wie Anna Boleyn, erregten noch mehr als sonst seine Aufmerksamkeit. Ihr Vater, Sir Thomas Boleyn, stammte von einem Lordmayor von London ab und wurde vom König zum Rang eines Vicomte Rochefort erhoben; ihre Mutter war die Tochter des Herzogs Thomas von Norfolk. Als der König in einer günstigen Stunde ihr seine Liebe gestand und mit flehenden Worten um Erhörung

bat, erwiderte sie mit eben so viel Verbindlichkeit als Entschiedenheit: „Ich würde mich sehr glücklich schätzen, Sire, Ihre Gemahlin zu sein; aber zur Rolle Ihrer Geliebten werde ich mich nie hergeben.“

Durch diese Antwort wurde des Königs Leidenschaft noch mehr gereizt, und Anna besaß Gewandtheit genug, seinen wiederholten Liebesbetheurungen nur so weit nachzugeben, um ihn immer wieder mit neuer Hoffnung, mit heftigerer Sehnsucht zu erfüllen. Ihre Schönheit, ihr lebenslustiges und geistvolles Wesen machten einen so überwältigenden Eindruck auf den König, daß er nicht mehr ohne sie leben zu können glaubte. Er vergaß auf einmal all das Gute und Gediene, das in Katharina's Charakter lag, und wünschte nichts sehnlicher, als die heitere Anna an ihrer Stelle zu sehen. Ihr Umgang war ihm unentbehrlich, und offen, vor fremden Gesandten, bei Zusammenkünften mit anderen Monarchen, zeichnete er sie aus. Als französische Gesandte nach England kamen, um wegen eines Allianzvertrags zu unterhandeln, gab ihnen Heinrich vor ihrer Abreise ein prächtiges Fest zu Greenwich. Nachdem man Nachmittags dreihundert Lanzen gebrochen hatte, begab sich die Gesellschaft Abends in einen Tanzsaal, wo Gesänge und Maskentänze stattfanden. Um Mitternacht entfernte sich der König mit einigen Gästen, sie kehrten als venetianische Edelleute zurück und forderten Damen zum Tanz auf. Des Königs Tänzerin war Anna Boleyn. Auch befand sie sich mit Heinrich in Calais, als König Franz diesen dort besuchte. Nach dem Abendessen öffnete sich plötzlich die Thüre und zwölf weibliche Masken traten ein, von welchen jede einen Herrn zum Tanz einlud. Als sie später die Masken ablegten, bemerkte Franz, daß er mit Anna Boleyn getanzt hatte. Er sprach einige Zeit mit ihr allein und schickte ihr am folgenden Morgen einen sehr werthvollen Schmuck zum Geschenk.

Nachdem Heinrich achtzehn Jahre lang mit Katharina in einer, wenn auch nicht immer glücklichen, so doch auch nicht unglücklichen Ehe gelebt hatte, sprach er auf einmal in Gegenwart seiner Vertrauten die Besorgniß aus, es möchte seine Ehe mit der Witwe seines Bruders gegen die göttlichen Gesetze verstoßen. Er berief sich auf das Verbot, das allerdings im dritten Buch Moses 20, 21 enthalten ist, und sagte, daß gegenüber einem so klar ausgesprochenen



göttlichen Gesetz die päpstliche Dispensation durchaus ungiltig sei, da das göttliche Recht über dem päpstlichen stehe. Aber abgesehen davon, daß die allgemeine Anwendung des mosaischen Gesetzes auf alle Zeiten und Völker einigen gerechten Bedenken unterliegt, hatte der gelehrte König ganz vergessen, daß das fünfte Buch Moses 25, 5 die Ehe mit des Bruders Weib geradezu befiehlt, für den Fall, daß der Bruder ohne Kinder gestorben ist. Und eben dies war ja bei Heinrich's Bruder, Arthur, der Fall.

Es war klar, daß für Heinrich's „geheime Angelegenheit“, wie man sie nannte, mit der heiligen Schrift nicht viel zu machen war. Doch meinte Cardinal Wolsey, welcher zugleich die Stelle eines Kanzlers und päpstlichen Legaten bekleidete und als solcher fast die ganze päpstliche Gewalt in England ausübte, daß die Sache leicht auf eine andere Art gelingen könnte. Freilich wollte er seine Dienste nicht für Anna Boleyn aufwenden, deren Verhältniß zum König er als eine gewöhnliche Liebchaft ansah. Begeistert von dem Gedanken einer engen Allianz zwischen England und Frankreich, hatte er als Katharina's Nachfolgerin bereits eine französische Prinzessin ausersehen. Er war daher sehr erstaunt, als er aus seinen Bemühungen für den Abschluß dieser Allianz durch die Erklärung Heinrich's, daß es sein fester Wille sei, Anna zu heiraten, herausgerissen wurde. Knieend beschwor er seinen Herrn, einem Gedanken zu entsagen, der ihn mit Schande bedecken werde. Als er aber des Königs entschiedenen Willen sah, gab er seinen Widerstand auf, zollte dem Plane seinen vollen Beifall und suchte durch seine guten Dienste, die er der Sache widmete, seine kurzdauernde Opposition vergessen zu machen. Der geschmeidige Hofmann und scharfsichtige Minister hatte diesmal die Neigungen seines Herrn zu wenig studirt und sich zu sehr von seinen politischen Berechnungen einnehmen lassen. Es entgieng ihm nicht, daß seine vor-eilige Warnung bei Heinrich einen schlechten Eindruck zurückgelassen und daß er die Gunst der Anna Boleyn gründlich verschertzt hatte. Nur eins konnte ihn noch retten: wenn es ihm gelang, die Scheidung des Königs von seiner Gemahlin Katharina so schnell als möglich beim Papste durchzusetzen. Aber eben dies, so leicht es an sich gewesen wäre, war gerade damals eine Sache von der größten Schwierigkeit.

Es war die Zeit der heiligen Liga im Jahre 1527. Papst Clemens VII. hatte mit Frankreich, Mailand und Venedig einen Bund geschlossen, um die Unabhängigkeit der italienischen Staaten zu erhalten, beziehungsweise um die Uebermacht des Kaisers Karl V. in Italien zu brechen. Da zog der kaiserliche Feldhauptmann Georg Frundsberg mit 14 000 deutschen Landsknechten heran, vereinigte sich mit dem Connetable von Bourbon, welcher, von König Franz beleidigt, zum Hause Habsburg übergegangen war, und beide zogen gegen Rom. Während Frundsberg in Ferrara krank lag, langte Bourbon vor den Thoren Roms an und führte sein Heer zum Sturm; er selbst fiel, als er eine Leiter hinaufstieg, durch eine Musketenkugel, aber die Stadt wurde genommen und fünf Tage lang der Wuth der kaiserlichen Soldaten preisgegeben. Die Spanier und Italiener hatten es auf die reichen Privathäuser und Paläste abgesehen, die deutschen Lutheraner, von welchen sich viele zu diesem Feldzug gegen den Papst hatten anwerben lassen, fielen über die Kirchen und Klöster her, plünderten die Heiligthümer, zogen mit Messgewändern und Bischofsmützen in den Straßen Roms umher und riefen: „Luther Papst! Luther Papst!“ Clemens war in die Engelsburg geflohen und wurde dort eingeschlossen. Zwar gelang es ihm, aus seiner Gefangenschaft zu entinnen und als Gärtner verkleidet in die feste Stadt Orvieto zu kommen. Aber Rom und der Kirchenstaat waren von den Kaiserlichen besetzt, und weitere Feindseligkeiten gegen Karl zu unternehmen wäre von Clemens eine sehr gewagte Sache gewesen. Eine Feindseligkeit war nun eben das, was die englischen Gesandten vom Papst verlangten. Sie waren die ersten, welche sich ihm zu Orvieto vorstellten und ihm zu seiner Befreiung Glück wünschten. Zugleich verlangten sie aber auch, daß er sich sogleich mit dem Gesuch ihres Königs beschäftigen und den Cardinal-Legaten Wolsey bevollmächtigen solle, die Scheidungssache vorzunehmen und zu entscheiden, und daß er Heinrich erlauben solle, an Katharinas Stelle eine andere Gattin zu nehmen.

Gern hätte Clemens dem König von England, der sich stets als einen treuen Anhänger des päpstlichen Stuhles gezeigt hatte, diesen Gefallen erwiesen, wenn nur nicht diese Katharina die Mutter Schwester, die leibliche Tante des Kaisers gewesen wäre, der

entschlossen war, für die Ehre der unschuldig gekränkten Verwandten einzustehen. Beide Fürsten, Heinrich und Karl, gaben dem Papst deutlich zu verstehen, daß ihr Gehorsam gegen den römischen Stuhl für die Zukunft davon abhängen werde, wie dieser in der Scheidungssache gegen sie verfare. Willfuhr er Heinrich, so mußte er befürchten, daß der Kaiser ihn nicht nur all seiner weltlichen Macht in Italien entkleide, sondern auch in Deutschland die ganze Reformation gegen ihn aufbiete und dieses den Päpsten unentbehrliche Land von ihrer Herrschaft löstrenne. Das letztere mußte er auch von Heinrich befürchten, falls er ihn abwies; nur war England nicht Deutschland und Heinrich's Heere standen nicht in Italien. Zwar äußerte sich der Kaiser gegen eine englische Gesandtschaft, die zu ihm und dem Papste nach Bologna kam, ein paar Jahre später mit scheinbarer Resignation. An der Spitze dieser Gesandtschaft stand der zum Grafen von Wiltshire ernannte Vater Anna Boleyns; der später als Erzbischof von Canterbury berühmte Thomas Cranmer war ihm als theologischer Gehilfe beigegeben. Heinrich ließ durch seine Gesandten dem Kaiser für seine Einwilligung 300 000 Kronen, die Zurückbezahlung von Katharina's Heiratsgut und die Zusicherung eines lebenslänglichen, ihrer Geburt entsprechenden Unterhalts anbieten. Der Kaiser erwiderte, er sei kein Krämer und werde die Ehre seiner Tante nicht verkaufen. Die Sache sei jetzt vor dem Richter, vor den sie gehöre. Entscheide der Papst für Katharina, so werde er sie mit allen Mitteln unterstützen, die ihm Gott gegeben; entscheide er gegen sie, so werde er sich damit beruhigen. Allein der Papst wußte recht wohl, was er von dieser Beruhigung zu halten habe, sowie auch der Kaiser bei seiner Uebermacht in Italien wegen der päpstlichen Entscheidung sehr beruhigt sein konnte.

So war der Papst in dieser Scheidungssache, welche schon damals eine europäische Berühmtheit erlangt hat, zunächst auf eine geschickte Balancierkunst angewiesen. Mit keinem von beiden Theilen es zu verderben, jedem ein wenig Recht zu geben, Hoffnung auf Entscheidung zu machen und diese doch immer hinauszuschieben, zwei Schritte vorwärts zu machen und dann wieder drei rückwärts, dies war die Politik, welche Clemens von seinen gewiegtesten Kardinalen angerathen wurde. Er konnte nicht anders; denn er

war weder ein Gregor VII. oder Innocenz III., noch war die Zeit für solche Männer mehr geschaffen. Dabei hoffte Clemens auch, daß irgend ein unvorhergesehenes Ereigniß ihn aus dieser Verlegenheit ziehen werde. Und es war wirklich Aussicht dazu vorhanden. Im Jahr 1528 brach in England die Schweißkrankheit aus, welche schon 1485 so große Verheerungen angerichtet hatte. Doch hatte man seitdem sie mehr beherrschen gelernt. Diese Krankheit fieng mit Uebelkeit und Kopfweh an, und sobald diese Symptome eintraten, mußte der Patient sogleich zu Bett gebracht werden. Darauf erfolgte ein starker Schweiß; wenn dieser ungestört vorübergieng, war die Gefahr nach 24 Stunden beseitigt; trat aber durch Entblößung irgend eines Körpertheiles eine Erkältung und in Folge deren ein Zurücktreten des Schweißes ein, so fieng der Kranke an zu deliriren und war nach wenigen Stunden todt. Am Hofe wurde die weibliche Dienerschaft Anna's zuerst von der Krankheit befallen, worauf der besorgte König sogleich befahl, daß Anna auf den Landsitz ihres Vaters in Kent gebracht werde. Aber sie trug den Krankheitsstoff schon in sich und mußte bei ihrer Ankunft im Vaterhause gleich zu Bett gebracht werden. Heinrich selbst fürchtete ernstlich für sein Leben, hielt viel auf Luftveränderung, wechselte häufig seine Residenz, enthielt sich alles Verkehrs mit seinen Dienern und mit Fremden, schob seine geheime Angelegenheit ganz bei Seite, wohnte den Andachtsübungen der Königin bei, beichtete täglich und communicirte alle Sonn- und Feiertage. Er lebte wieder im besten Einvernehmen mit Katharina, und man glaubte, er werde auf die Scheidung ganz verzichten. Aber einstweilen hatte Anna die Krankheit glücklich überstanden und erschien wieder bei Hof, so schön, so rosig wie je. Nun hatte das Beichten ein Ende, und Heinrich communicirte täglich wieder mit Anna.

Inzwischen giengen die Verhandlungen mit dem Papste ihrem Ende entgegen. Clemens hatte der Gesandtschaft von 1527 zwar zugestanden, daß Wolsey über die Scheidungssache erkennen und daß Heinrich eine andere Gattin nehmen dürfe, dabei hatte er aber den König beschworen, damit noch zurückzuhalten, weil er für sein Leben fürchten mußte, wenn der Kaiser jetzt schon erführe, welche Schmach über seine Tante verhängt sei. Zwei Jahre darauf schickte er den Cardinal Campeggio nach England. Dieser sollte in Ge-

meinschaft mit Wolsey die Sache entscheiden. Beide Legaten eröffneten im Parlamentsaal ein Gericht, vor welchem der König und die Königin erschienen. Die letztere protestirte gegen die Richter, da diese vermöge ihrer Pfünden vom König abhängig, also nicht unparteiisch seien, und appellirte an den Papst. Campeggio konnte nicht wohl umhin, diese Appellation anzunehmen und die Sache nach Rom zur Entscheidung zu bringen. Damit war sie aber in die ungewisseste Ferne gerückt.

Nun war Cardinal Wolsey verloren. Er hatte die bestimtesten Versprechungen gemacht, alle Unterhandlungen geleitet, und doch war alles gescheitert. So lange Anna die Scheidung von ihm hoffte, schmeichelte sie ihm und schrieb ihm Briefe voll Liebenswürdigkeit und Dankbarkeit. Als sie nichts mehr von ihm hoffte, klagte sie ihn an, daß es ihm nie Ernst mit der Scheidung gewesen sei, und bewirkte ohne Mühe seine Verabschiedung. Das Jahr darauf starb er als ein gebrochener Mann. „Hätte ich“, sprach er sterbend, „Gott so fleißig gedient, wie ich dem König gedient habe, er würde mich nicht verlassen haben in meinen grauen Haaren.“

Als alle Versuche nicht gelangen und auch die großen Stöße von Gutachten, welche Heinrich mit bedeutenden Kosten von einigen Universitäten Italiens und Frankreichs eingeholt hatte, ihn keinen Schritt weiter brachten, war dem König, welcher nun fünf Jahre prozessirt hatte, der ganze Handel verleidet. Er äußerte gegen seine Vertrauten, daß er, da er weder den Widerstand des Kaisers überwinden, noch die Einwilligung des Papstes erhalten könne, im Sinne habe, den Scheidungsplan für immer aufzugeben. Als Anna und ihre Anhänger dies erfuhren, kamen sie in die größte Bestürzung. Ihre Feinde triumphirten und sprachen von ihrem Sturze als von einer ausgemachten Sache. Sie war verloren, wenn nicht ein kluger und durchgreifender Mann die Sache in die Hände nahm. Dieser Mann aber fand sich: es war Sir Thomas Cromwell. Er war der Sohn eines Walfmüllers, nahm in Italien Kriegsdienste, beschäftigte sich auf dem Comptoir eines venetianischen Kaufmanns und studirte zuletzt in England die Rechtswissenschaft. Von Wolsey in die Staatsgeschäfte eingeweiht, führte er seine Aufträge zur Zufriedenheit des Kardinals aus und veräumte nicht, sich selbst dabei zu bereichern. Seine Grundsätze

waren durchaus machiavellistisch. Tugend und Laster, sagte er, seien nichts als leere Worte, welche wohl den Gelehrten in seinem Studirzimmer angenehm beschäftigen könnten, aber jedem verderblich seien, der sein Glück am Hofe zu machen suche. Die Kunst des klugen Hofmanns bestehe darin, den Schleier zu durchblicken, den die Fürsten über ihre Neigungen zu ziehen pflegen, und die angemessensten Mittel zu erfinnen, wie sie dieselben befriedigen könnten, ohne daß sie die Sittlichkeit und die Religion zu beleidigen schienen. Ein solcher Charakter war für Heinrich wie gemacht.

Den Tag nachdem Heinrich jene konservative Absicht geäußert hatte, erbat sich Cromwell eine geheime Audienz bei dem König und stellte ihm vor, wie er, ohne seinen Glauben zu verändern, das Beispiel der deutschen Fürsten insoweit nachahmen könne, daß er statt des Papstes sich selbst zum Oberhaupt der Kirche von England mache. England sei jetzt ein zweiföpfiges Ungeheuer, halb weltlich, halb geistlich. Wenn aber der König diese päpstliche Autorität übernehme, so hänge die Ehescheidung nur von ihm selbst ab, und die Geistlichkeit, deren Leben und Vermögen in seiner Hand stehe, werde das gehorsame Werkzeug seines Willens werden. „Sire,“ schloß er seine Rede, „werden Sie englischer Papst, und Ihre Macht wird größer sein, als die des Kaisers und Papstes zusammen!“ Das waren Worte für ein königliches Ohr! Heirat mit Anna Boleyn, unumschränkte Macht über die Geistlichkeit, unbedingte Verfügung über ihre Reichthümer, Feststellung der Thronfolgeordnung, Herrschaft über das Parlament, unvergleichlicher Nimbus des Königthums, und alles das erreicht mit einem einzigen Griff! Cromwell wurde auf der Stelle zum Mitgliede des Geheimen Raths, später zum Kanzler, zum ersten Sekretär des Königs und Generalvikar ernannt.

Man könnte es auffallend finden, daß Heinrich nicht, und zwar schon weit früher, einfach die lutherische Lehre annahm, wodurch er seinen Zweck eben so gut erreichen konnte. Dabei ist nur zu bedenken, daß es Heinrich nicht um eine Reinigung und Verbesserung seines Glaubens, sondern nur um eine Erhöhung seiner Macht zu thun war, daher er auch trotz seiner vielgerühmten Reformation in allem, was nicht die päpstliche Oberherrschaft betraf, nachher so gut katholisch war als vorher. Was in Deutschland

aus der Tiefe des Gemüths und der Spekulation hervorgieng, war in England Sache der „rohen sinnlichen Faust“, was man dieser neuen Schöpfung bis auf den heutigen Tag noch ansieht. Doch machte sich noch ein anderer Umstand geltend. Als Luther in seiner Schrift von der „babylonischen Gefangenschaft der Kirche“ die Siebenzahl der Sacramente angriff, schrieb Heinrich 1521 eine Vertheidigung derselben, wofür er vom Papst Leo X. den Titel Defensor fidei „Beschützer des Glaubens“ erhielt. Luther gieng in seiner Antwort nicht auf's feinste mit ihm um: er nannte ihn einen Narren, Esel, Gotteslästerer, Lügner, über welche Sprache die Freunde Luthers sich ebenso sehr entsetzten, als seine Feinde sich freuten. Auf das Begehren des Königs Christian II. von Dänemark verstand sich Luther zu einer schriftlichen Abbitte. Von der Annahme ausgehend, als sei jene Schrift dem König fälschlich zugeschrieben, ergieng er sich in Schmähungen über den Cardinal von York (Wolsey), „diese Pest Englands“, was dem König wieder zu einer neuen Erklärung Veranlassung gab. Luthers Schriften wurden in England öffentlich verbrannt und blieben verboten.

Zeigte Heinrich bei seinen kirchlichen Reformen wenig Vorliebe für Luther, so zeigte er um so mehr Vorliebe für sich selbst. Schlag auf Schlag folgten seiner Unterredung mit Cromwell die Maßregeln, welche dem endlosen Scheidungsprozeß ein Ende machten, das konstitutionelle Königthum in einen Despotismus verwandelten und des Königs leere Kasse in eine sehr glückliche Stimmung versetzten. Die gesamte Geistlichkeit mußte eine Urkunde unterschreiben, worin der König als „alleiniger und oberster Lehnherr und Oberhaupt der Kirche und der Geistlichkeit“ anerkannt wurde. Der Zusatz: „soweit es Christi Gebot gestattet“, welcher dem Klerus so manche Hintertüre offen ließ, wurde anfangs zugegeben, aber bald nachher zurückgenommen. Darauf wurde der Peterspfennig abgeschafft, die Ablieferung der Einkünfte des ersten Jahres von allen Pfründen und geistlichen Würden, welche bisher als Preis der päpstlichen Bestätigung nach Rom floßen, wurde verboten und der geistlichen Synode das Recht entzogen, ohne vorherige königliche Genehmigung Vorschriften in Kirchensachen zu erlassen. Diese Einkünfte und Zehnten wurden in die königliche Kasse geleitet, von 500 Klöstern etwa 380 aufgehoben, der größte

Theil der Beute dem König überlassen und in den nächsten Jahren auch den übrigen Klöstern und den meisten geistlichen Stiftungen der Todesstoß versetzt.

Das Parlament gab zu diesen Veränderungen und zu allem, was Heinrich sonst noch Eigenmächtiges von ihm verlangte, bereitwillig seine Zustimmung. Denn die reichen und mächtigen Adelsfamilien, welche den früheren Königen so viel zu schaffen gemacht hatten, waren in dem Krieg der beiden Rosen fast alle vernichtet; was von weltlichen Peers da war, waren meist Emporkömmlinge, welche Heinrich und seinem Vater Reichthum und Würde verdankten und sich selbst sehr eifrig an dem geistlichen Raube beteiligten. Das Haus der Gemeinen hatte zwar nach Heinrich's Ansicht und Ausdruck eine „anständige“ Redefreiheit; aber er allein entschied, was anständig sei und was nicht. Beschlossen sie etwas, was ihm nicht anstand, so schickte er ihnen eine drohende Botschaft oder erschien persönlich unter ihnen und schalt sie „Bärenhäuter“. So wurde das Parlament zu einer reinen Dekretirmaschine. Und alles das um ein paar schöner Augen willen! Die Reformation in England und ihr Fortgang in Deutschland, der Krieg der englischen Krone mit Spanien oder mit Frankreich, die Duldung des Papstes als eines weltlichen Monarchen oder seine gänzliche Beraubung und Herabdrückung zu einem gewöhnlichen Bischof durch Kaiser Karl — dies waren lauter Fragen, die von dem lebenswürdigen Lächeln einer hübschen Engländerin abhiengen. Und die Inhaberin desselben hatte sich diesmal als die glücklichste Diplomatin bewährt: sie hatte über die schlauen Windungen der italienischen Kardinäle und über die säbelraspelnden Drohungen des Kaisers einen vollständigen Triumph davongetragen.

Anna hatte schon längst einen eigenen Hofstaat und eine eigene reichmöblirte Wohnung hart neben der königlichen erhalten, und die Hofleute waren genöthigt, ihr täglich ihre Aufwartung zu machen, wie sonst nur der Königin. Zwei Jahre darauf, beim Beginn der kirchlichen Reform 1531, erhielt Katharina den Befehl, das Schloß Windsor zu verlassen. „Wohin ich auch gehe,“ antwortete sie, „bleibe ich doch seine rechtmäßige Gattin.“ Seit jenem Tage, dem 14. Juni, sahen sich die beiden Eheleute nicht mehr. Katharina nahm ihre Residenz an verschiedenen Orten, zuletzt zu



Ampthill. Darauf wurde Anna zur Marquise von Pembroke ernannt, und einige Zeit darauf folgte die Vermählung. Am 25. Januar 1533 erhielt der königliche Kaplan, Dr. Rowland Lee, früh Morgens den Befehl, in einer Kapelle des Palastes zu Whitehall Messe zu lesen. Er fand daselbst den König und Anna Boleyn nebst drei weiteren Personen. Der Kaplan war sehr erstaunt, als er hörte, um was es sich handle. Einen Mann zu trauen, der noch in rechtmäßiger Ehe mit seiner Gattin lebte, der die Scheidung von dieser unzweifelhaft beim Papste niemals durchsetzte, dies war denn doch eine Frage, die dem Herrn Lee auf's Gewissen fiel. Aber der König schnitt alle Einwendungen durch die Erklärung ab, er habe die Sache „vor dem Gericht seines eigenen Gewissens untersucht, welches erleuchtet und geleitet worden sei durch den Geist Gottes, der die Herzen der Fürsten bewohne und leite“. Die Trauung ward vollzogen.

Nun wurde auch zur Scheidung geschritten. Thomas Cranmer eröffnete als Erzbischof von Canterbury ein geistliches Gericht und lud die Königin vor, ohne ihr den Grund dieser Vorladung anzugeben. Da sie nicht erschien, so wurde sie als widerspenstig verurtheilt und entschieden, daß ihre Ehe mit Heinrich „null und nichtig sei, da sie dem göttlichen Verbot zuwider geschlossen und vollzogen und daher vom ersten Augenblick an ungiltig gewesen sei“. Auch wurde durch einen Parlamentsbeschluß festgesetzt, daß des Königs Nachkommenschaft aus der ersten, nicht giltigen Ehe von der Thronfolge ausgeschlossen sei und daß die Nachkommen aus zweiter Ehe den Thron erben sollten. Ein so unnatürlicher Vater wurde Heinrich, daß er sein eigenes Kind, die achtzehnjährige Maria, für illegitim erklärte und ihr die Vorrechte ihrer Geburt verkümmerte. Auch war er kleinlich genug, Katharina den Titel „Königin“ zu nehmen und ihr zu befehlen, sich mit dem Titel einer verwitweten Prinzessin von Wales zu begnügen. Wer von ihren Dienern ihr den königlichen Titel gab, wurde unmaßsächlich aus ihrem Dienste entlassen. Andererseits bestand sie darauf, daß eben diesen Titel ihre Dienerschaft ihr gebe. Dadurch kam diese in eine nicht sehr beneidenswerthe Stellung. Katharina's Schicksal erregte allgemeine Theilnahme. Die Männer waren so klug, zu schweigen, den Frauen fiel dies schwerer, sie sprachen sich mit lauter

Mißbilligung über die Scheidung aus, bis Heinrich die vorlautesten in den Tower schickte.

Um übrigens alle unliebsamen Bemerkungen über seine neue Ehe niederzuschlagen, ließ Heinrich durch Cranmer eine Gerichtssetzung veranstalten. In dieser erklärte Cranmer, daß Heinrich und Anna in rechtmäßiger Ehe verheiratet seien und daß er diese Ehe überdies noch kraft seiner richterlichen und geistlichen Gewalt bestätige. Dann wurde die Krönung der neuen Königin mit ungewöhnlicher Pracht unter Theilnahme des ganzen englischen Adels mit Aufzügen, Triumphbögen und Turnieren gefeiert. Drei Monate nachher, am 7. Sept. 1533, im achten Monat nach ihrer Vermählung, gebar Anna eine Tochter, die später so berühmt gewordene Königin Elisabeth. Heinrich, dem so vieles gelang, hatte sicher auf einen Sohn gerechnet und machte nicht das freundlichste Gesicht zu dieser zweiten Prinzessin.

Nachdem diese Verhältnisse in England sich bereits festgestellt hatten, fällt endlich der Papst sein Urtheil. Er erklärte die Ehe Heinrich's und Katharina's für rechtmäßig und gültig, das Verfahren gegen letztere für ungerecht und befahl dem König, sie als seine rechtmäßige Gattin wieder zu sich zu nehmen. Aber Heinrich kümmerte sich um diesen Ausspruch so wenig, als um die Bulle Paul's III., worin er in den Bann gethan, seiner Krone verlustig erklärt, seine Länder mit dem Interdikt belegt, seine Unterthanen nicht nur der Treue entbunden, sondern geradezu aufgefordert wurden, die Waffen gegen den König zu erheben. Dieser Blitzstrahl erwies sich als der Blitzstrahl in einer Komödie. Es war ein einfacher Anachronismus.

In seiner doppelten Eigenschaft, als König und als Papst von England, verlangte Heinrich von allen seinen Unterthanen unbedingten Gehorsam in politischen wie in Glaubenssachen, sprach sich so gut als irgend ein Kirchenfürst das Vorrecht der geistlichen Unfehlbarkeit zu und verhängte die grausamsten Strafen über alle, die eine andere, als die vom König publicirte, Lehre aufstellten. Wer daran zweifelte, daß Heinrich das rechtmäßige Oberhaupt der englischen Kirche, daß seine erste Ehe ungültig, seine zweite nebst der sich darauf gründenden Thronfolgeordnung allein gültig sei, verlor, er mochte sein, wer er wollte, seinen Kopf. Sir Thomas

More, ein allgemein geachteter, rechtschaffener Mann, welcher, um nicht das Werkzeug des Despotismus zu sein, seine Kanzlerwürde aufgab und in den Privatstand zurückkehrte, weigerte sich zu schwören, daß die Ehe mit Katharina von Anfang an ungiltig gewesen sei. Er wurde in den Tower und später auf das Schaffot geschickt. Mit sokratischem Scherz sagte er zum Scharfrichter: „Mein Hals ist so kurz, daß ich fürchte, Du wirst bei mir wenig Ehre einlegen!“ Sein Haupt wurde auf der Londonerbrücke aufgesteckt. Auch Bischof Fisher von Rochester, welcher gegen die Rechtmäßigkeit der geistlichen Suprematie des Königs Bedenken hatte, wurde zum Tode verurtheilt. Der Kardinalshut war für diesen beim Papst gut angeführten Geistlichen schon unterwegs. Als Heinrich dies hörte, rief er: „Mag ihm Paul den Hut schicken; ich werde dafür sorgen, daß er keinen Kopf mehr hat, um ihn aufzusetzen.“ Sein Leichnam mußte einige Stunden lang zur Schau liegen gelassen werden.

Katharina führte indessen in ihrer Verbannung ein kummervolles Leben, ließ sich aber weder durch Versprechungen, noch durch Drohungen zu irgend einem Zugeständniß bewegen. Sie that dies hauptsächlich mit Rücksicht auf ihre Tochter Maria, deren Thronfolgerrecht durch nichts beeinträchtigt werden sollte. Als sie sich ihrem Ende nahe fühlte, wiederholte sie die schon oft verweigernte Bitte, wenigstens einmal noch, ehe sie sterbe, ihre Tochter zu sehen. Dieselbe war, seit der Scheidung, von ihrer Mutter getrennt, und da sie darauf bestand, sich Prinzessin zu nennen, ihrer Schwester Elisabeth aber diesen Titel verweigerte, so wurde sie vom Hofe verbannt und auf einem Landsitz unter strenger Aufsicht gehalten. Aber weder die Bitten der Sterbenden, noch die thränenvollen Klagen der zwanzigjährigen Tochter konnten Heinrich's Herz erweichen. Er versagte der unglücklichen Katharina den letzten Trost. Diese diktirte noch einen Brief an ihren „theuersten Herrn, König und Gemahl“, worin sie ihre Tochter Maria seinem väterlichen Schutz empfahl und alles Unrecht, das er ihr angethan, ihm vergab. Als Heinrich diesen Brief las, weinte er und ließ ihr einige freundliche und tröstende Worte sagen. Aber ehe der Bote zurückkam, starb sie, den 8. Januar 1536. Auf Heinrich's Befehl wurde sie mit geziemendem Gepränge begraben, und des Königs Dienerschaft mußte an ihrem Begräbnistag Trauerkleider anlegen. Anna Boleyn

aber kleidete sich an diesem Tage in gelbe Seide, verheimlichte ihre Freude nicht und sagte, jetzt erst sei sie wahrhaft Königin, denn sie habe keine Nebenbuhlerin mehr. Aber darin täuschte sie sich sehr.

Es gab damals in England zwei Parteien: eine protestantische, antipäpstliche, an deren Spitze Cromwell und Cranmer standen, welche, von der Königin Anna und ihrer Familie unterstützt, einer förmlichen Reformation zusteuerte, und eine papistische, welche unter der Leitung Gardiners den Staatswagen gerne wieder in das römische Geleise zurückgeführt hätte. So lange Anna Königin war, konnte die zweite Partei nichts ausrichten. Daher galt es, die mächtigste Patronin des Protestantismus, die Königin selbst, zu stürzen. Dies war weniger schwer, als es den Anschein hatte. Diese Partei kannte recht wohl die schwächste und empfindlichste Seite des Königs und machte sie zu ihrer Operationsbasis. Bald fand sich eine Dame, welche katholischer zu sein versprach, als Anna, und diese durch ihre jüngere und frischere Schönheit in Schatten zu stellen drohte. Der schwache König ließ sich leicht in diesem Netze fangen. Zugleich arbeitete Anna selbst ihren Feinden in die Hände. Sie besaß nicht jene Würde, welche der König von seiner Gemahlin verlangte, behielt vielmehr die ihr fast angeborenen leichten Manieren bei. So gern aber der König diese an ihr sah, so lange sie noch das Hoffräulein Anna Boleyn war, so ungern sah er sie an ihr als Königin. Bei ihrer Schönheit, bei ihrem geistreichen und liebenswürdigen Wesen und bei ihrer hohen Stellung konnte es nicht fehlen, daß sie unter dem hohen Adel viele Anbeter und Bewunderer hatte, die jeden Augenblick bereit waren, aus der Rolle eines Ritters von Toggenburg in den aktiven Dienst überzugehen. Solche Leute in einer anständigen und ehrerbietigen Entfernung zu halten, war sie, die in der französischen Galanterie auferzogen war, nicht immer im Stande. Vielmehr lag es ganz in ihrer Art, sowohl sich selbst gewisse Freiheiten zu erlauben, als auch anderen solche zu gestatten, und wenn dieselben auch noch so harmlos und unschuldig waren, so konnten sie doch leicht mißdeutet und dem König, der indessen nichts daran zu rügen gefunden hatte, ein schwerer Verdacht beigebracht werden.

Eines Abends, als sie in das Zimmer des Königs trat, erblickte sie in demselben ihr Hoffräulein, die schöne Johanna

Seymour. Bläß vor Schrecken entfernte sie sich sogleich, begab sich in ihr Zimmer und mußte zu Bett liegen. Wenige Tage darauf, am 29. Januar 1536, gebar sie einen todten Knaben. Wäre der Knabe lebend gewesen, so hätte er seine Mutter noch retten können; da er aber todt war, so gieng es mit ihr um so rascher abwärts. Heinrich, welcher seine Hoffnung auf einen Sohn zum zweitenmal getäuscht sah, verbarg seinen Aerger hierüber nicht. Anna erwiderte ihm, er dürfe niemand anklagen als sich selbst. Aber in dem Wörterbuch des Königs gab es für den Artikel „Selbstanklage“ keinen Raum.

Drei Monate nachher, am ersten Mai, war zu Greenwich ein Turnier. Anna's Bruder, Lord Rocheford, und der schöne Sir Heinrich Norris waren die vorzüglichsten Kämpfer. Während einer Pause des Turniers ließ Anna — sei es zufällig, sei es absichtlich — ihr Taschentuch vom Balkon fallen. Es fiel zu den Füßen Norris' nieder. Dieser hob es rasch auf, und mit einem glühenden Liebesblick auf die Königin wischte er sich damit die Stirne ab. Dieses Intermezzo war dem eifersüchtigen Auge des Königs nicht entgangen. Er fuhr hastig von seinem Sitze auf und verließ die Gesellschaft. Anna, das Gewitter ahnend, folgte ihm, wurde aber schon unterwegs für eine Gefangene erklärt und als solche in ihr Zimmer geführt. Am folgenden Tage wurde sie in den Tower gebracht, wo ihr das nämliche Gemach angewiesen wurde, in welchem sie die Nacht vor ihrer Krönung geschlafen hatte. Man sagte ihr, sie sei der Untreue gegen den König beschuldigt und sperrte mehrere ihr befreundete Personen gleichfalls in den Tower. Diese waren: Heinrich Norris, Brereton, Weston, Smeaton und sogar der eigene Bruder der Königin, Lord Rocheford. Von diesen legte Smeaton in der Hoffnung auf Begnadigung beim zweiten Verhör ein Bekenntniß seiner Schuld ab, während die vier andern standhaft ihre Unschuld behaupteten. Trotzdem wurden sie alle für überwiesen erklärt und zum Tode verurtheilt.

Anna sah vom Augenblick ihrer Verhaftung an ihr Schicksal voraus und überließ sich einer grenzenlosen Verzweiflung. Bald in Thränen zerfließend, bald starr wie eine Bildsäule, saß das arme Weib in der einsamen Zelle. Der Konstabler und der Lieutenant des Towers, Namens Rynghston, führten sie unter Begleitung

ihrer weiblichen Dienerschaft am 15. Mai vor die Schranken des Gerichts, das aus einer Kommission von 26 Peers, unter Vorsitz des Herzogs von Norfolk, bestand und in der Halle des Towers sich versammelt hatte. Die Anklage lautete dahin, daß sie mit obengenannten fünf Personen zu verschiedenen Verräthereien sich verbunden und mehrere Anschläge auf das Leben des Königs gemacht habe. Obgleich sie sämtliche Klagepunkte mit großer Gelassenheit und Ruhe, aber eindringlich und schlagend widerlegte, wurde sie doch von den diensteifrigen Richtern für schuldig erklärt und verurtheilt, daß sie verbrannt oder enthauptet werden sollte, wie es dem König gefalle.

Zwei Tage darauf, am 17. Mai, erhielt Erzbischof Cranmer, der Katharina's Ehe aufgelöst hatte, den Befehl, auch diese Ehe zu lösen. Gerade für ihn, der drei Jahre vorher diese Ehe für rechtmäßig und gültig erklärt und noch einmal feierlich bestätigt hatte, war dieser Auftrag eine wahre Ironie. Da er aber wohl wußte, daß bei dem despotischen Charakter des Königs sein Kopf auf dem Spiel stehe, so ließ er sich lieber auch die beschämendste Ironie gefallen und entschied „nach gerufenem Namen Christi und Gott allein vor Augen habend“, daß die zwischen Heinrich und Anna Boleyn geschlossene Ehe null und nichtig sei, ja sogar, daß sie es stets gewesen sei. Dadurch wurde Elisabeth, Anna's Tochter, ebenso für illegitim erklärt und von der Thronfolge ausgeschlossen, wie Katharina's Tochter, Maria.

Am nämlichen Tage wurde Smeaton als ein Bürgerlicher gehängt, die vier andern wegen ihres höheren Ranges enthauptet. Anna erhielt noch zwei Tage Frist und benutzte sie größtentheils dazu, um sich mit ihrem Beichtvater zu besprechen. Am letzten Abend hat sie knieend Lady Rhyngston, in ihrem Namen zu Lady Maria zu gehen, ebenso vor ihr zu knien und sie zu bitten, einer unglücklichen Frau das viele Unrecht, das sie ihr angethan, zu verzeihen. Am 19. Mai, kurz vor Mittag, wurde sie auf den Grasplatz im Tower geführt. Die Herzoge von Suffolk und Richmond, der Lordmajor, die Sheriffs und Aldermen und eine Deputation der Bürgerschaft waren zugegen. Anna richtete folgende Worte an sie: „Gute christliche Leute! Ich bin hieher gekommen, um dem Gesetze gemäß zu sterben und durch das Gesetz bin ich verurtheilt

zu sterben und will also nichts dagegen sagen. Ich bin nicht hieher gekommen, um jemand anzuklagen oder über das zu sprechen, dessen ich angeklagt und weßhalb ich zum Tode verurtheilt bin. Aber ich bitte Gott, den König zu erhalten und ihn lange über euch herrschen zu lassen; denn einen gütigeren und gnadenreicheren Fürsten gab es nie, und mir ist er stets ein guter, gütiger und gnadenreicher Herr gewesen. Und wenn sich jemand mit meiner Sache befassen will, so bitte ich ihn, das Beste davon zu denken. Und somit nehme ich Abschied von euch allen und bitte euch herzlich, daß ihr für mich betet!" Hierauf kniete sie am Block nieder, ihr Haupt wurde auf einen Streich vom Rumpfe getrennt und der Leichnam in einem Sarge von Ulmenholz in der Kapelle des Towers beigelegt. Dies geschah vier Monate nach Katharina's Tod.

Als Katharina am Sterben war, vergoß Heinrich Thränen; an dem Hinrichtungstag Anna's kleidete er sich weiß und am folgenden Morgen heiratete er Johanna Seymour. Mit dieser dritten Gemahlin lebte er in glücklicher, jedoch kurzer Ehe. Sie gebar ihm am 12. Oktober 1537 den längst gewünschten Sohn, den nachherigen König Eduard VI., starb aber 12 Tage darauf. Schon im nächsten Monat bewarb sich Heinrich um die Hand der verwitweten Herzogin Marie von Longueville, bekam aber einen Korb. Eine Prinzessin von Modena, welche er zu heiraten wünschte, gab ihm zur Antwort, sie würde es sich zur großen Ehre rechnen, seine Gemahlin und Königin von England zu werden, müßte aber, um ihn heiraten zu können, zwei Köpfe haben; denn mit einem riskire sie es nicht. Nun kam Cromwell, dem der Einfluß der Papisten über den Kopf zu wachsen drohte, auf den Gedanken, den König durch eine Heirat an die protestantischen Fürsten Deutschlands, an den schmalkaldischen Bund zu fesseln und dadurch der deutschen Reformation geneigter zu machen. Zu einer Zeit, wo Kaiser und Papst auch den König von Frankreich für ihre Pläne gegen den Protestantismus gewonnen und der Papst endlich den Bannfluch gegen Heinrich geschleudert hatte, war es offenbar ein sehr geschickt angelegter Plan, den König mit einer deutschen protestantischen Prinzessin zu verbinden. Nur war die Rechnung ohne den Wirth gemacht; denn Heinrich war kein Mann für politische Heiraten; er folgte hierin, wie in den meisten andern Dingen, nur

feinen persönlichen Neigungen. Die von Cromwell ausersehene Prinzessin war Anna von Cleve, Schwester des regierenden Herzogs von Cleve und der Gemahlin des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen, welcher letztere das Haupt des schmalkaldischen Bundes war. Da Heinrich's Gesandte versicherten, Anna sei schön, schlank und von majestätischem Außern, und diese Aussage durch ein herrliches, von Hans Holbein, dem größten der damaligen deutschen Maler, gefertigtes Porträt ihre Bestätigung fand, so gieng Heinrich mit großer Freude auf die Sache ein. Die Prinzessin landete am 31. Dez. 1539 zu Dover, und Heinrich ritt ihr verkleidet bis Rochester entgegen, um ihr einen Blick abzustehlen und, wie er sich ausdrückte, seiner Liebe Nahrung zu geben. Aber wie erschraß er! wie sehr verwünschte er den galanten Maler Holbein, seine Gesandten und vor allem seinen Kanzler Cromwell! Sie war allerdings so schlank und groß, als er es von seiner Gemahlin wünschte, im übrigen aber hatte sie grobe Züge und sehr wenig Anstand. Nachdem er sich etwas erholt hatte, ließ er sich bei ihr melden, und als sie das Knie vor ihm beugte, hob er sie auf und küßte sie, sprach aber kein Wort mit ihr und begab sich nach einigen Minuten wieder auf sein Zimmer. Am andern Morgen schickte er ihr einige Geschenke, eilte nach Greenwich, versammelte dort den Geheimen Rath und befahl Cromwell, ein Mittel ausfindig zu machen, um die Heirat zu verhindern. Aber weder Cromwell noch sonst jemand wollte ein solches einfallen. Die Sache war schon zu weit gediehen, als daß man mit einer auch nur halbwegs anständigen Ausrede einen so auffallenden Rückzug hätte beschönigen können. Verzweifelnnd rief der König: „Gibt es denn keinen anderen Ausweg, als daß ich wider meinen Willen den Kopf in die Schlinge stecken muß?“ Er ließ sich endlich von Cromwell überreden, in die Trauung einzuwilligen, und so lebte das neue Ehepaar einige Monate zusammen. Doch war Anna nicht in der glücklichen Lage, den Mangel an körperlichen Reizen durch geistige Eigenschaften zu ersetzen. Vielmehr fehlten ihr gerade diejenigen Vorzüge, welche Heinrich für eine hauptsächlichliche Zierde einer adeligen Dame hielt. Er liebte leidenschaftlich die Musik, und sie konnte weder singen, noch irgend ein Instrument spielen; er sprach englisch und französisch, aber nicht deutsch, und sie konnte nichts



als deutsch; er wünschte, daß seine Gemahlin bei allen Festlichkeiten glänze und den Ton angebe, und bei ihr drehte sich alles Wissen um Lesen, Schreiben und Nähen. So wuchs sein Widerwille von Tag zu Tag, und er mochte bei dieser zweiten Anna wohl manchmal an seine erste denken.

Zunächst mußte Cromwell dafür büßen, daß er seinen Herrn in diese unangenehme Lage versetzt hatte. Zwar machte ihn der König zum Grafen von Essex und fuhr fort, ihn mit Ehren und Gütern zu überhäufen, aber nur, um ihn desto schmälicher fallen zu lassen. Auch war der König darüber erbittert, daß Cromwell, wie aus seinen Papieren hervorgieng, mit den deutschen Fürsten in einem geheimen Briefwechsel stand, der zum Zweck hatte, die Reformation in England auf deutschem Fuß fortzusetzen. Hatte er seinem Herrn die despotische Lehre beigebracht, daß Hochverräther auf die bloße Anklage hin ohne Prozeß und ohne Geständniß verurtheilt werden dürfen, so sollte er jetzt sehen, daß er sehr gelehrige Schüler gebildet habe. Er wurde verhaftet und ohne weiteren Prozeß als Hochverräther verurtheilt. Am 29. Juni 1540 starb er auf dem Blutgerüste. Gleich darauf erfolgte auch die Scheidung von der Königin, wobei Parlament und Klerus sich unbedingt dem königlichen Willen fügten. Als man mit Anna zuerst von dem Vorhaben des Königs sprach, fiel sie in Ohnmacht; nach und nach aber machte sie sich mit dem Gedanken vertraut, und ein jährliches Einkommen von 3000 Pfund, nebst dem Palast von Richmond, war ihr zuletzt lieber als ihr launischer und tyrannischer Heinrich, bei dem niemand seines Lebens sicher war. Sie erhielt den Titel „Adoptivschwester des Königs“ und blieb in England.

Am 9. Juli wurde Anna von Heinrich geschieden, und am 8. August heiratete er Katharina Howard, die Tochter des verstorbenen Lord Edmund Howard und Nichte des Herzogs von Norfolk. Bei einem Gastmahl, welches der Bischof von Winchester gab, hatte sie durch ihre seltene Schönheit, durch ihre, wenn auch kleine, so doch regelmäßige Gestalt zum erstenmal Heinrich's Aufmerksamkeit erregt. Länger als ein Jahr lebte Heinrich glücklich mit ihr. Da wurden verschiedene Anklagen gegen sie erhoben, in Folge deren sie am 13. Februar 1542 hingerichtet wurde.

Da Heinrich bei seinen verschiedenen Verbindungen mit in-

ländischen und ausländischen Fräulein nicht immer vom Glücke begünstigt war, so versuchte er es zuletzt mit einer Witwe. Der Versuch schlug nicht fehl: diese sechste Gemahlin erhielt sich in ihrer Stellung. Im Juli 1543 war es, daß er Katharina Parr, die Witwe Lord Latimers, heiratete. An ihr hatte die protestantische Partei eine Beschützerin; denn sie war nebst ihrer Familie dem Protestantismus mit ganzer Seele ergeben. Um so feindseliger trat die papistische Partei, der damalige Kanzler und Gardiner, Bischof von Winchester, ihr entgegen. Diese beobachteten alle ihre Schritte, suchten den Religionseifer der Königin als Waffe gegen sie zu benutzen und machten sie dem König verdächtig. Auch gieng sie wirklich in die Falle, und es gehörte ein bedeutender Aufwand von List dazu, um wieder glücklich herauszukommen. Sie las die Schriften Luthers, welche dem König schon wegen des Verfassers sehr verhaßt waren, ließ sich mit ihrem Gemahl in theologische Streitigkeiten ein und unterstand sich, an seiner geistlichen Unfehlbarkeit zu zweifeln. Aber Heinrich war an solche weibliche Vorlesungen und solchen Widerspruch nicht gewöhnt, und da er in Folge eines unheilbaren Geschwürs damals in's Zimmer gebannt war, so war ohnedies sein Humor nicht der beste. Er gab daher Gardiner und dem Kanzler Befehl, Anklageartikel gegen die Königin aufzusetzen. Diese waren sehr bereit dazu. Aber die Königin, welche sich in einem benachbarten Zimmer befand, hatte die Sache mitangehört. Sie fiel in Krämpfe, schrie und weinte, und erfüllte den ganzen Palast mit ihren kläglichen Jammertönen. Heinrich, durch ihr Geschrei zum Mitleid angeregt, schickte seinen Arzt zu ihr und ließ sich zuletzt selbst zu ihr tragen, um sie zu trösten. Dies wirkte besser als der Besuch des Arztes, und Abends war sie schon wieder so hergestellt, daß sie mit ihrer Schwester dem König einen Besuch abstatten konnte. Sie wußte das Gespräch auf die Religion zu lenken und bei Gelegenheit das Kompliment anzubringen, daß sie ihn für den größten Gelehrten halte und seinen Aussprüchen unbedingten Glauben schenke. Aber Heinrich erwiderte ihr: „Nein, nein, bei der heiligen Maria, ich kenne Dich zu gut, Rätchen; Du bist ein Professor!“ „Wenn ich“, versetzte sie darauf, „zuweilen gewagt habe, Euch zu widersprechen, so geschah es nicht, um meine Meinung durchzusetzen, sondern um Euch zu unterhalten;

denn ich habe bemerkt, daß Ihr in der Hitze des Streites Eure Schmerzen ganz vergaßet." „Ist es nur das, mein Liebchen?“ rief der König, „so sind wir wieder Freunde.“ Damit war die Gefahr beseitigt. Als am andern Morgen der Kanzler mit der Wache kam, um sie zu verhaften und in den Tower zu führen, jagte ihn der König unter den heftigsten Vorwürfen zur Thüre hinaus. Das schlaue Rätchen aber hütete sich von da an sehr, die theologische Empfindlichkeit ihres Herrn Gemahls auf eine neue Probe zu stellen.

Doch gieng es mit diesem von jener Zeit an (1546) rasch seinem Ende zu. Die Sorge um seinen einzigen, immer kränklichen Sohn und seine eigenen üblen Gesundheitsumstände machten ihm das Leben zur Last. Da er sich seit längerer Zeit den Tafelfreunden gar zu sehr hingab, so wurde er so ungeheuer dick, daß er sein eigenes Gewicht nicht mehr tragen und ohne Hilfe von Maschinen nicht aus einem Zimmer in das andere kommen, ja nicht einmal seinen Namen unterschreiben konnte, sondern dies durch drei Kommissäre besorgen lassen mußte. Bis zum letzten Tage mit Hinrichtungsbefehlen beschäftigt, starb er am 28. Januar 1547.





Johanna Gray.





## Johanna Gray.

---

**R**aum war der fünfzehnjährige König Eduard VI., der seinem Vater Heinrich VIII. auf dem Throne von England und Irland gefolgt war, seinem Siechthum erlegen (6. Juli 1553), so wurde ein Kabinetsstück in Scene gesetzt, das die Augen von ganz Europa auf sich zog, die politischen und religiösen Leidenschaften Englands von neuem aufregte und einen tödtlichen Bruderkrieg unter den Fahnen der Reformation und des Papismus zu entflammen drohte. Die Beherrscher von Deutschland und Frankreich, Kaiser Karl V. und König Heinrich II., welcher letztere die junge reizende Schottin, Maria Stuart, und mit ihr das Königreich Schottland für seinen unmündigen Dauphin Franz gewonnen hatte, standen auch hier, wie in anderen großen Fragen, einander als Gegner gegenüber. Der Plan war nicht erst von gestern, sondern noch zu Lebzeiten Eduards gefaßt und von ihm sanktionirt worden. Die Seele desselben war der herrschsüchtige Dudley, von Eduard zum Grafen von Warwick, später zum Herzog von Northumberland erhoben. Als solcher beherrschte er England bei der Minderjährigkeit des Königs mit fast unumschränkter Macht. Er war, was ganz im Sinne Eduards lag, der eifrige Fortsetzer der von Heinrich VIII. der schönen Anna Boleyn zu lieb begonnenen Reformation und hatte schon deswegen von der rechtmäßigen Nachfolgerin Eduards alles zu fürchten. Die Thronfolgeordnung, wie sie Heinrich vor seinem Tode, das an seinen Töchtern begangene Unrecht wieder gut machend, mit Gutheißung des Parlaments festgesetzt

hatte, bestimmte, daß bei dem kinderlosen Absterben Eduards die beiden älteren Schwestern desselben, Maria, die Tochter der spanischen Katharina, und Elisabeth, Anna Boleyn's Tochter, die nächsten Erbinnen seien. Erst nach diesen sollte Heinrich's jüngere Schwester, Maria, welche den König Ludwig XII. von Frankreich als ersten und den Herzog von Suffolk als zweiten Gemahl hatte, erbberichtigt sein. Heinrich's ältere Schwester, Margaretha, welche an den König Jakob IV. von Schottland vermählt worden war, wurde ganz übergangen. Diese Thronfolgeordnung umzustürzen, den letzten zum ersten zu machen und dadurch sein eigenes Haus auf den Thron zu bringen, war das Streben Northumberlands. Eine Tochter jener Maria, der Herzogin von Suffolk, war Franziska; sie heiratete den Grafen Gray, der gleichfalls zum Herzog von Suffolk erhoben wurde. Die älteste ihrer drei Töchter war Johanna Gray, und diese bestimmte Northumberland zur Gemahlin für seinen Sohn, Lord Guilford Dudley, und zur künftigen Königin. Bei der Vorliebe, welche Eduard für Johanna Gray besaß, und bei seiner Besorgniß, daß seine Schwester Maria als fanatische Katholikin den Protestantismus in England wieder ausrotten möchte, gelang es Northumberland ohne Mühe, Eduard dazu zu bringen, daß er seines Vaters Erbfolgeordnung aufhob und Johanna Gray, die Schwiegertochter Northumberland's, für die Thronfolgerin in England erklärte. War es seinem Vater erlaubt, durch ein Testament die Thronfolge zu ordnen, wer wollte es dann Eduard verwehren, gleichfalls ein solches Testament zu machen? Aber jenes war durch Beschluß des Parlaments zu einem förmlichen Staatsgesetz geworden; dieses war nichts weiter als die Privatäußerung des Königs und bekam durch die Billigung seiner Rätke an Geltung keinen großen Zuwachs. Auch Eduard hätte wohl die Sanktion des Parlaments eingeholt, ohne Zweifel auch bekommen; aber an der Ausführung hinderte ihn sein rasches Hinwelken. An dieser Versäumniß konnte sein ganzer Plan scheitern, wenn er sich gleich auf die noch nicht widerrufenen Parlamentsbeschlüsse berief, wonach die beiden Ehen, aus denen Maria und Elisabeth hervorgegangen waren, für ungesetzlich, diese selbst also für illegitim erklärt worden waren. Die Geheimen Rätke und die Oberrichter von England unterschrieben das Testament nur nach langem Sträuben und nach den heftigsten Drohungen Northumberlands.

Von diesem Plane des Königs und seiner Rathgeber, von diesem Staatsstreich gegen die Legitimität wußte diejenige Person, welche dabei die Hauptrolle spielen sollte, auch nicht das Geringste. Warum sollte man sie auch noch vorher fragen? Johanna Gray und ihr Gemahl Dudley waren beide kaum siebzehnjährig, so recht dazu gemacht, meinte Northumberland, um seinen Intriguen zum Spielball zu dienen. Aber an Bildung war die schöne und tugendhafte Johanna ihren Jahren weit vorausgeeilt. Sie sprach mehrere neuere Sprachen, las die Griechen und Römer in der Ursprache und war, was damals eine Hauptsache war, in den theologischen Streitigkeiten ihrer Zeit auf's genaueste unterrichtet. Sie correspondirte lateinisch mit den Schweizer Reformatoren und vergaß, über ihrem Plato sitzend, die Genüsse des Lebens, denen sich ihre Freundinnen hingaben. An dieser zurückgezogenen Lebensweise änderte ihr eheliches Verhältniß, in welchem sie sich gerade nicht übergücklich fühlte, nicht viel, und erst in den letzten Monaten hatte sie von König Eduard die Erlaubniß begehrt, London zu verlassen und einige Tage in stillem Landleben zu Chelsea zuzubringen. Am 9. Juli, also drei Tage nach Eduards Tod, erhielt sie von dem Geheimen Rath die Weisung, unverzüglich nach Sionhouse zurückzukehren und dort die Befehle des Königs zu erwarten. Als sie dort angekommen war, verfügte sich am folgenden Morgen der Herzog von Northumberland, der Marquis von Northampton und die Grafen von Arundel, Huntington und Pembroke zu ihr, sprachen anfangs über gleichgiltige Dinge, zeigten aber doch eine so ungewöhnliche Ehrfurcht, daß sie dadurch in einige Verlegenheit gerieth. Bald darauf trat die Herzogin von Northumberland, ihre Schwiegermutter, die Herzogin von Suffolk, ihre Mutter, und die Marquise von Northampton in's Zimmer und nun eröffnete ihr der Herzog, daß ihr Vetter, König Eduard VI. gestorben sei, und daß er, um das Reich vor dem Papismus und der schlechten Regierung seiner beiden nicht guten Schwestern Maria und Elisabeth zu sichern, sie, Lady Johanna, zu seiner Erbin erklärt habe. Bei diesen Worten knieten die Lords nieder, erkannten sie als Königin und schwuren, ihr Blut für sie zu vergießen. Johanna, diese zarte, schüchterne Frau, welche bisher mehr ihren Studien als dem praktischen Leben und den Fragen der Staatskunst sich gewidmet hatte, erschrack auf's heftigste bei dieser Ankündigung. Aus ihrem stillen, sonnigen Pflanz-



zenleben herausgerissen, sollte sie sich auf einmal mitten in dem Wirbel der politischen und religiösen Gegensätze herumtreiben und dem wogenden Andrang der Leidenschaften ihr unbefangenes Herz entgegenstellen. Das war zu viel auf einmal für eine so anspruchslose Seele; sie zitterte an allen Gliedern, stieß einen lauten Schrei aus und fiel ohnmächtig zu Boden. Als sie wieder zu sich kam, sagte sie unter Thränen, sie glaube durchaus nicht die Fähigkeiten zu einer Königin zu besitzen; falls sie aber das Recht auf ihrer Seite habe, so hoffe sie, Gott werde ihr die Kraft verleihen, den Scepter zu seiner Ehre und zum Besten der Nation zu führen. Den Tag darauf, am 11. Juli, begab sich die junge Königin zu Wasser nach dem Tower, wo sich die Könige vor ihrer Krönung aufzuhalten pflegten, und hielt ihren Einzug in London mit großem Gepränge. Ihre Mutter, die Herzogin von Suffolk, trug ihr die Schleppe, der Lordschatzmeister überreichte ihr die Krone und ihre Verwandten begrüßten sie knieend. Nachmittags verkündigten die Herolde in der Hauptstadt den Tod Eduards und die Thronbesteigung Johanna's und in einer Druckschrift, welche man austreute, wurde das Volk mit den Gründen bekannt gemacht, auf denen ihr Thronrecht beruhe.

Schweigend, ja mit Murren wurde diese Ankündigung vom Volke aufgenommen. Man hatte sich schon längst daran gewöhnt, Maria als nächste Thronerbin anzusehen, und konnte nicht begreifen, wie nun plötzlich eine entfernte Verwandte des Königs vorgezogen werden sollte. Was Eduard in seinem Testament, ohne die Bestätigung des Parlaments nachzusuchen, festgesetzt hatte, galt jenem durch Parlamentsbeschluß festgesetzten Rechte Marias gegenüber für durchaus ungesetzlich, für null und nichtig, und man sah in dieser Proklamation eine offenbare Veraubung der rechtmäßigen Erben. Hatte man auch wenig Sympathieen für den Papismus der Prinzessin Maria und für ihre Absicht, die Krone von England dem Papste wieder zu Füßen zu legen, so war doch das englische Volk noch zu sehr von katholischen Anschauungen erfüllt, der religiöse Zwiespalt war in England noch zu wenig erstarrt, als daß man die Grundsätze des Rechts darüber vergessen hätte. Nicht die Konfession, sondern die Frage des Rechts und der Legalität entschied hier und zwar diesmal ebenso für eine katholische Königin, als 1688 gegen einen katholischen König.

Dieses beredte Schweigen des Volkes hatte Northumberland nicht erwartet, noch weniger die rasche Entschlossenheit und das Glück Maria's. Als Eduard am Abend des 6. Juli in Greenwich starb, lag dem Herzog alles daran, seinen Tod geheim zu halten und sich der Person Lady Maria's zu bemächtigen. Die Wachen im Palast wurden verdoppelt, und die Prinzessin erhielt einen königlichen Befehl, sogleich an den Hof zu kommen. Schon war sie unterwegs, und die Gefangenschaft im Tower war ihr, sobald sie nach London kam, sicher; da erhielt sie noch in der nämlichen Nacht vom Grafen von Arundel einen Brief, der ihr den Tod ihres Bruders mittheilte und den Plan des Herzogs enthüllte. Schnell stieg sie zu Pferd und ritt mit ihrer Dienerschaft nach Kenninghall in Norfolk. Von dort schrieb sie an den Geheimen Rath, verwies ihm, daß er ihr den Tod ihres Bruders nicht angezeigt, und befahl ihre Proklamirung als Königin. Aber die Lords, denen alle Schätze, alle Truppen zur Verfügung standen, glaubten, eine hilflose Frau wenig fürchten zu müssen, und antworteten ihr, daß sie ihren unbegründeten Ansprüchen entsagen und sich als getreue Unterthanin ihrer rechtmäßigen, unzweifelhaften Königin unterwerfen solle. Bald aber hörten sie, daß Maria nicht so hilflos und verlassen sei, als sie geglaubt hatten. Die Grafen von Bath und Suffex ergriffen für sie die Waffen, in Norwich wurde sie als Königin ausgerufen, ganz Norfolk und Suffolk erklärten sich zu ihren Gunsten und der ganze Landadel scharte sich um sie. In wenigen Tagen sah sie sich in dem Schlosse zu Framlingham, wohin sie, ohne zu rasten, vierzig Meilen weit geritten war, von mehr als 30,000 Mann Freiwilliger umgeben.

Somit mußte auch Northumberland, dessen Unbeliebtheit beim Volke für Johanna's Königthum ungünstig war, ein Heer aufstellen. So gern er auch dem Herzog von Suffolk das Kommando überlassen hätte, um selbst das verdächtige London zu bewachen, so konnte er doch dem Lobe, das Graf Arundel seiner Geschicklichkeit und Tapferkeit spendete, nicht widerstehen und zog mit 10,000 Mann wohl gerüsteter Truppen gegen die regellosen Scharen Maria's. Aber als er durch die Straßen der Hauptstadt ritt, äußerte er mit bekümmertem Herzen: „Das Volk drängt sich herzu, um uns zu sehen, aber niemand ruft: Gott geleit' euch!“ Es wäre ihm wohl nicht schwer gewesen, seine Gegner im Felde zu

befiegen; als er sich aber von der Neigung des Volkes zu Maria überzeugte, und als er hörte, daß er für einen Rebellen erklärt und ein Preis auf seinen Kopf gesetzt sei, entsank ihm aller Muth und alles Vertrauen, und je mehr er zurückwich, desto mehr lichteteten sich die Reihen seines Heeres durch Desertion. Sei eigenes Heer entschied sich für Maria, und um seinen Kopf zu retten, beschloß er, die Fahne, welche er in den Staub herabgezogen, selbst zu erheben, und ließ in seinem Lager Maria als Königin ausrufen.

Stand es so bei dem Heer, so ließ sich leicht denken, wie es in der Hauptstadt zugieng. In der neugeschaffenen königlichen Familie selbst brach Unfriede aus. Johanna hatte bei der tiefen geistigen Bildung, die sie besaß, durchaus nicht im Sinne, sich zu einem Werkzeug des ehrgeizigen Northumberland, zu einer Kreatur der Dudleys, zu einer Puppe dieser übermüthigen Hofkamarilla herabzuwürdigen. Wenn sie ein so gutes Recht auf den Thron hatte, wie man ihr sagte, so wollte sie es mit niemand theilen, auch nicht mit ihrem Gemahl, wollte nicht bloß Königin heißen, sondern es auch sein. Sie hatte einen so hohen Begriff von dem Königthum, daß sie es für eine Entweihung ansah, dasselbe auf einen andern überzutragen oder auch nur mit ihm zu theilen. Trotz der dringenden Vorstellungen ihrer Schwiegermutter und ihres Gemahls weigerte sie sich entschieden, den letzteren neben sich krönen zu lassen, und wollte ihn nur zum Herzog ernennen. Dieser Familienzwist wirkte auch auf die Mitglieder des Geheimen Rathes ein und ließ sie den Eid, welchen sie Eduard und Johanna geschworen hatten, um so leichter vergessen. Auf Veranstaltung des Geheimen Rathes, besonders des Grafen von Arundel, der eben noch vor Johanna auf den Knien gelegen war, wurde Maria in London als Königin ausgerufen, und der Tower von ihren Anhängern in Besitz genommen. Johanna legte nun die Krone, welche sie nur neun Tage getragen hatte, nieder. Sie hatte sie wider ihren Willen angenommen und konnte sich mit leichtem Herzen von einem Kleinod trennen, das ihr nichts als Widerwärtigkeiten gebracht hatte. Nach stiller Einsamkeit, nach dem Studium der alten Klassiker sich zurücksehnd, begab sie sich am folgenden Morgen, den 20. Juli, nach Sionhouse, wurde aber zwei Tage darauf nebst ihrem Gemahl, ihrem Vater und Schwiegervater und dreiundzwanzig anderen Personen als Gefangene in den Tower gebracht.

Am 31. Juli hielt die Königin Maria, ihre Halbschwester Elisabeth zur Seite, zu Pferd ihren feierlichen Einzug in London, in dessen Straßen die verschiedenen Zünfte in ihren besten Anzügen aufgestellt waren. Es war ein sehr ungleiches Paar, diese königlichen Schwestern: hier die achtunddreißigjährige Maria, der man fast ihr ganzes Leben lang ihre Mutter und ihren Glauben vorgeworfen und möglichst viel Schlimmes zugefügt hatte, eine kleine, magere, blasse Figur, ohne die Majestät und den Anstand ihrer Eltern, das Gesicht abgehärtet und vom Kummer verzehrt, mit schwarzen, stechenden Augen, das Herz voll Bitterkeit und Rache, allen religiösen Neuerungen feind, zu einer vollständigen Restauration entschlossen, das Vorbild jener unglücklichen Tochter Ludwigs XVI., Marie Theresé, welche als Herzogin von Angoulême 1814 aus langjähriger Verbannung nach Frankreich zurückkehrte und in ihrem Groll gegen die Revolutionsmänner die Restauration so raschen Schrittes in den Abgrund treiben half; neben Maria die zwanzigjährige Elisabeth in voller Jugendblüte, mehr anziehend als schön, von kräftigen Körperformen, von dunkler Gesichtsfarbe, aus welcher der Glanz ihrer blauen Augen um so lebhafter sich abhob; ihre zierliche Hand, welche sich gerne sehen ließ, versprach Schonung und Gunst. Wie ein heranziehendes Gewitter stellte sich Maria dar, heiter und kräftig wie ein Sonnenaufgang Elisabeth. Mit ungeheurem Jubel wurde sie vom Volke empfangen und bis zum Tower begleitet.

Von den Gefangenen wurde Northumberland nebst zwei seiner Genossen am 21. August enthauptet, acht andere, worunter Johanna, wurden zurückbehalten, die übrigen in Freiheit gesetzt, eine Milde, welche in jener verfolgungssüchtigen Zeit Aufsehen erregte. Vergebens drangen die kaiserlichen Minister, welche Kaiser Karl V. seiner Base Maria zur Seite gestellt hatte, in sie, auch über Johanna das Urtheil zu fällen. Wenn man diese schone, sagten sie, so werde die Königin nimmer in Frieden herrschen, die nächste Faktion werde sie als Nebenbuhlerin ihr entgegenstellen: Johanna habe die Krone an sich gerissen und müsse nach den Gesetzen einer richtigen Politik ihre Vermessenheit mit dem Leben bezahlen. Aber Maria entgegnete ihnen, sie könne es weder mit ihrem Herzen noch mit ihrem Gewissen vereinbaren, ihre unglückliche Base zum Tod zu verurtheilen. Johanna sei weniger strafbar, als der Kaiser

glaube; sie sei nicht Northumberland's Mitschuldige, sondern nur eine Puppe in seinen Händen gewesen. Auch seine Schwiegertochter sei sie nicht; denn ehe sie Guilford Dudley geheiratet, sei sie schon mit einem Andern verlobt worden. Die Gefährlichkeit ihrer Präntensionen bestehe nur in der Einbildung, und überdies könne man vor ihrer Freilassung alle erforderlichen Vorsichtsmaßregeln treffen. Dabei blieb es vorderhand.

Zwei Sachen waren es, welche Maria in der nächsten Zeit durchzuführen sich vorgenommen hatte: die Wiederherstellung der Herrschaft der katholischen Kirche und ihre Vermählung. Hinsichtlich des Dogma's hatte das erste keine Schwierigkeiten, da der größte Theil des englischen Volkes nicht aus Ueberzeugung, sondern auf Befehl seiner Regierung die Konfession gewechselt hatte und leicht zu bewegen war, einen nochmaligen Wechsel vorzunehmen. Anders aber war es, wenn man von der Wiederherstellung der päpstlichen Gerichtsbarkeit und von der Zurückgabe der Kirchengüter sprach. Gegen jene sträubte sich der angeborene Sinn der Engländer für ein unabhängiges Staatswesen, gegen diese das Interesse so vieler Adelligen und aller jener, in und durch deren Hände jene Güter gekommen waren. Wenn Maria hierin nicht sehr behutsam auftrat, so war es bald um sie geschehen. Gleich ihre ersten Maßregeln deuteten auf dieses Ziel hin, und ihre vornehmsten Räthe, welche sie aus den unter der vorigen Regierung abgesetzten katholischen Bischöfen auswählte, unterstützten sie hierin. Rascher aber brach die Unzufriedenheit wegen des zweiten Punktes aus. Das Volk, das Parlament, selbst der von ihr so hochgeschätzte Bischof Gardiner wünschten, daß sie sich mit einem der englischen Großen vermähle, und hatten es dabei auf den jungen Eduard Courtenay, einen Abkömmling des Hauses York, abgesehen. Aber Maria lehnte den Vorschlag ab, weil er ein roher und wüster Gefelle war und weil sie es mit ihrer Ehre nicht vereinigen konnte, einen Unterthan zu heiraten. So griff sie denn mit beiden Händen zu, als Kaiser Karl, den sie in allen wichtigen Dingen um Rath fragte, ihr seinen Sohn Don Philipp vorschlug, verbindlich hinzufügend, wenn es seine Jahre erlaubten, würde er selbst nach der Ehre ihrer Hand streben. Zwar war Philipp noch nicht dreißig Jahre alt und bereits zum zweitenmal Witwer; aber die Verbindung Englands mit dem habsburgisch = spanischen Hause verhieß dem englischen

Throne einen ungeheuren Einfluß auf die Geschicke des Continents. Anders sah das Volk die Sache an, Katholiken wie Protestanten. Nichts als Unheil versprach man sich von dieser spanischen Heirat, in der Politik, wie in der Religion; die Aufregung hätte kaum größer sein können, wenn das vernichtende Urtheil, welches Schiller in seinem Don Karlos über Philipp fällt, dem englischen Volke schon bekannt gewesen wäre. Aber Maria blieb taub gegen alle Vorstellungen, bestand fest auf ihrer Vermählung mit Philipp und zeigte sich über die Maßen verliebt in ihn, ehe sie ihn nur gesehen hatte.

Diese allgemeine Mißstimmung schien der gestürzten Partei eine günstige Gelegenheit, sich der verhassten Siegerin zu entledigen. Im Februar 1554 brach eine Empörung aus, an welcher auch Johanna's Vater, der Herzog von Suffolk, theilnahm. Aber die königlichen Truppen wurden überall Meister, die Häupter des Aufstandes wurden gefangen und enthauptet, darunter auch Suffolk. In sein Schicksal wurde auch seine Tochter, die edle Johanna Gray, und deren Gemahl verwickelt. Obgleich sie nicht den mindesten Antheil an der Empörung hatte, so genügte doch schon der Umstand, daß ihr Name wenigstens dabei genannt worden war, sie auf das Schaffot zu bringen. Maria glaubte, ihre Milde als die Ursache dieser neuen Empörung bereuen zu müssen, gab denen, welche auf die Vernichtung der Northumberland'schen Partei hinarbeiteten und schon früher ihre drakonischen Rathschläge gegeben hatten, jetzt, nachdem sie sich erprobt zu haben schienen, Recht und vergaß die schöne Antwort, mit der sie im vorigen Jahre die kaiserlichen Aufhänger zurückgewiesen hatte. Sie unterzeichnete den Befehl zur Hinrichtung Guilford Dudley's und seiner Gattin. Um Johanna's protestantische Seele zu retten, schickte sie katholische Geistliche in ihr Gefängniß, welche sie bekehren sollten. Diese wurden von der wohl belehnen und standhaften Johanna unverrichteter Sache wieder heimgeschickt. In einem griechischen Briefe, dessen Inhalt sie wohl durch diese fremde Sprache der allgemeinen Kenntniß entziehen wollte, nahm sie von ihrer Schwester Abschied und gieng mit Steifheit und Entschlossenheit dem Tode entgegen.

Der 12. Februar war der verhängnißvolle Tag. Johanna erhielt die Erlaubniß, ihrem Gemahl das letzte Lebewohl zu sagen, und dieser, der getrennt von ihr war, bat sie um einen nochmaligen

Abschied. Aber sie ließ ihm sagen, daß sie sich nicht getraue, diesen erschütternden Auftritt mit der Fassung zu ertragen, die ihr letzter Gang erfordere; auch bedürfe es ja des Abschieds nicht, da sie in wenigen Augenblicken auf ewig vereint sein würden. Als ihr Gatte aus dem Tower geführt wurde, um öffentlich vor einer unermesslichen Volksmenge enthauptet zu werden, stand sie am Fenster ihres Gemachs und winkte ihm mit zärtlicher Hand ihr Lebewohl zu; bald sah sie seinen blutigen Rumpf zurückbringen und freute sich, als sie hörte, wie standhaft er gestorben sei. Nun kam die Reihe an sie. Wegen ihrer königlichen Abkunft wurde ihr die Schmach einer öffentlichen Hinrichtung erspart, vielleicht aber auch das Innere des Towers nur in der Absicht dazu ausersehen, damit dieses unschuldige Blut der edelsten Frau nicht das Mitleid und den Zorn des Volkes erzeuge. Festen Schrittes und mit freudiger Miene trat sie vor den Henker und hielt eine Rede an die Umstehenden, in welcher sie sich zwar als schuldig bekannte, aber nicht, weil sie die Hand nach der Krone ausgestreckt, sondern weil sie denen, die sie zum Werkzeug ihres Ehrgeizes machen wollten, nicht beharrlich genug widerstanden habe. Dann betete sie mit Farkenham, dem ehemaligen Abt von Westminster, einen Psalm, ließ sich ruhig von ihren Frauen entkleiden und legte mit Gelassenheit und Würde ihr Haupt auf den Block. Auf einen einzigen Streich war es vom Rumpf getrennt. In ihr Tagbuch hatte sie geschrieben: „Wenn mein Fehler Strafe verdiente, so dürften mich meine Jugend und Unerfahrenheit mindestens entschuldigen. Gott und die Nachwelt werden mir günstig sein.“ Dieser Wunsch ist in Erfüllung gegangen. Die Nachwelt hat ihr ihre volle Theilnahme und Liebe zugewandt, während sie Maria, welche in ihrer Vermählung mit Philipp kein Glück, in den Scheiterhaufen, auf welchen sie 290 Ketzer verbrennen ließ, keine Ruhe fand und kinderlos, von niemand geliebt, 1558 starb, als eine herzlose, fanatische Thörin ansah, die mit Feuer und Schwert, nicht mit Liebe und Verstand ihr Volk zu beherrschen suchte und mit ihrer schwachen Kraft den Strom des Jahrhunderts aufhalten oder gar rückwärts lenken zu können meinte. Als eines der dunkelsten Blätter in der Geschichte Englands ist die Regierung der katholischen Maria bezeichnet.

Maria Stuart und Elisabeth.







## Maria Stuart und Elisabeth.

---

**E**s war Samstag den 9. März 1566 zwischen sieben und acht Uhr Abends. Mit dem Kommandeur des Schlosses und der Gräfin von Argyll, ihren natürlichen Geschwistern, und mit einigen anderen Mitgliedern ihres Haushaltes, worunter auch ihr Kabinetsekretär David Riccio war, saß Maria Stuart in Holyroodhaus, ihrem Palast zu Edinburg, in ihrem Schlafgemach beim Abendessen. Dinge von Wichtigkeit wurden besprochen. Zwei Tage vorher war das schottische Parlament eröffnet worden, durch welches Maria den Katholicismus wieder herstellen und die aufständischen protestantischen Lords verurtheilen lassen wollte. Riccio, der schlaue Piemontese, welcher früher dem Erzbischof von Turin als Sekretär gedient hatte, später mit dem Gesandten des Herzogs von Savoyen nach Schottland gekommen war, hatte alle Fäden zu diesem Kabinetstreich in der Hand. Wegen seiner guten Stimme war er auf den Wunsch der Königin aus den Diensten jenes Gesandten in die königliche Hauskapelle gekommen, hatte sich aber bald durch ganz andere Dinge als durch Psalmen und liebliche Lieder zu empfehlen gewußt. Schön war er nicht; sein ernstes, unfreundliches Wesen nahm dem noch jungen Manne den Reiz der Jugend und ließ ihn älter aussehen, als er wirklich war. Aber durch seine Kenntniß der italienischen und französischen Sprache, durch seine Geschicklichkeit im schriftlichen Ausdruck, durch seine scharfe Diagnose bei diplomatischen Handlungen, durch seine Gewandtheit in Behand-

lung der politischen Geschäfte hatte er sich der Königin bald unentbehrlich gemacht. Sie übertrug ihm im Jahre 1564 die Stelle ihres Privatsekretärs. Als solcher führte er ihre auswärtige Korrespondenz, besorgte alle ihre Briefe an den Papst, in dessen Sold er stand, an König Philipp II. von Spanien und an den französischen Hof, arbeitete an der Gründung einer katholischen Liga, deren Spitze gegen die schottische Reformation, gelegentlich auch gegen Elisabeth von England gerichtet war, und war seiner Gebieterin ebenso ergeben als brauchbar. Kein Wunder, wenn der Fremde Haß, der Vertraute Eifersucht, der katholische Korrespondent den höchsten Argwohn erregte.

Der König war nicht bei der Tafel, trat aber plötzlich durch eine geheime Thüre, zu welcher ihn eine verborgene Treppe führte, ein und setzte sich neben seine Gemahlin, den Arm um ihren Leib legend. Bald darauf erschienen Lord Ruthven und einige andere als unangemeldete Gäste im Zimmer. Erschrocken fragte Maria den ersteren, unter dessen pelzverbräuntem Ueberkleid sie Panzer und Waffen erblickte, warum er in dieser ungewohnten Stunde zu ihr komme. Dieser, dessen Blicke wilde Mordlust verriethen, erwiderte, auf Riccio deutend: „Ich sehe hier einen Menschen, der einen Platz einnimmt, welcher ihm nicht gebührt; von einem Dienerboten, wie dieser, wollen wir uns in Schottland nicht regieren lassen.“ Mit diesen Worten gieng er auf Riccio zu; dieser sprang auf und suchte hinter der Königin Schutz. Vergebens erklärte sie, daß sie einen Angriff auf ihren Sekretär als Hochverrath bestrafen werde; weder ihre Drohungen noch ihre Bitten konnten die Leidenschaften in Schranken halten. Die Schwerter wurden entblößt, die Dolche gezückt, und über die Schulter der Königin hinweg fuhr das Eisen in den Rücken Riccios. Es entstand ein verzweifelttes Ringen, der Tisch wurde umgeworfen, die Mörder packten Riccio und schleppten den um Hilfe Schreienden in den Flur. Dort stießen sie mit sinnloser Wuth auf ihn zu und ermordeten ihn mit 56 Stichen und Hieben. Dann kehrte Ruthven zur Königin zurück und erklärte ihr, Riccios Ermordung sei für die protestantischen Lords eine politische Nothwendigkeit gewesen; seine Feindseligkeit gegen den schottischen Adel, seine Verbindungen mit fremden Fürsten, seine Pläne zur Wiederherstellung des Katholicismus, der

Einfluß, welchen sie, die Königin, mit Hintansetzung der Einheimischen, ihm, dem niederen Fremdling, gestattet habe, sei nicht mehr zu ertragen gewesen; sie müsse schlechterdings eine andere Politik einschlagen, und um sie hierzu zu zwingen, würden die verbannten Lords zurückkehren und mit den übrigen gemeinschaftliche Sache machen.

Damit war offen gesagt, daß der Mord nicht bloß ein Akt der persönlichen Rache, sondern zugleich der vernichtende Blitzstrahl religiöser und politischer Leidenschaften, daß es nicht bloß auf die Person, sondern auf das bisherige Regierungssystem abgesehen, daß es mit einem Wort eine Palastrevolution sei, wodurch die Königin durch einen mehr als bloß sanften Druck veranlaßt werden sollte, dem Papst und Frankreich zu entsagen, sich lediglich auf den nationalen Boden Schottlands zu stützen und das Banner des Protestantismus mit gleicher Entschlossenheit zu ergreifen wie ihre Base Elisabeth in England. Es war dies offenbar der einzige richtige Weg, den sie einschlagen konnte, wenn sie ihre Krone, vielleicht ihr Leben retten wollte. „Ich will Frieden haben mit meinem Volk“ ist ja so leicht gesagt; um so schwerer aber scheint es, ist es auszuführen. Die großen Herrscher des sechzehnten Jahrhunderts sind lieber durch Ströme von Blut hindurch gegangen, als daß sie den Willen des Volkes beachteten, geschweige zu dem ihrigen machten. Um so schwerer mußte es einer Frau werden, den Traditionen, in welchen sie aufgewachsen war, zu entsagen und in neue Formen sich zu fügen. Und doch pochten die Verschwörer so nachdrücklich an die Pforten ihres Palastes. Kaum war der Vertraute ihres Kabinetts ermordet, so bemerkte sie, daß sie selbst nichts anderes als eine Gefangene war. Denn die Lords Morton und Lindsay hatten mit einer Anzahl handfester und zuverlässiger Leute alle Zugänge des Schlosses besetzt und hofften, all die Männer, welche für den Despotismus der Krone und für den Katholicismus schwärmten, die Lords Huntley, Athol, Bothwell, Fleming, Livingston und andere in ihre Gewalt zu bringen und auf einige Zeit unschädlich zu machen. Bothwell, später der böse Geist der Königin, und Huntley retteten sich durch's Fenster; die übrigen verttheidigten sich, so gut es gieng, und erhielten zuletzt freien Abzug. Der Palast war im Sinne der protestantischen

Lords gesäubert, Maria sah sich all ihrer Anhänger beraubt, und nur ihr Gemahl Darulen, dessen passive Haltung während der Mordscene ihr so gerechten Argwohn eingeflößt hatte, blieb bei ihr. Sie brachte eine schreckliche Nacht zu, bald für die Zukunft bangend, die ihr zwei Monate darauf ihren ersten Sohn gab, bald mit tiefem Heimweh nach dem schönen Frankreich sich zurücksehnd. „Keine Thränen mehr, ich muß auf Rache denken,“ rief sie zuletzt aus.

Maria Stuart gehörte zu jenen merkwürdigen Personen, welche schon durch ihre Geburt, durch ihre Rechte, die sich an dieselbe knüpften, den Stürmen der politischen Leidenschaften verfallen, dem Unglück geweiht sind. Sie mochte sich winden, wie sie wollte, sie konnte demselben nicht entinnen. Entweder mußte sie ihren bisherigen Anschauungen und Gewohnheiten oder ihrer Krone entsagen. Sie wollte weder das eine noch das andere und vermochte es nicht über sich, jenen Schritt zu thun, zu welchem sich später König Heinrich IV. von Frankreich, nur in umgekehrtem Sinne, verstand, als er, das Haupt der Hugenotten, erklärte, die französische Krone sei wohl eine Messe werth. Und doch wölbte sich selten über einer Prinzessin der Himmel so rein und hoffnungsreich wie über dem Haupt der reizenden Schottin. Zwei Kronen zierten dieses Haupt, und auf die dritte behauptete sie, ein unzweifelhaftes Erbschaftsrecht zu haben. Aber eben dieses Recht war ihr Unglück; denn sie sah bei dessen Durchsetzung Elisabeth und die neu begründete anglikanische Kirche gegen sich in Schranken und wurde mit Waffen angegriffen, denen sie nicht gewachsen war.

Maria Stuart war am 8. December 1542 in Linlithgow geboren. Ihre Eltern waren König Jakob V. von Schottland und die französische Prinzessin Maria von Guise, welche letztere, als der König fünf Tage nach Maria's Geburt starb, einige Jahre für ihre Tochter die Regentschaft führte. Ihr Großvater, Jakob IV., hatte die älteste Schwester des Königs Heinrich VIII. von England, welcher der Vater Elisabeth's war, geheiratet. Außer Elisabeth waren keine direkten Nachkommen Heinrich's mehr da, und wenn er in seinem Testament, für den Fall, daß seine Kinder ohne Erben sterben würden, nicht die Nachkommenschaft seiner älteren Schwester, sondern die der jüngeren, der Herzogin von Suffolk, zur Thronfolge berief, so kam es doch den Stuarts höchst sonderbar vor, daß

König Heinrich die Befugniß sich anmaßte, über das Erbrecht seiner Schwester nach Willkür zu verfügen. Mit diesen Ansprüchen geboren, sah sich Maria bald zu einer noch höheren Stellung berufen. Der französische König Heinrich II. warb um sie für seinen unmündigen Dauphin Franz und fand mehr Gehör als ein anderer Bewerber. Einige Jahre früher, gleich nach Maria's Geburt (1542), hatte nämlich König Heinrich VIII. von England mit einigen der mächtigsten Magnaten Schottlands eine Vermählung dieses Wiegenkindes mit seinem damals fünfjährigen Sohn Eduard verabredet und zugleich die Reformirung der dortigen Kirche empfohlen. Dadurch sollte England und Schottland vereinigt, ein großes protestantisches Reich gegründet werden, stark genug, um den eifersüchtigen Herrschern von Frankreich und Spanien die Spitze zu bieten. Dieser Gedanke, einmal ausgesprochen, mußte sich nothwendig Bahn brechen, auch die stärksten Hindernisse niederwerfen und mit der Kraft einer Naturgewalt seiner Realisirung entgegen gehen. Denn seine Ausführung lag zu sehr im Interesse beider Länder. Ehe es aber so weit kam, starb der König (1547). Der Plan wurde von dem Herzog von Somerset, der für den unmündigen Eduard als Protektor die Regierung von England leitete, wieder aufgenommen, und dieser glaubte sein Ziel am schnellsten und sichersten zu erreichen, wenn er, die Waffen in der Hand, den Schotten keine andere Wahl lasse, als entweder durch eine Vermählung Maria's mit Eduard oder durch einen Unterwerfungsantrag die Vereinigung der beiden Königreiche einzuleiten. Trotz seines glücklichen Vordringens und seines glänzenden Sieges bewirkte er das Gegentheil. Den Schotten kam der Antrag eines bis an die Zähne bewaffneten Bewerbers doch etwas zu stark vor. Maria wurde daher dem französischen Kronprinzen zugesagt und 1548 als sechsjähriges Mädchen nach Frankreich gebracht, um in die Sitten und Anschauungen des französischen Hofes schon als Kind eingeweiht zu werden. Mit jenem Plane stand es schlimmer als je: nicht mit England, sondern mit Frankreich sollte nun Schottland vereinigt werden. Dieser Ausgang kostete Somerset seine Stellung, später sein Leben. Englands Unabhängigkeit war auf's ernstlichste bedroht.

Die Verwicklung sollte übrigens noch steigen. Nicht genug,

daß Schottland an Frankreich kam, bald darauf sollte England an Spanien kommen. König Eduard starb 1553, erst 15 Jahre alt, an der Schwindsucht. Seine ältere Schwester, Maria, die Tochter der spanischen Prinzessin Katharina, heiratete den König Philipp II. von Spanien. Ihr letztes Wort war ihr schönstes. Philipp, im Krieg mit Frankreich, hatte Maria zur Theilnahme an demselben bewogen. Die Engländer halfen den Spaniern siegen, verloren aber darüber ihre letzte französische Besizung, die ihnen zur Herrschaft im Kanal unentbehrlich schien, die Stadt Calais. Im nämlichen Jahre (1558), nach einer nur fünfjährigen Regierung, starb Maria. Das nationale Unglück preßte ihr in den letzten Stunden die Worte aus: „Wenn ihr meine Brust öffnet, werdet ihr den Namen Calais in mein Herz gegraben finden.“ Die unnatürliche spanische Allianz schien mit ihrem Tod beseitigt; sie trat aber bald auf einige Zeit in einem noch unnatürlicheren Verhältniß auf. Daß Philipp, das Haupt des katholischen Europa, sich mit Maria der „Katholischen“ vermählte, war, von dem Interesse der beiden Reiche, namentlich Englands, abgesehen, an sich natürlich; daß er nach ihrem Tode sich mit der protestantischen Elisabeth gegen das katholische Frankreich und Schottland verbündete, könnte Verwunderung und Staunen erregen, wenn man nicht in der Politik schon längst an das Kunststück, auch die widerstreitendsten Elemente zu vereinigen, gewöhnt wäre. Und so gar widerstreitend waren diese beiden Stoffe, beim Licht besehen, doch nicht; es kam nur darauf an, welche Bestandtheile man herauskehrte.

Maria war kinderlos gestorben, und so folgte ihr die noch einzige Schwester Elisabeth. Diese, die Tochter Anna Boleyn's, war schon durch ihre Geburt auf den Protestantismus hingewiesen. Unter der Regierung ihrer Schwester war ihr Leben mehr als einmal bedroht gewesen; ihr Name wurde, als der Inbegriff aller Opposition, bei allen Aufständen genannt, besonders auch bei dem Aufruhr, welcher Johanna Gray das Leben kostete; in den Briefen der Rebellen wurde sie als die künftige Königin bezeichnet und hatte dafür Gefängniß und strenge Verhöre im Tower zu erdulden. Aber Beweise fand man lediglich keine gegen sie, so eifrig man auch darnach suchte. Maria hatte zwar dennoch Lust, sich der verhassten Nebenbuhlerin und Todtenwärterin zu entledigen; aber des

Volkess wegen durfte sie es nicht wagen. Elisabeth mußte freigelassen werden und kehrte unter dem Jubel der Bevölkerung Londons aus dem Kerker in ihre Wohnung nach dem Palast von Woodstone zurück, wo sie übrigens unter strenger Aufsicht gestellt, von Spähern umringt und von Wachen eingeschlossen war. Auch fand sie unerwarteterweise einen Fürsprecher an ihrem Schwager Philipp. So lange dieser Nachkommenschaft von seiner Gemahlin erwartete, war er ihr Gegner; als aber diese Hoffnung mit ihrem Hinsiechen verschwand, sprach er mit eindringlichen Worten für ihre Begnadigung und für ihre Thronfolge. Ja, nach dem Tode seiner Gemahlin trug er der fünfundzwanzigjährigen Königin Elisabeth seine verwitwete Hand an; nicht als ob er ein Gefühl von Liebe zu ihr in sich gespürt hätte, sondern bloß aus politischen und religiösen Gründen. Elisabeth, welche, um den Haß und Argwohn ihrer Schwester zu befänstigen, zum katholischen Glauben zurückgekehrt war, hatte damals in Sachen der Konfession ihre freie Wahl noch nicht getroffen. Daher hoffte Philipp, durch eine Verbindung mit ihr England bei der Allianz mit Spanien und beim Katholicismus zu erhalten. Aber obgleich ihr gegen die französischen Ansprüche die Bundesgenossenschaft Spaniens sehr erwünscht schien, gab sie ihm doch zuerst eine ausweichende, bald eine verneinende Antwort. Sie ließ ihm sagen, daß sie sich überhaupt nicht vermählen wolle. Wenn sie auch später noch manchmal rückfällig zu werden schien, so blieb sie doch immer schließlich bei ihrem Grundsatz, daß sie mit ihrem Volke vermählt sei, also keinen Gatten brauchen könne. Sie sei zufrieden, wenn man auf ihr Grab setze, sie habe regiert und sei gestorben als eine jungfräuliche Königin.

Als sie dann die Reformation im Sinne ihres Vaters und ihres Bruders wieder einführte, die oberste Leitung in allen Angelegenheiten, kirchlichen wie weltlichen, ergriff, die volle Obergewalt über die Geistlichkeit des Landes sich zueignete, und zwar dies alles mit Willen und Hilfe des Parlaments, war von einer Verheiratung mit Philipp keine Rede mehr, und sie mußte froh sein, wenn dieser sich nicht mit Frankreich gegen sie verband. Dieser Fall konnte noch eintreten; aber so lange die schottische Maria auf dem französischen Throne saß, war es der Politik Spaniens weit angemessener, sich der protestantischen Elisabeth als der katholischen

Maria zu nähern. Denn diese hatte sich einstweilen mit dem schwachen und kränklichen Dauphin Franz vermählt, ihr Schwiegervater starb 1559, und so bestieg das junge Paar, das sich ganz in der Hand der politisch und religiös intoleranten Guisen, der Oheime der Königin, befand, den Thron von Frankreich, während Maria's Mutter die Regentschaft in Schottland führte und der Papst, auf die Illegitimität der Ehe Anna Boleyn's hinweisend, die englische Krone Elisabeth geradezu absprach und Maria Stuart für die rechtmäßige Königin von England erklärte. Damit war Philipp ebensowenig einverstanden wie das englische Parlament, nur aus anderen Gründen. Wenn dieses bei dem bloßen Gedanken, daß England eine französische Provinz werden und einen katholischen Beherrscher bekommen könnte, in die heftigste Aufregung gerieth, so konnte es jenem nicht gleichgiltig sein, wenn sein französischer Nachbar drei Reiche zugleich beherrschte und dadurch ein solches Uebergewicht bekam, daß Philipp für seine italienischen und holländischen Besitzungen in beständiger Furcht sein mußte.

Um so begieriger ergriffen die Katholiken Englands, welche sich von der herrschenden plötzlich zu einer kaum geduldeten Partei herabgedrückt sahen, diese Aussicht, welche ihnen der päpstliche Orakelspruch darbot. Von ihrem Standpunkt aus war die Ehe Anna Boleyn's mit Heinrich VIII. nicht legitim, da dieser die Dispensation zur Auflösung seiner ersten Ehe nie hatte erlangen können, daraus folgte für sie, daß Elisabeth, trotz des Testaments ihres Vaters, von der Thronfolge ausgeschlossen sein und Maria Stuart als nächste Erbin angesehen werden sollte. Es gab aber noch einen anderen Standpunkt, und von diesem aus wurde dem Papst erwidert, daß seine Jurisdiktion sich nur auf Katholiken, nicht aber auf solche erstrecke, die sich vom päpstlichen Stuhl losrißen und eine eigene nationale Kirche gründeten. Solche brauchten in keiner Angelegenheit eine päpstliche Dispensation, seien vielmehr in kirchlichen so gut als in weltlichen Dingen ihre eigenen Herren, vollständig souverän.

Wie die englischen Katholiken, so dachte auch Maria Stuart und ihr Gemahl. Neben dem Wappen von Frankreich führten sie die vereinigten Wappen von England, Irland und Schottland. Maria Stuart hatte am 4. April 1558 durch förmliche Urkunde für den Fall ihrer Kinderlosigkeit ihre schottische Krone, ja sogar



ihre Erbrechte auf England und Irland dem französischen Königs-  
hause verliehen. Die Guisen, welche damals allgewaltig waren,  
übten einen sehr gefährlichen Einfluß auf die schottischen Angelegen-  
heiten aus und hofften, den Unabhängigkeitsinn des dortigen Adels  
und die Reformationsbestrebungen mit französischen Waffen zu be-  
kämpfen und niederzudrücken. War einmal dieses Land ganz in ihren  
Händen, so war leicht vorauszusehen, daß die englisch-französi-  
schen Kriege, welche das 14. und 15. Jahrhundert mit Blut erfüllt hatten,  
auf's neue aufloderten, nur mit dem Unterschied, daß damals die  
englischen Könige die Krone von Frankreich begehrten und dieses  
Land zum Kriegsschauplatz machten, während jetzt Frankreich nach  
der englischen Krone greifen wollte und von Schottland und der  
nordfranzösi-chen Küste aus das weder durch Festungen noch durch  
geübte Kriegsheere beschützte England bedrohte.

Elisabeth blieb, wenn sie ruhig schlafen wollte, nichts anderes  
übrig, als auf den Rath ihres Staatssekretärs William Cecil (später  
Lord Burleigh) zu hören. Dieser erklärte ihr, daß sie das Uebel  
an seiner Wurzel fassen, daß sie den Franzosen gerade an dem  
Punkte, wo sie ihr am gefährlichsten seien, Schach bieten müsse, in  
Schottland. Dazu gäben die religiösen Streitigkeiten des Adels  
und des Volkes mit der Regentin Maria von Guise eine sehr will-  
kommene Handhabe; man brauche die Unzufriedenen nur zu unter-  
stützen, um den französischen Einfluß völlig zu vernichten und sich  
an dem protestantischen Schottland einen treuen Bundesgenossen  
zu erwerben. Elisabeth zögerte; sie hielt es unter ihrer Würde,  
sich mit den rebellischen Unterthanen eines befreundeten Souveräns  
zu verbinden, und fand den Gang, den die schottische Reformation  
nahm, gar zu wenig nach ihrem Geschmack. Um so mehr drang  
Cecil, ein Mann von kaltem Verstand, der sein Ziel, die Größe  
Englands, nie aus den Augen verlor, in sie und beruhigte sie da-  
durch, daß er ihr sagte, die Pflicht der Selbsterhaltung verlange  
diesen Schritt, weil sonst Schottland im Bund mit Frankreich gegen  
England in's Feld ziehen würde. Gegen eine solche Logik wußte  
Elisabeth nichts mehr einzuwenden.

Die Reformation hatte in Schottland einen ganz anderen Cha-  
rakter angenommen als in England. Hier war es ein sinnlicher,  
herrsüchtiger König, der um einer Liebchaft willen dem geistlichen

Oberhaupt den Handschuh hinwarf und sich selbst zum „obersten Haupt der Kirche“ machte, bei seinen weiteren Reformen aber sehr sorgfältig alles vermied, was die Selbständigkeit des Klerus und der Gemeinden begünstigte, um so nachdrücklicher aber das betonte, was die Ausdehnung der königlichen Macht und die Bereicherung der Krone fördern konnte; es entstand so jenes Gemisch von Protestantismus und Katholicismus, welches Heinrich VIII. in England einführte, wobei die Geistlichkeit und das Volk sehr wenig, die Regierung aber sehr viel gewann. Anders in Schottland. Die Reformation gieng hier von einem Theil des Adels und vom Volke aus und war zunächst gegen die Sittenlosigkeit der Geistlichkeit gerichtet. Diese geistlichen Herren, größtentheils jüngere, mitunter natürliche Söhne vornehmer Häuser, sahen eine reiche Pfründe nur als eine melkende Kuh an, ergaben sich rohen Genüssen und vertheidigten sich auf die Angriffe, welche sie deshalb zu erleiden hatten, nach der Sitte jener Zeit durch Anzündung von Scheiterhaufen. Dadurch wurde der Gegensatz immer schärfer und die unterdrückte Partei mit wilder Rachgier erfüllt. Das ganze Land lag noch tief in mittelalterlichen Zuständen. Ein roher Adel trieb sich in beständigen Fehden und Abenteuern herum, die sittenlose Geistlichkeit strotzte von Trägheit und Unwissenheit, das Volk, ohne Handel und Gewerbefleiß, lebte arm auf seinem kargen Boden. König Jakob V., der in seinem meuterischen Adel wenig Stütze fand, warf sich der Geistlichkeit in die Arme, welches Beispiel die Regentin als eine Prinzessin von Guise befolgte. Zwei Parteien bekämpften sich, beide auf auswärtigen Beistand sich stützend; die katholische hoffte alles von Frankreich, die protestantische von England. Lange behielt jene die Oberhand.

Da trat Johann Knox auf. Er war von bürgerlichen Eltern in Schottland geboren, hatte auf der Universität St. Andrews unter einem freisinnigen Lehrer studirt und war ein Freund jenes Wishart, welcher unter Begleitung einer ungeheuren Volksmenge durch das Land zog und die neue Lehre verkündigte, wofür ihn der Cardinal Bethune als Keger verbrennen ließ. Als bald darauf der Cardinal von einigen Edelleuten Nachts überfallen und in seinem Schlafgemach ermordet, sein Leichnam hoch am Fensterbalken aufgehängt wurde, frohlockte Knox und lobte die „gottselige That.“ Die Beste St. Andrews, in welcher die Mörder und ihre Anhänger sich ver-

schanzten, wurde von den Regierungstruppen genommen, die Besatzung nebst ihrem Prediger und Seelsorger Knox gefangen und nach Frankreich geschleppt, wo er zwei Jahre lang in Eisen auf einer Galeere lag. Nachdem er frei geworden war, begab er sich nach England und nahm an den Arbeiten der dortigen Reformation unter König Eduard VI. Antheil. Aber dessen früher Tod und die Thronbesteigung der katholischen Maria zwangen ihn, auf den Kontinent sich zu flüchten. In Genf wurde er Schüler Johann Kalvin's und fand in ihm sein Ideal eines Reformators. Absehen gegen alles Papistische in Lehre und Kultus, Intoleranz gegen jede widerstreitende Lehre, Selbständigkeit der Kirche gegenüber dem Staat, dies waren die Grundsätze, welche Knox aus dem reformirten Freistaat in seine Heimat mitbrachte.

Dort theilte er in der Osterzeit 1556 zu Dun und an anderen Orten das Abendmahl nach protestantischem Ritus aus und trat mit aller Kraft gegen den Besuch der Messe auf. Im folgenden Jahr vereinigten sich mehrere Edelleute: Erskine, Murran, Morton, Glencaire und andere zu der Verpflichtung, Gut und Blut für das Evangelium zu wagen, nannten sich die Kongregation Christi und ihre Gegner die Kongregation Satans und erklärten, die Verfolgung Andersgläubiger von Seiten der Regierung nicht dulden zu wollen. Die Regentin schien nachzugeben und versprach Lord Erskine, das gerichtliche Verfahren gegen die protestantischen Geistlichen einzustellen, wenn die Kongregation die Waffen niederlege. Dies geschah, aber die Gerichte nahmen den Prozeß dennoch auf, verbrannten und verfluchten die Prediger. Da brach es in Perth los. Knox, welcher inzwischen nach Genf zurückgekehrt und 1559 von dort wieder nach Schottland gekommen war, forderte in einer feurigen Predigt zur Zerstörung der Bilder, der Werkzeuge des Götzendienstes, auf. Eben schickte sich ein Priester zum Hochamt an, da entstand Lärmen und Toben in der Kirche, der Priester wurde hinausgejagt, die Bilder, Altäre und Reliquien wurden vernichtet. Dann gieng es hinter die Klöster in Stirling, Glasgow, St. Andrews. Sie wurden zerstört, und viele herrliche Denkmale der Baukunst, darunter die alte Kathedrale von Scone, wo man die Könige krönte und begrub, dem Erdboden gleich gemacht. „Man verschuecht die Gulen nicht besser, als wenn man ihre Nester an-

zündet“, pflegte Knox zu sagen. In kurzem wurde der größte Theil des Landes reformirt, und die Regentin stand mit ihrem Klerus allein da. Sie glaubte trotz zu können und mit französischer Hilfe den Aufstand niederzuschlagen. Einige französische Kompagnien landeten in Leith und begannen, diese Stadt zu befestigen. Dies schien auf eine förmliche Unterjochung Schottlands unter den Willen Frankreichs hinzuzielen. Zu dem religiösen Zwiespalt gesellte sich der politische.

Der Adel griff zu den Waffen, sammelte Mannschaft und rückte gegen das von den Franzosen besetzte Leith an. Er wurde zurückgeschlagen, seine Besitzungen verwüstet, seine Lage von Tag zu Tag schlechter. Da wandte er sich an die Königin Elisabeth von England. Diese war zwar auf Knox' Lehren von Staat und Kirche, auf die Demokratie seiner Kirchenverfassung und vollends auf seine Schrift: „Erster Trompetenstoß gegen das monströse Weiberregiment“ sehr schlecht zu sprechen; aber die Staatsklugheit gieng über persönliche Antipathien, und so schickte sie den Schotten Truppen und Geld. Ja, der Vorkämpfer des Katholicismus, König Philipp von Spanien, beschwerte sich nicht sowohl darüber, daß sie den Schotten Hilfe leistete, als daß sie dies nicht schnell genug that. Auch ihm schien es weniger drohend, wenn die Verbindung Schottlands und Frankreichs irgendwie gelöst würde. Zwischen Elisabeth und den schottischen Lords wurde ein Vertrag geschlossen, worin sich beide Theile verpflichteten, die Franzosen mit gemeinschaftlichen Kräften aus Schottland zu verjagen. Leith wurde zu Wasser und zu Lande eingeschlossen, die Regentin starb im Juni 1560, Bevollmächtigte der Maria Stuart und ihres königlichen Gemahls erschienen in Schottland und schloßen am 6. Juli mit den englischen Gesandten und den schottischen Ständen den Vertrag von Edinburg, wonach die französischen Truppen aus Schottland abziehen, der König und die Königin von Frankreich und Schottland die Wappen von England und Irland nicht mehr führen, in Abwesenheit der Königin ein ständischer Ausschuß die Regierung verwalten und künftig nur mit Beirath der Stände über Krieg und Frieden entschieden werden sollte. Sofort trat das Parlament zusammen, beschloß die Durchführung der kalvinistischen Lehre und Einrichtungen, schaffte die bischöfliche Jurisdiktion ab und verbot die Feier der Messe bei den härtesten Strafen.

So war in Schottland rasch ein ganz neuer Boden gegründet, das Alte radikal umgestaltet, und nicht die Krone war es, welche aus diesem Umschwung den reichsten Gewinn zog, sondern der Adel und die Gemeinden. Unabhängigkeit und Selbständigkeit der Kirchengenossenschaft, von der kleinsten Gemeinde, die ihren Dorfpfarrer wählte, bis hinauf zur allmächtigen Kirchenversammlung, waren die Grundzüge dieser Reformen, welche sich nicht allein auf das kirchliche Gebiet beschränkten, sondern in die bürgerlichen und politischen Verhältnisse tief eingriffen. Nicht einmal bei dem Raub des Kirchenvermögens durfte die Krone für ihre anderweitigen Verluste eine materielle Entschädigung finden. Der stets raublustige Adel griff mit Begierde nach den Schätzen der reichen Abteien und Kirchen und kümmerte sich um die Armut der neuen Geistlichkeit so wenig als um den verzweifeltsten Zustand des Schulwesens. Knox mochte gegen dieses Raubsystem noch so beredt und feurig eifern, seine adeligen Bundesgenossen wollten ihren Lehrer hierin schlechterdings nicht verstehen. Als die Sache später dahin festgestellt wurde, daß zwei Drittheile des Kirchenvermögens in den Händen des Adels bleiben, ein Drittheil aber herausgegeben und zwischen der Krone und der Geistlichkeit und den Schulen getheilt werden sollte, was aber sehr ungenügend zu Stande kam, äußerte Knox: „Ich sehe zwei Theile des Kirchengutes dem Teufel übergeben und den dritten Theil zwischen Gott und dem Teufel getheilt.“

Dieses hastige Vorgehen des Parlaments war nicht geeignet, das französische Königspaar zu einer gleich raschen Aktion zu bewegen. Elisabeth freilich, welche aus dem Edinburger Vertrag großen Gewinn zog und das Hauptziel ihres Strebens, die Anerkennung ihres Rechts auf die englische Krone, darin bestätigt fand, beeilte sich, denselben zu ratificiren. Maria Stuart aber und König Franz erklärten, die Schotten hätten noch keine der Vertragsbestimmungen erfüllt, sondern so gehandelt, als bildeten sie eine von ihrer Monarchie unabhängige Republik. Auch das Wappen von England und Irland wollte Franz nicht aufgeben: „er habe es indessen mit gutem Recht geführt und sehe keinen Grund, anderen Gemuthung zu geben, ehe ihm solche selbst zu Theil geworden.“ Er fühlte sich auch dadurch verletzt, daß die Schotten an Elisabeth eine Gesandtschaft der angesehensten Lords,

an ihre eigene Monarchin in Paris aber nur einen Ritter abgeschickt hatten. Die Ratifikation wurde verweigert, und man schien nicht am Ende, sondern am Anfang zu stehen. Der Vernichtungskrieg, welchen die Guisen gegen die Hugenotten in Frankreich führten, warf einen blutigen Schatten auf die Pläne der Königin von Schottland. Da starb plötzlich, den 5. Dezember 1560, König Franz II. an einem Geschwür im Ohr. Damit war die größte Gefahr für Schottland beseitigt, die Verbindung dieses Landes mit Frankreich zerschnitten. Einer friedlichen Entwicklung der Sache schien nichts mehr im Wege zu stehen. Sobald Maria Stuart, welche ihrem Gemahl keinen Erben gegeben hatte, den Edinburger Vertrag annahm, konnte sie mit den Schotten und mit Elisabeth im Frieden leben. Die letztere verlangte es auch von ihr, aber Maria verschob ihren Entschluß auf ihre Ankunft in Schottland und verstand sich nur dazu, das Wappen von England nicht mehr zu führen. Elisabeth, welche ihr schlimme Absichten zutraute, gerieth in heftige Aufregung und schlug ihrerseits ihre Bitte, durch England nach Schottland reisen zu dürfen, unter leidenschaftlichen Vorwürfen ab. Das Feuer war einmal angefaßt, und an Bereitwilligkeit, es zu unterhalten, fehlte es nicht. Elisabeth's Weigerung konnte Maria Stuart nicht entmuthigen; sie sagte: „Ich bin einst wider den Willen ihres Bruders nach Frankreich gebracht worden; so will ich wider ihren Willen nach Schottland zurückkommen. Sie hat sich mit meinen rebellischen Unterthanen in Verbindung gesetzt; aber auch in England gibt es Mißvergünstigte, die einem Antrag von meiner Seite mit Vergnügen Gehör geben werden; ich bin so gut Königin wie sie, ich habe so viel herzhaften Muth wie sie und so viele Freunde in der Welt wie sie.“

Als neunzehnjährige Witwe verließ sie im August 1562 Frankreich, um den Thron ihrer Väter zu besteigen. Ihrem verstorbenen Gemahl war dessen zehnjähriger Bruder Karl IX. gefolgt, der später in der Bartholomäusnacht dem katholischen Glauben eine so furchtbare Hekatombe darbrachte. Sie selbst hatte in Frankreich, woran ihr Herz hieng, keinen Beruf mehr, in Schottland hatte sie ihn zu suchen. Obgleich sie den wahren Zweck der englischen Flotte, welche angeblich gegen Seeräuber im Kanal zu kreuzen hatte, recht wohl vernuthete, so schiffte sie sich doch, von mehreren

schottischen und französischen Herren begleitet, mit zwei Galeeren und vier Transportschiffen in Calais ein. Als ob sie ihre Zukunft geahnt hätte, konnte sie bei der Abfahrt ihren Blick nicht von dem Lande abwenden, wo sie von Kindheit an gelebt und als Königin geherrscht, wo sie so sonnige Tage verlebt hatte, und als die Küste immer ferner ihr stand und kaum noch sichtbar war, breitete sie die Arme aus und rief: „Lebe wohl, geliebtes Frankreich! Lebe wohl!“ Der dicke Nebel, welcher am folgenden Tage entstand, entzog sie den spähernden Blicken des englischen Admirals, der sich mit der Wegnahme von drei Transportschiffen begnügen mußte. Maria landete glücklich in Leith und hielt unter dem Jubelruf des massenhaft zuströmenden Volkes ihren Einzug in der Hauptstadt. Den Vertrag von Edinburg bestätigte sie so wenig als die darauf gegründeten Parlamentsbeschlüsse, überließ jedoch die Leitung der Geschäfte ihrem Halbbruder Murray, einem Manne von hervorragender staatsmännischer Begabung und großer Energie, der an der Spitze der protestantischen Lords stand, und so behielten diese die Oberhand. Zeigte sie hierin Staatsklugheit und Nachgiebigkeit, so war man auch bereit, bei ihr mit der Konfession eine Ausnahme zu machen. So sehr auch Knox darauf drang, daß das Verbot der Messe auch auf die Königin ausgedehnt werden solle, so erklärten doch Murray und andere Edelleute, daß die Königin in Ausübung ihrer Religion nicht gehindert werden dürfe, so lange sie die Landesreligion nicht gefährde, und über diesen Punkt stellte sie eine beruhigende Versicherung aus. Knox war wüthend über diese Inconsequenz, hielt fulminante Predigten, und als in der Schloßkapelle zum erstenmal Messe gehalten wurde, mußte Murray mit bloßem Schwert sich in die Thüre stellen, um die Aufgeregten vom gewaltsamen Eindringen abzuhalten.

Maria ließ den Eiferer kommen und machte ihm Vorwürfe wegen seines religiösen und politischen Verhaltens. Er erwiderte ihr: „In der Religion sind die Unterthanen Gott mehr Gehorsam schuldig als ihren oft ganz unwissenden Fürsten. Wäre dem nicht so, so hätten die Hebräer die Religion Pharao's, Daniel den Glauben Nebukadnezar's, die ersten Christen den der ersten römischen Kaiser annehmen müssen.“ — „Aber“, sprach die Königin, „sie erhoben doch nicht das Schwert gegen ihre Fürsten.“ — „Gott hatte ihnen

nicht die Mittel dazu gegeben", war die Antwort Knox'. — „Wenn also Unterthanen diese Macht haben", fragte Maria, „dürfen sie nach Eurer Meinung ihren Fürsten mit gewaffneter Hand widerstehen?" — „Allerdings", sagte Knox, „wenn Fürsten ihre Grenzen überschreiten. Binden nicht Kinder ihren Vater, wenn er im Wahnsinn sie tödten will? Und soll der Gehorsam weiter gehen gegen Fürsten, welche die ihnen untergebenen Kinder Gottes morden wollen? Ihr blinder Eifer ist nur Wahnsinn. Ihnen also das Schwert entreißen, ihre Hände fesseln und sie in's Gefängniß werfen, bis sie zur Besinnung kommen, ist nicht Ungehorsam gegen die Obrigkeit, sondern der wahre Gehorsam, weil er mit dem Willen Gottes übereinstimmt." Die Königin, tief erschüttert, blieb über eine Viertelstunde sprachlos und sagte endlich, sie wolle die römische Kirche, welche sie für die wahre Kirche Gottes halte, schützen. Darauf antwortete Knox: „Euer Wille, Königin, ist kein Grund, und Eure Meinung macht die verfallene römische Kirche nicht zur reinen unbefleckten Braut Christi." Als sich endlich Maria auf ihr Gewissen berief, rief ihr Knox zu: „Das Gewissen verlangt Erkenntniß; von der wahren Erkenntniß aber habt Ihr nicht mehr als die Juden, welche Christum kreuzigten."

An der starren Konsequenz dieses schottischen Calvinisten scheiterte aller Liebreiz der jungen Königin; sie mochte ihn bitten, wie sie wollte, er hörte nicht auf, in seinen Predigten gegen sie zu donnern. Maria war offenbar in einer üblen Lage, aus der sie sich nur durch große Klugheit herausarbeiten konnte. Aufgewachsen an dem genußsüchtigen Hofe von Frankreich, als Kronprinzessin, später als Königin von Frankreich mit Huldigungen überhäuft, sah sie sich durch den Tod ihres Gemahls plötzlich nach diesem kalten Land verschlagen, wo ihr ihr Glaube zur Sünde, ihr Erbrecht zum Verbrechen angerechnet wurde. Wie anders waren doch die Verhältnisse Elisabeth's, gerade als ob diese für die Entbehrungen und Gefahren ihrer Jugendzeit nun entschädigt, jene für die gemissenen Freuden bestraft werden sollte! Mit dem größeren Theile ihres Volkes in Uebereinstimmung, Herrin der kirchlichen und politischen Verfassung des Landes, fand Elisabeth bei allen und in allem unbedingten Gehorsam und handhabte die Regierung mit ebenso fester Hand wie einst ihr Vater Heinrich VIII. Auch an



fürstlichen Bewerbern fehlte es ihr nicht: Frankreich und Oestreich bewarben sich um ihre Hand. Sie spielte eine Zeitlang mit diesen Werbungen, ließ sie aber plötzlich fallen und kehrte immer wieder zu ihrem Dogma von ihrer Jungfräulichkeit und zu ihrem geliebten Robert Dudley, Grafen von Leicester, zurück, mit dem sie in einem Verhältniß lebte, das nicht gerade über jedes Bedenken erhaben war. Und gerade diesen schlug sie ihrer jüngeren Schwester, wie sie Maria nannte, zum Gemahl vor. Aber auch dieser fehlte es nicht an Bewerbern. Die englisch-spanische Allianz war bereits erloschen, und der nämliche Philipp, welcher Elisabeth heiraten wollte und sich mit ihr gegen die Regentin von Schottland und gegen Maria Stuart verbündet hatte, verabredete nun eine Vermählung mit Maria und einen Bund mit ihr gegen Elisabeth. Doch nicht für sich wünschte er die Hand Maria's zu bekommen, sondern für seinen Sohn, den durch Schiller mehr als durch die Geschichte berühmt gewordenen Don Carlos. In England zitterte man bei dem Gedanken an eine Verbindung, welche unverföhnlichen Religionskrieg zur Folge gehabt hätte. Der Plan scheiterte an dem krankhaft aufgeregten Wesen des Prinzen, das noch nicht zu einer Vermählung reif zu sein schien; doch wurde die politische Verbindung mit Spanien fortgesetzt.

Um einer solchen Gefahr vorzubeugen, kamen die Rathgeber Elisabeth's auf den Gedanken, Maria mit einem Protestanten und zwar mit dem eben erwähnten Grafen von Leicester zu vermählen. So ungern auch Elisabeth ihren Günstling abtrat, so vereinigte dieser Plan doch zu große Vortheile, als daß sie nicht den Grafen, dessen fortdauernder Zuneigung sie sicher war, ihrer Schwester selbst empfahl. „Wir einen englischen Unterthanen und dazu den Mann, den sie selbst nicht entbehren kann?“ rief Maria bei der ersten Nachricht aus, in dem vollen Bewußtsein der unwürdigen Rolle, welche man sie dabei spielen lassen wollte. Und doch hätte sie sich bewegen lassen, auf den Vorschlag einzugehen, wenn nur Elisabeth ihr dafür die längst gewünschte Koncession gemacht hätte. Ihr sehnlichster Wunsch war, daß ihr Erbrecht auf die Krone von England und Irland von Elisabeth und dem Parlament anerkannt werde. Um sich diese geneigt zu machen, that sie alles, was von ihr verlangt werden konnte. Sie unternahm einen Kriegszug nach

den nördlichen, zum Katholicismus hinneigenden Graffschaften, um sie zur Annahme der neuen Lehre zu zwingen. Außer dem Priester, welcher in ihrer Hofcapelle die Messe las, wurde in ganz Schottland keiner geduldet, und wenn an einem anderen Orte die Messe gehalten wurde, so trat unnachsichtlich Strafe ein. Sie ließ hierin Murray nach der ganzen Strenge des Gesetzes schalten. Bei festlichen Gelagen trank sie dem englischen Gesandten das Wohl seiner Königin zu.

Das beste Mittel, um die Mißhelligkeiten und Eifersüchteleien der beiden Herrscherinnen beizulegen, schien eine persönliche Zusammenkunft zu sein. Dieselbe sollte in York stattfinden, und die nöthigen Vorbereitungen waren bereits getroffen. Plötzlich ließ Elisabeth abfragen, und ihr Staatssekretär Cecil brachte als Gründe hiefür vor, daß der Regen die Straßen unbrauchbar gemacht habe, und daß in der kurzen Zeit der Bedarf an Wein und Geflügel nicht herbeigeschafft werden könne. Als nun ihre Vermählung mit dem Grafen Leicester zur Sprache kam, wollte Maria, namentlich von Murray hiefür gewonnen, unter der Bedingung darauf eingehen, daß dann ihr Erbrecht für sie selbst und ihre Nachkommen aus dieser Ehe von Elisabeth anerkannt würde. Zu diesem Ausspruch war Elisabeth durchaus nicht zu bewegen. Sie fürchtete, und zwar mit Recht, daß Maria als proklamirte Thronfolgerin auf die Katholiken in England und auf einen Theil des Adels einen zu großen Einfluß ausüben, ihnen bereits als die aufgehende Sonne erscheinen werde. Sie sagte, wenn Maria ihr traue und sich mit Leicester vermähle, so solle es sie nicht gereuen. Maria fühlte sich durch diese Antwort tief verletzt. Heißblütig und leidenschaftlich, wie sie war, rasch und feurig im Haß wie in der Liebe, brach sie in einen Strom von Thränen aus, ergoß sich in heftige Vorwürfe gegen Elisabeth und beschloß, ihrer Politik von jetzt an eine andere Richtung zu geben. Sie sagte, seit Jahren habe sie sich allen Zwang auferlegt, um Elisabeth's Beifall zu erlangen, habe der Ausbreitung des Protestantismus freien Lauf gelassen, der Beschränkung ihrer eigenen bloß geduldeten Religion mit aner kennenswerther Ruhe zugeesehen, die Leitung der Regierung der Hand eines Mannes übergeben, dessen Rücksichtnahme auf England jedermann bekannt sei, die Bewerbungen katholischer Prinzen

ausgeschlagen und sei sogar Willens gewesen, sich einen Gemahl aufnöthigen zu lassen, der durch seine intimen Beziehungen zu Elisabeth die schottische Krone zu einem Filial von England herabgewürdigt, die Freiheit ihrer Entschliefungen beschränkt und als Protestant ihr ihre natürlichen Allirten in Frankreich und in Spanien geraubt hätte. Und was habe sie mit all diesem rückfichtsvollen Verhalten erreicht? Ihr Erbrecht stehe immer noch auf dem nämlichen lockeren Boden. Das Heiratsprojekt wurde verworfen, und Maria sah sich nach einem anderen Gemahl um.

Denn heiraten wollte sie wieder. Sie stand damals in ihrem dreiundzwanzigsten Lebensjahre und glaubte, in der Tiefe und Lebhaftigkeit ihrer Empfindungen mit jeder Prinzessin in Europa sich messen zu können. Wenn Elisabeth mit ihrer Jungfräulichkeit kokettirte, so hatte Maria als Katholikin eine heiterere Lebensanschauung und sah keinen Grund ein, warum sie ihr Witwenthum noch länger beibehalten sollte. Auch hatte ihre Regierung bei der Widerspenstigkeit des schottischen Adels und bei den Bestrebungen des Staatssekretärs Cecil, ihr den Boden zu unterwühlen, einen so schweren Stand, daß es zweckmäßig sein konnte, wenn sich mit ihrem Scharfsinn und ihrer Leidenschaft eine kräftige Männerhand verband. Es war nur schade, daß ihre Wahl auf keinen Besseren fiel als auf Lord Henry Darnley, der außer seiner vornehmen Abkunft und schönen Körperbildung durchaus nichts Königliches hatte. Er war der Sohn des Grafen Lennox, stammte, wie Maria, von König Heinrich VII. von England ab, war in England geboren, in der bischöflichen Kirche erzogen und konnte somit auch den Wünschen Elisabeth's entsprechen. Daß er mit seinen verwandtschaftlichen Ansprüchen das Erbrecht Maria's noch verstärkte, diente ihm freilich in England zu keiner Empfehlung, und so widersetzte sich Elisabeth dieser Heirat. Maria kehrte sich nicht daran und vollzog ihre Vermählung mit dem jungen Darnley am 29. Juli 1565. Derselbe trat bald zum Katholicismus über, einige Lords folgten seinem Beispiele, die Aftien der katholischen Kirche giengen am schottischen Hofe rasch in die Höhe. Zugleich wurden Unterhandlungen mit Spanien und dem Papste angeknüpft und bereits davon gesprochen, daß Maria den Katholicismus in Schottland wiederherstellen, die Macht des Adels brechen, die Unbeschränktheit

der Krone durchsetzen und ihr Recht auf den englischen Thron zur Anerkennung bringen solle. Um einen solchen Staatsstreich auszuführen, brauchte sie Geld und Truppen. Papst Pius V. versprach ihr seinen Beistand, so lange er noch über einen Kirchenstuhl verfügen könne, und wollte ihr kriegsgeübte italienische Mannschaft schicken, und Philipp von Spanien rüstete für sie in den Niederlanden Geschütze und andere Kriegsbedürfnisse. Wie Elisabeth vermöge des Protestantismus Herrin in ihrem Lande war, so wollte sie es, auf Rom und Spanien gestützt, vermöge des Katholicismus sein und bedachte dabei nicht, daß jene nach dem Willen des größeren Theiles des Volkes handelte, sie aber gegen dessen Willen, und daß es unter allen Umständen eine unselige Politik ist, durch fremde Truppen die eigenen Unterthanen zu bekämpfen und seine Gesetze mit dem Blute derselben niederzuschreiben.

Wer dieser Vermählung und dieser Wendung der schottischen Politik am meisten entgegen war, dies war Maria's Halbbruder Murray. Er, der bisher das gute Verhältniß zwischen Maria und dem Adel am meisten vermittelt, die Duldung ihrer Hauskapelle durchgesetzt und dem Ausbruch eines Konflikts zwischen Maria und Elisabeth vorgebeugt hatte, sah mit einem Gefühl von Verachtung und Entrüstung, wie er von dem ebenso unfähigen als ehrgeizigen Darnley verdrängt werden sollte. Daher versöhnte er sich wieder mit Knox, schloß sich an England an, erklärte, „der Glaube des Evangeliums sei in Gefahr“, und verließ den Hof unter dem Vorwande, sein Gewissen erlaube ihm nicht mehr, Zeuge der „Abgötterei in der königlichen Kapelle“ zu sein. Man entwarf den Plan, Maria, Darnley und dessen Vater zu überfallen, jene einzusperren und diese entweder zu ermorden oder gefangen an England auszuliefern. Die Verschwörung wurde verrathen, Maria appellirte an ihr Volk, 18,000 Streiter eilten zu ihrer Hilfe herbei, an ihrer Spitze zog sie gegen die von Elisabeth unterstützten protestantischen Lords in's Feld und zwang sie zur Flucht nach England.

Es war ein entscheidender Schritt, und ihr Auftreten imponirte jedermann. Ihr Muth wuchs. Sie umgab sich mit treuen katholischen Lords, unterhandelte mit Spanien, Frankreich und dem Papste und sah sich in ihrer hoffnungsvollen Stimmung bereits als Siegerin über alle ihre Feinde. Ein Zerwürfniß mit Darnley hin-

derte sie an der Ausführung dieser Pläne. Dieser sprach den Wunsch aus, daß er, was ihm Maria früher versprochen hatte, zum König gekrönt werden und gleichen Antheil wie sie an der Regierung bekommen sollte. Die Weigerung seiner Gemahlin, von ihrer Gewalt etwas abzutreten, glaubte er besonders auf Rechnung Riccio's schreiben zu müssen und faßte nebst seinem Vater den Plan, den widerwärtigen Fremden, dessen Vertraulichkeit mit der Königin zu allerhand unangenehmen Gerüchten Anlaß gab, aus dem Wege zu räumen und über seinen Leichnam zur königlichen Würde emporzusteigen. Aber sie konnten diese That nicht allein ausführen. Am sichersten giengen sie, wenn sie sich an die protestantischen Lords, wie Morton, Lindsay, Ruthven und Maitland, wandten, welche principielle Gegner der von Riccio eingeleiteten neuen Politik waren. Diese giengen darauf ein, jedoch unter der Bedingung, daß das neue System gestürzt, ihre flüchtigen Freunde zurückgerufen und Murray wieder an die Spitze der Regierung gestellt werden sollte. Darnley willigte ein und erhielt dagegen die Zusage, daß er als König gekrönt werde. Als Maria am 7. März das Parlament eröffnete und demselben ankündigte, daß sie die aufrührerischen Lords verurtheilt und die katholische Religion wiederhergestellt zu sehen wünsche, beschloßen jene protestantischen Verschwörer, mit Ausführung ihres Planes nicht länger zu zögern.

Riccio fiel am 9. März als Opfer dieser Verschwörung. Murray und seine Freunde kamen aus England zurück und die Verschworenen beschloßen, die Königin so lange im Schloß zu Stirling gefangen zu halten, bis sie die letzten Vorfälle durch das Parlament gutheißen, das Evangelium gesetzlich einführen und ihren Gemahl krönen lassen werde. Aber Maria fiel es nicht schwer, ihren Gemahl zu überzeugen, daß er eine große Thorheit begangen, daß diese Lords, welche alle Gewalt in ihre Hände bekommen wollten, mit ihm bald ebenso kurzen Prozeß machen würden, wie mit Riccio, und beredete ihn, mit ihr zu entfliehen. Von wenigen Dienern begleitet, erreichten sie glücklich das Schloß von Dunbar, pflanzten die königliche Fahne auf und sahen sich innerhalb einer Woche von 8000 getreuen Unterthanen umgeben. Mit diesen zogen sie nach Edinburg, nahmen die Hauptstadt in Besitz und zwangen die Hauptverschworenen, wie Ruthven und Morton, zur Flucht nach England.

Doch war für Maria die Mordscene vom 9. März eine Warnung; sie zeigte ihr den Abgrund, der sie zu verschlingen drohte. Daher ließ sie ihre Restaurationspläne fallen, ertheilte allen Verschworenen, welche nicht unmittelbar an dem Mord theilgenommen hatten, Amnestie und söhnte sich mit Murray aus, ohne ihm jedoch die Leitung der Geschäfte wieder zu übergeben. Auf's neue umgab sie sich wieder vorzugsweise mit katholischen Rathgebern.

Da rächte sich Riccio's Ermordung an Darnley. Die protestantischen Lords grollten ihm, weil er ihre Sache verlassen hatte und mit Maria entflohen war; diese war im Innernsten empört über ihn, als sie nachträglich seinen Antheil an der Verschwörung und an dem Mord erfahren hatte. Auch durch die bald darauf erfolgte Geburt eines Sohnes (am 19. Juni 1566), der später seiner Mutter als Jakob VI. auf dem schottischen Throne folgte, wurde der Friede nicht hergestellt. Von der Königskrone war keine Rede mehr. Er selbst fühlte so sehr seine Nichtigkeit, daß er nicht einmal wagte, bei der Taufe seines Sohnes zu erscheinen, obgleich er im nämlichen Palaste wohnte; denn er fürchtete, eine persönliche Kränkung zu erfahren. Auch Elisabeth war über die Geburt eines Thronfolgers nicht sehr erfreut. Sie war eben auf einem Ball in Greenwich und tanzte nach Herzenslust, als Robert Cecil ihr die Neuigkeit in's Ohr flüsterte. Schnell brach sie ab, setzte sich, stützte den Kopf mit der Hand und schien in tiefe Gedanken versunken. Am folgenden Morgen zeigte sie wieder ihre gewohnte Ruhe, empfing den schottischen Gesandten, bezeugte ihre Theilnahme an dem glücklichen Ereigniß und versprach, bei dem neugeborenen Prinzen Bathenstelle zu vertreten. Um so heftiger war die Aufregung unter den Protestanten, welche in diesem Prinzen einen katholischen Thronfolger für England sahen. Daher bestürmte der Geheime Rath und das Parlament die Königin mit Bitten, sich zu vermählen. Aber Elisabeth wies dieses Ansuchen standhaft zurück und fragte mit gerechtem Stolz, ob jemand Ursache habe, über ihre Regierung zu klagen.

In der schlimmsten Lage war Darnley. Während sonst die Väter mit freudigen Blicken auftreten, wenn sie sagen können, daß ihnen der erste Sohn geboren sei, verkroch er sich, wie über einer bösen That ertappt. Er schwankte zwischen entgegengesetzten

Entschließen: bald drohte er, nach England zu entfliehen, dann sah man ihn wieder am Hofe zu Edinburg; bald schrieb er Briefe an den Papst, voll Anschuldigungen gegen die Königin, dann erklärte er wieder vor ihr und ihrem Geheimen Rath, daß er keine Klage gegen sie vorzubringen wisse. Maria erkannte zu spät den Mißgriff, den sie bei der Wahl dieses Gemahls gemacht habe. Sie äußerte sogar zuweilen den Wunsch, seiner entledigt zu sein. Auf dem Wege der Scheidung gieng dies freilich nicht, es müßte denn wegen ihrer gegenseitigen Verwandtschaft die Ehe für ungesetzlich erklärt worden sein, wodurch aber zugleich ihr Sohn als illegitim der Thronfolge verlustig geworden wäre. Gegen dies letztere sträubte sich ihr mütterliches Gefühl, und als man ihr sagte, es würden sich Mittel finden lassen, die Sache durchzuführen, ohne daß ihr Sohn dadurch im Nachtheil komme, warnte sie vor einem solchen Vorhaben und bat, nichts zu unternehmen, was ihr mehr Leid als Freude bereiten könnte. Niemand wußte, wie dieses Verhältniß enden werde; nur das wußte man, daß Darnley ihr gründlich verleidet war, daß sie sich seiner schämte, und daß Graf Bothwell ihr besser gefiel. Dieser war ein Mann von kräftigem Körperbau, jugendlicher Frische, außerordentlicher Tapferkeit und Kühnheit und zeigte von jeher entschiedene Anhänglichkeit an die Königin. Voll Bewunderung für seinen persönlichen Muth, voll Dankbarkeit für seine Treue sah sie in ihm den zuverlässigen, thatkräftigen Freund, der ihrem Thron eine bessere Stütze sein würde, als der stets haltungslose Darnley. Sie richtete liebestrunkene Briefe und Sonette an ihn und gab sich dieser neuen Leidenschaft mit all dem Feuer, das in ihren Adern rollte, hin. Und doch hatte sie keine Aussicht, dem neuen Geliebten die gewünschte Stellung zu verschaffen. Noch lebte Darnley, und Bothwell hatte erst vor kurzem geheiratet. Dieser, ein herzloser, gewaltthätiger, herrschsüchtiger Mensch, ließ sich das Auslodern dieser königlichen Flamme recht wohl gefallen, ohne sie zu erwidern. So bald er sah, wie sehr Darnley durch seine Unfähigkeit und durch seine Bethheiligung an der Ermordung Riccio's seine Stellung sich selbst untergraben habe, wie sehr Maria für ihn zu schwärmen anfange, wußte er die Treue seiner Person überall in das vortheilhafteste Licht zu stellen und in Maria's Herzen Wünsche ausschweifender Natur zu entzünden. Nicht um Maria's Liebe, bloß

um ihre Macht, ihren Thron war es ihm zu thun; mit ihr und durch sie wollte er sich den höchsten Rang in Schottland erringen. Wonach Darnley vergebens gestrebt, als König von Schottland gekrönt zu werden, das schien ihm, der überall mit roher Faust durchfuhr, ein Ziel, das ihm sicher entgegenwinkte. Aber eben dieser Darnley war ja noch Gemahl der Königin! Wie wollte er ihn so schnell aus seiner Stellung verdrängen? Nichts leichter als dies! dachte Bothwell und machte sich sogleich an die Arbeit.

Jene ganze Partei, welche Darnley zu Riccio's Ermordung aufgefordert hatte, war, seit jener der Königin zur Flucht verholfen hatte, seine entschiedene Gegnerin und suchte eine Gelegenheit, sich seiner zu entledigen. Mit diesen verband sich Bothwell, obgleich er bei jenem Attentat sich selbst vor ihren Dolchen hatte retten müssen. Murray, der sich für künftige Zeiten auf der Höhe der Möglichkeit oder Nothwendigkeit erhalten wollte, hielt sich neutral, wollte weder helfen noch hindern. Morton, eben aus der Verbannung zurückgerufen, wollte persönlich nur theilnehmen, wenn die Königin mit der That einverstanden sei. Eine solche Erklärung konnte Bothwell nicht beibringen. Aber die anderen Magnaten, theils Freunde, theils principielle Gegner Bothwell's: Huntley, Argyle, Maitland, Balfour und andere, traten unbedingt in die Verschwörung ein. Bothwell übernahm die Ausführung, jene seine Vertheidigung und Beschützung.

Darnley hatte den Hof verlassen und sich nach Glasgow in das Haus seines Vaters begeben. Die Blattern, welche gerade dort herrschten, ergriffen auch ihn. Auf die Nachricht hievon schickte Maria ihren Leibarzt zu ihm und ließ ihm sagen, daß sie ihn bald selbst besuchen werde. Sie hielt Wort, war aber, wie aus ihren Briefen erhellt, zu gleicher Zeit von blinder Leidenschaft für Bothwell ergriffen, mit welchem sie mehrere Zusammenkünfte hatte. Sobald Darnley so weit hergestellt war, daß er transportirt werden konnte, nahm sie ihn mit sich zurück nach Edinburg, wo sie am 31. Januar 1567 ankamen. Der besseren Luft wegen wies sie ihm eine außerhalb der Stadt gelegene Wohnung an, welche dem Probst von St. Maria gehörte und die Feldkirche genannt wurde. Dort besuchte sie ihn täglich, gab ihm wiederholte Beweise ihrer Zuneigung und übernachtete zweimal in dem unter seinem Schlafzimmer befindlichen



Gemach. Am 9. Februar kam sie, wie gewöhnlich, mit zahlreichem Gefolge nach der Feldkirche, blieb bei ihrem Gemahl von Abends sechs bis gegen elf Uhr und kehrte bei Jackelschein in ihren Palaß, nach Holyroodhouse, zurück, um dem Ballo beizuwohnen, der zur Feier einer Hochzeit, welche zwei Personen ihres Hofstaates, Sebastian und Magaretha Carwood, begiengen, veranstaltet wurde. Bald nach Mitternacht, nach Beendigung des Balles, begab sie sich auf ihr Zimmer. Kaum war sie eingeschlafen, so wurde die ganze Stadt durch eine Explosion erschüttert. Die Feldkirche war in die Luft gesprengt, die Leichname des Königs und seines Ragen Taylor lagen im Garten, drei andere Männer und ein Knabe waren unter den Trümmern des Gebäudes begraben. An dem Leichnam des Königs fanden sich keine Brandspuren, wohl aber Spuren von vorheriger Erdrosselung. Es war gegen drei Uhr Morgens am 10. Februar.

Die Königin schien betroffen und niedergeschlagen, gab sich aber bald wieder ihren gewohnten Vergnügungen hin. Sie erklärte zwar mehrmals, an den Urhebern dieses Verbrechens volle Rache zu nehmen, und erließ eine Proklamation, worin sie für die Anzeige und Ergreifung der Mörder eine Belohnung von 2000 Livres setzte. Ihr Zimmer wurde schwarz ausge schlagen, das Tageslicht verbannt, in tiefer Finsterniß und Einsamkeit verharrend empfing sie die wenigen Personen, denen es vergönnt war, ihr Weileid bezeigen zu dürfen. Doch nahm sie mit den Personen ihrer Umgebung keine Veränderung vor; Bothwell und die anderen Aeligen giengen ungestört aus und ein im Palaß. Das Volk war empört über die That, noch mehr über die mangelnde Justiz. Jedermann bezeichnete Bothwell und seine Diener als die Mörder; im tumultuarischen Geschrei auf der Straße, in nächtlich angeschlagenen Zetteln wurde er offen Königsmörder genannt. Darnley's Vater, Graf Lennox, klagte ihn förmlich an, das Parlament wurde berufen, der Tag der Prozeßverhandlung bestimmt. Aber immer noch ließ Maria Bothwell in seinen Würden und duldete, daß er sich mit bewaffneter Mannschaft umgab. Aus Furcht vor einem so drohenden Auftreten erschien Lennox nicht bei der Verhandlung und bat schriftlich um Vertagung, damit er die nöthigen Beweise herbeischaffen könne. Darum war es den Ver-

schworenen nicht zu thun. Am 12. April wurde der Gerichtshof, der fast ausschließlich aus Anhängern Bothwell's bestand, eröffnet. Bothwell begab sich mit 200 Soldaten und 4000 Edelleuten nach dem Gerichtsgebäude. Maitland ritt neben ihm, Morton begleitete ihn als sein Beistand, der Graf von Argyle führte als erblicher Oberrichter von Schottland den Vorsitz. Die Bitte um Vertagung wurde verworfen, der Angeklagte einstimmig freigesprochen. Dieser schlug sofort eine Schrift an, worin er seine Unschuld behauptete und sich zum Zweikampf mit jedem Schotten, Engländer oder Franzosen erbot, der ihn des Mordes bezichtigen würde. Zugleich unterzeichneten 24 Lords, von Bothwell hiezu gedrängt, eine Schrift, in welcher sie versicherten, daß sie von Bothwell's Unschuld überzeugt seien, ihm ihren Beistand gegen alle seine Feinde versprachen und sich verpflichteten, alles aufzubieten, daß die Königin ihn heirate.

Es war die Summe von Niederträchtigkeit und Gemeinheit. Denn kein anderer als Bothwell war der Mörder. Sein Hauptmotiv war seine Herrschsucht. Er wollte als Gemahl der Königin diese selbst und das Reich beherrschen. Auf sein Veranlassen und unter seiner Leitung wurde das Pulver in das unter Daruley's Schlafgemach gelegene Zimmer gebracht und die gräßliche That unter der Decke der Nacht an einem Wehrlosen ausgeübt. Diesen Hergang wußten die Richter so gut wie jene 24 Unterzeichner; aber theils billigte man die That, theils fürchtete man sich vor dem gewaltthätigen Mann. Als ob er schon auf dem Throne säße, that er bereits, was ihm gut dünkte, und sagte offen, daß er sich mit der Königin vermählen werde, sie möge wollen oder nicht, auch wenn alle Welt dagegen sei.

Welche Ansicht auch Maria Stuart von seiner Schuld oder Unschuld hatte, selbst wenn sie ihn — was übrigens unmöglich war — für ganz unschuldig hielt: ihr Verhalten war ihr durch die Moralität und Sitte ebenso wie durch die Politik genau vorgeschrieben. Sie mußte mit allem Nachdruck darauf dringen, daß die Mörder ihres Gatten entdeckt und nach der ganzen Strenge des Gesetzes bestraft würden; Bothwell, von der öffentlichen Stimme als Thäter bezeichnet, mußte auf der Stelle vom Hofe verbannt, ein unparteiisches Gericht eingesetzt und dem Grafen Lennox Zeit und Mittel für seine Beweisführung gestattet werden; sogar wenn

aus irgendwelchen Gründen Bothwell's Betheiligung nicht evident erwiesen werden konnte, mußte sie, der Ueberzeugung ihres Volkes, der Meinung Englands und Europas Rechnung tragend, mit Bothwell jede Verbindung abbrechen, ihn wo möglich aus ihrem Reiche verbannen. Sie war dies nicht bloß anderen, sie war dies noch mehr sich selbst schuldig. Jedermann kannte ihre früheren Ehezwiseigkeiten, jedermann kannte ihre Leidenschaft für Bothwell, jedermann war geneigt, bei dem leisesten Verdacht, den sie auf sich zog, sie der Mitwissenschaft anzuklagen, ihre Ausföhnung mit dem kranken Darnley für Heuchelei, ihre Abwesenheit während der Explosion für eine verabredete Sache anzusehen. Ihr guter Ruf, ihre Stellung als Königin, vielleicht auch die ihres Sohnes, ihre Ehre vor Mit- und Nachwelt stand auf dem Spiel. Königin oder Verbannte, frei oder gefangen, schuldlos oder Mörderin, trauernde Witwe oder treulose Verrätherin — sie durfte nur wählen, sie hatte ihr Sein oder Nichtsein in ihrer eigenen Hand. Elisabeth bat sie in einem Briefe dringend um ein kluges und gerechtes Verfahren, ihr Gesandter in Paris stellte ihr lebhaft die drohenden Gefahren vor Augen, Briefe ihrer Anhänger in England beschworen sie, nicht einen unüberlegten Schritt zu thun und sich dadurch aller Aussichten auf den englischen Thron zu berauben, ihre uneigenmächtigsten Freunde baten sie kniefällig, der Schmach zu entfliehen und sich und ihrem Sohne die Krone zu bewahren. Was that sie von all dem? Wenn sie es darauf angelegt hätte, vor aller Welt als schuldig dazustehen, sie hätte es nicht anders angreifen können. Wie durch eine dämonische Gewalt zu Bothwell, der ihr die volle Herrschaft über ihr Land, Rache an den rebellischen Lords zu verschaffen versprach, hingezogen, blieb sie taub gegen alle Vorstellungen, blind gegen alle Gefahren. Sie hatte die Bitte ihres Schwiegervaters abgeschlagen, eine schamlose Gerichtskomödie aufführen lassen, auf dies hin den Mörder für unschuldig erklärt, und ihn beständig in ihrem Palaste, in ihrer Umgebung behalten. Niemand, der nicht empört war über dieses Benehmen, niemand, dem diese Nachsicht nicht unbegreiflich erschien! Aber was war dies alles gegen die Nachricht, die kaum drei Monate nach Darnley's Ermordung eintraf, daß Maria Stuart sich in wenigen Tagen mit Bothwell vermählen werde!

Sie war am 24. April nach Stirling geritten, um ihren Sohn, den sie der Obhut des Grafen von Mar anvertraut hatte, zu besuchen. Auf dem Rückweg, eine halbe Meile von Edinburg, wurde sie von Bothwell, der 1000 Reiter mit sich führte, überfallen. Niemand leistete Widerstand, und so wurde sie nebst ihren wenigen Begleitern, worunter Maitland, Melville und Graf Huntley waren, gefangen genommen und auf das Schloß Dunbar gebracht. Huntley und Maitland wurden am folgenden Morgen entlassen, die Königin aber, welche die scheinbare Entführung mit Bothwell verabredet hatte, blieb mit diesem noch zehn Tage in dem Schloß und wurde von ihm am 3. Mai nach Edinburg zurückgeführt. Die Scheidung von seiner Gattin, die er erst ein halbes Jahr vorher geheiratet hatte, war bereits vollzogen. Taub gegen alle Warnungen erklärte die Königin am 12. Mai, daß sie Bothwell die gewaltfame Entführung verzeihe und sich mit ihm zu vermählen beabsichtige. Darauf ernannte sie ihn zum Herzog von Orkney und wurde am 15. Mai in ihrem Palaß durch einen reformirten und durch einen katholischen Geistlichen mit ihm getraut. Aber sie war von nun an nicht mehr Königin, sie war Gefangene. Die Zugänge zu ihrem Gemach waren mit Wachen besetzt, niemand durfte sie anders als in seiner Gegenwart sprechen, und mit rauhem Tone fuhr er sie an, wenn sie etwas äußerte, was nicht seinen Wünschen entsprach. Unter Thränen aß sie ihr tägliches Brot.

Es sollte bald noch ganz anders kommen. Daß die Lords, welche sich mit Bothwell gegen Darnley verschworen hatten, gleich darauf gegen jenen conspiriren würden, war vorauszusehen. Sie sahen sein herrschsüchtiges, tyrannisches Benehmen, den Haß des Volkes gegen das verbrecherische Königspaar, schloßen am 19. April einen Bund und erließen am 11. Juni eine Proklamation, worin sie jedermann zur Befreiung der Königin aus Bothwell's Gefangenschaft, zum Schutze des mit dem Tode bedrohten Kronprinzen und zur Verfolgung der Mörder Darnley's aufforderten. Zugleich rüsteten sie eine Reiterschare und suchten Bothwell in einem raschen Ueberfall gefangen zu nehmen. Aber dieser und Maria flüchteten sich nach Dunbar, worauf die Lords Edinburg besetzten. Maria sammelte ein Heer von ein paar tausend Mann. In der Nähe von Edinburg trafen beide Streithaufen zusammen und standen

von Morgens bis neun Uhr Abends einander im Gesicht, ohne einen Angriff zu unternehmen. Die Königin verlangte von den Lords Unterwerfung, diese verlangten von ihr, daß sie sich in ihre Reihen begeben und Bothwell der Strafe für seine Verbrechen überlassen solle. Zu einem Zweikampf, wozu sich der rauflustige Bothwell anbot, kam es nicht, sondern man vereinigte sich endlich dahin, daß Bothwell ungehindert abziehen, die Königin in ihre Hauptstadt zurückkehren und die verbündeten Lords ihr die einer Königin gebührende Achtung bezeigen sollten. Darauf gab sie dem Lord Kirkaldy die Hand, ließ sich von ihm zu dem Heere der Konföderirten führen, wo im Namen aller Morton knieend sprach: „Dies ist der Platz, gnädigste Frau, wohin Ihr gehört, und wir wollen Euch ehren, dienen und gehorchen, wie je der Adel dieses Reiches einem Eurer Ahnen.“ Darauf wurde sie als Gefangene nach Edinburg geleitet, von wo die Menge ihr entgegenströmte, Verwünschungen gegen sie ausstieß und vor ihren Augen ein Banner entfaltete, auf welchem der ermordete Darnley und ihr Sohn in knieender Stellung abgebildet war mit der Umschrift: „Räche mich, o Herr!“ Sie wurde in Holyrood streng bewacht und am 17. Juni unter starker Bedeckung auf das Schloß von Lochleven gebracht. Dort wurde ihr eine Schrift zum Unterscheiden vorgelegt, worin sie zu Gunsten ihres Sohnes der Krone entsagen und Murray während dessen Minderjährigkeit als Regenten anerkennen sollte. Lord Lindsay vermochte sie zur Unterschrift durch die Drohung, daß man ihr im Fall der Weigerung den Prozeß machen werde. Fünf Tage darauf wurde ihr 13 Monate alter Sohn zum König gesalbt und gekrönt. Zwei Superintendenten und ein Bischof setzten ihm die Krone auf's Haupt, die anwesenden Lords berührten dieselbe zum Zeichen ihrer Zustimmung, Morton und Hume schwuren im Namen des neuen Königs Jakob VI., daß derselbe die in Schottland geltende Religion aufrecht erhalten und alle Feinde derselben bekämpfen werde. Murray, der einstweilen nach Frankreich abgereist war, kam zurück und wurde am 22. August als Regent proklamirt und übernahm die Regierung.

Darnley war gerächt. Die Mine, welche seinen Leib in Stücke riß, riß auch den Thron, auf welchen Bothwell und Maria sich gesetzt hatten, auseinander, und unstet wie ein gehektes Wild sah

man beide über Felder und Meere irren. Bothwell, von den Seinigen verlassen, floh, als Herzog von Orkney, auf die nördlich von Schottland liegenden Orkneyinseln, führte dort eine Zeit lang ein abenteuerliches Leben, wurde von den schottischen Schiffen verfolgt und durch einen Sturm an die norwegische Küste verschlagen. Hier gerieth er in dänische Gefangenschaft und starb in Malmoe nach zehnjähriger Kerkerhaft. Nicht viel besser gieng es Maria. In den Thürmen von Lochleven saß sie fast ein Jahr gefangen und bat vergebens um ihre Freilassung. Ihre Kerkermeisterin war Lady Douglas, ehemalige Geliebte ihres Vaters, die Mutter des Regenten. Der Sohn derselben, Georg Douglas, von Maria's Schönheit und ihrem Unglück ergriffen, arbeitete an ihrer Befreiung. In der Früh des 25. März 1568 brachte er in Maria's Schlafgemach eine Wäscherin. Mit dieser wechselte sie die Kleider, nahm einen Paß Wäsche in die Hand und bestieg den bereitstehenden Kahn. Aber ihre schöne Hand verrieth sie. Sie wollte das Tuch, das um den unteren Theil ihres Gesichts gelegt war, mit ihrem Arm festhalten; da rief der Ruderer: „das ist nicht die Hand einer Wäscherin!“ Sie wurde erkannt und nach dem seumtschlungenen Lochleven zurückgebracht.

Georg entfloh und überließ die Befreiung der Königin dem kleinen Douglas, welcher bei seiner Mutter Pagendienste verrichtete. Dem achtzehnjährigen Willy gelang es, am Abend des 2. Mai, als Lady Douglas bei Tische saß, die Schlüssel zu entwenden. Schnell rief er der Königin und ihrer Kammerfrau Kennedy, führte sie aus dem Schlosse, schloß das Thor hinter sich zu und warf die Schlüssel in den See. Der Kahn war schon in Bereitschaft, und sie fuhren an das jenseitige Ufer, wo Georg Douglas mit Bewaffneten sie empfing. Am andern Tag kam sie auf dem Schloß Hamilton an und widerrief ihre Thronentsagung. Alle Royalisten und Katholischgesinnten und solche, welche Murray nicht über sich herrschen lassen wollten, scharten sich um die Königin. Aber auch Murray rüstete sich und führte geübtes Kriegsvolk gegen sie in's Feld. Von einer Anhöhe bei Langside am 13. Mai sah sie ihr Gefolge in unordentlicher Hast auf den Feind lossprennen und nach kurzem Gefecht ebenso eilig wieder zurückfliehen. Da ritt sie vom Schlachtfeld bis nach der Abtei Dundrennan, 60 Meilen weit. Die Bucht von

Solway trennte sie vom englischen Gebiet. Hier erklärte sie ihren Entschluß, bei ihrer guten Schwester, der Königin von England, Hilfe zu suchen. Was sie, die freilich an extremen Entschlüssen Gefallen fand, hiezu bewog, das mochte die Art und Weise sein, wie Elisabeth über ihre Gefangennahme sich geäußert hatte. Dieselbe hatte sich in den stärksten Ausdrücken über die der Königin von Schottland zugefügte Beleidigung, die alle gekrönten Häupter treffe, beklagt, sie als die Folge von Knox' Lehre dargestellt und gedroht, die Rechte der verletzten fürstlichen Majestät an den schottischen Lords zu rächen. Diese Aufwallung war sicher eine aufrichtige, aber ebenso sicher war, daß Robert Cecil eine andere Meinung hierüber hegte. Hievon wohl unterrichtet, machten die Freunde der Maria ihr warnende Gegenvorstellungen, der Erzbischof von St. Andrews beschwor sie knieend, von ihrem Vorsatz abzustehen; aber leidenschaftlich, wie sie war, setzte sie auf diesen Plan eine Fülle von Hoffnungen und befahl Beton, Elisabeth einen Ring mit einem kostbaren Edelstein zu bringen, den diese ihr einst als Pfand ihrer Zuneigung und ihres Beistandes gegeben hatte. Am 16. Mai schiffte sie in einem Fischerfahne über die Solwaybucht, landete an der englischen Küste und begab sich nach Carlisle. Von hier aus schrieb sie einen Brief an Elisabeth, worin sie bat, sie besuchen zu dürfen, um sie über die wahre Lage der Dinge aufzuklären.

Sie erhielt zur Antwort, daß es sich für die jungfräuliche Königin von England nicht gezieme, eine des Mordes bezichtigte Frau zu empfangen, bevor sich diese wegen jener Beschuldigung vor englischen Commissarien gerechtfertigt habe. Maria war über dieses Ansinnen empört und erklärte, daß sie als unabhängige Königin sich keinem Gericht unterwerfen könne und ein englisches in keinem Falle als unparteiisch anerkenne, da es unter dem Einfluß ihres bittersten Gegners, des Robert Cecil, stehe. Sie sei nach England gekommen, um, den Aeußerungen Elisabeth's trauend, sich von ihr Hilfe gegen ihre rebellischen Unterthanen zu erbitten. Wolle man ihr diese nicht gewähren, so solle man sie nach Schottland zurückkehren oder durch England nach Frankreich reisen lassen.

Die englischen Minister, welche diese Frage nicht vom Standpunkt des Rechts, sondern von dem des Staatsinteresses beurtheilten, waren für solche Anschauungen unzugänglich. Sie sahen in Maria

Stuart nicht eine hilflose und Hilfe suchende Königin, über die zu richten und zu verfügen sie durchaus kein Recht hatten, sondern eine katholische Fürstin, welche ihre Erbanprüche auf die englische Krone nicht aufgeben, vielmehr, wo sie sich nur befinde, in Schottland oder in Frankreich, dieselben durchzusetzen sich bemühen werde. Es wurde im englischen Ministerrath lebhaft darüber debattirt, was für die Sicherheit der Königin Elisabeth und des Reiches am meisten, was am wenigsten gefährlich sei. Man stand vor mehreren Möglichkeiten. Sollte man Maria nach Schottland zurückkehren, sollte man sie nach Frankreich abreißen lassen, oder sollte man ihr in England einen freien Aufenthalt gestatten? Die Minister waren der Ansicht, daß das eine so gefährlich sei wie das andere, und daß daher nichts übrig bleibe, als Maria in England zurückzubehalten und zwar als Gefangene. Die officielle Sprache lautete, man halte sie fest, um ihr Gelegenheit zu geben, sich von den gegen sie vorgebrachten Anschuldigungen zu reinigen, und man werde, sobald dies geschehen sei, ihre Wiedereinsetzung in Schottland selbst betreiben. Aber Schottland war ja kein Filial von England, Maria keine Vasallin der Elisabeth, die Streitigkeiten der Schotten mit ihrer Königin waren ja nur von diesen selbst, nicht vor einem englischen Forum zu entscheiden. Diese Einwendungen mögen sich die englischen Minister selbst auch gemacht haben; aber so begründet sie ihnen auch erscheinen mochten, so wurden dieselben doch vollständig zurückgedrängt durch die einzige Erwägung, daß der Protestantismus und die Freiheit von England durch eine in Freiheit befindliche Maria Stuart stets bedroht sei. Und was im Laufe der nächsten Jahre geschah, war nur gar zu sehr geeignet, die Befürchtungen der Minister nicht als Phantome erscheinen zu lassen. Die schändlichen Mordscenen in der Bartholomäusnacht zu Paris, das blutdürstige Auftreten des Herzogs Alba in den Niederlanden, die Hinrichtung der Grafen Egmont und Horn in Brüssel, die Ermordung Wilhelm's von Oranien in Delft, alles dies zeigte den Ministern den Abgrund, welcher vor dem englischen Volke sich aufthun würde, falls, durch irgendwelche Eventualitäten begünstigt, die katholische, mit den französischen Guisen verwandte, mit Philipp von Spanien befreundete und jedenfalls nicht als Tugendsspiegel zu preisende Maria Stuart den englischen Thron bestiege. Die



Zeiten der Königin Maria, „der Katholischen“, standen jedermann noch gar zu lebhaft im Gedächtniß. Waren die Minister in ihren Entschlüssen einmal so weit, so durfte wenig mehr hinzukommen, und sie giengen noch einen Schritt weiter und sprachen von der Nothwendigkeit, Maria nicht bloß gefangen zu halten, sondern ganz unschädlich zu machen. Und dazu gibt es bekanntlich nur ein einziges ganz sicheres Mittel. So verwirrte sich die Frage über das Schicksal der Maria Stuart immer mehr. Eine friedliche Lösung schien ein Ding der Unmöglichkeit zu sein. Die Gegensätze spitzten sich so sehr zu, daß Sieg oder Vernichtung das allgemeine Lösungswort wurde, daß der eine Theil nur dann Sieger zu sein glaubte, wenn der andere ganz vernichtet war, und daß keiner von beiden Theilen hinsichtlich der Mittel allzu spröde und wählerisch sich erwies. Protestantismus und Katholicismus rangen mit einander um die Herrschaft; die religiösen Prinzipien, welche das ganze 16. Jahrhundert erfüllten und beherrschten, schickten sich auf englischem Boden zu einem Entscheidungskampf an. Wer für Glaubensfreiheit war, schloß sich an Elisabeth an und wollte den Namen Maria Stuart's ausgelöscht sehen; wer am Katholicismus festhielt und auf die Sprache der Jesuiten hörte, der pflanzte die Stuart'sche Fahne auf und lief Sturm gegen die Regierung der Königin Elisabeth. Der Knoten war unauflöslich geschürzt. Nur das Schwert konnte ihn lösen. Die persönlichen Beziehungen der beiden Königinnen zu einander, die kirchlich-politischen Verhältnisse und Fragen, unter deren Herrschaft beide standen, entwickelten sich allmählich zu einer Schicksalstragödie ersten Ranges, bei welcher von sämtlichen Akteuren und Aktrizen frei von Schuld auch nicht eine einzige Person sein sollte. Bei dieser Sachlage konnte es nicht fehlen, daß verschiedene Versuche zu Maria's Befreiung gemacht wurden. Sie war der größeren Sicherheit wegen von Carlisle auf das in der Graffschaft York gelegene Schloß Bolton gebracht worden. Bei den Konferenzen in York und Westminster, zu welchen sie nur ungern ihre Bevollmächtigten absandte, traten Murray und einige andere Schotten als Kläger gegen sie auf, und beide Theile erschöpften sich in gegenseitigen Beschuldigungen. Sehr nachtheilig war es für Maria, daß Murray den englischen Kommissären die sogenannten Schatullenbriefe (Schreiben und Sonette der Königin

an Bothwell nebst einem zwischen Beiden abgeschlossenen Heiratskontrakt, welche Aktenstücke alle vor der Ermordung Darnley's abgefaßt waren) als Beweise für eine indirekte Mitschuld der Königin vorlegte. Diese verlangte nach Abbruch der Konferenzen, daß Elisabeth ihr gestatte, England zu verlassen. Obgleich aber Elisabeth sich recht wohl bewußt war, daß sie kein Recht habe, Maria in weiterer Haft zu behalten, verschärfte sie sogar diese Haft und ließ sie am 26. Januar 1568 vom Schloß Bolton, dessen Besitzer ihr nicht mehr zuverlässig schien, nach Tutbury bringen. Die Grafen von Northumberland und Westmoreland riefen alle Katholiken zu ihrer Befreiung auf; aber sie mußten nach Schottland fliehen. Papst Pius V. erklärte Elisabeth als die Beschürmerin aller Feinde des Katholicismus des Thrones verlustig und entband ihre Unterthanen des ihr geleisteten Eides. Aber diese Maßregel erwies sich als vollständig wirkungslos und hatte nur strengere Gesetze gegen die Katholiken Englands zur Folge. Den Herzog von Norfolk kostete das Bestreben, mit Hilfe Spaniens und des Papstes in den Besitz Maria's und ihrer Ansprüche zu kommen, den Kopf. Nicht glücklicher als die Bemühungen des Adels waren die jener Fanatiker, welche aus dem katholischen Seminar zu Rheims hervorgiengen, welches, wie das zu Douay, von Philipp II. und dem Cardinal Guise von Lothringen zu dem Zwecke gegründet war, um junge katholische Engländer unter der Leitung von Jesuiten zum Kampf für die katholische Kirche aufzustacheln und mit den nöthigen Mitteln auszustatten. Die bedeutendste Unternehmung dieser Art war die Verschwörung Babington's und seiner Genossen, welche den Zweck hatte, Elisabeth zu ermorden und mit Hilfe eines aus den Niederlanden kommenden spanischen Heeres Maria Stuart auf den englischen Thron zu setzen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Maria von diesem Befreiungsversuch wußte, aber auch keinem, daß der Minister Walsingham unter den Verschwörern seine Spione hatte, jene insgeheim aufstachelte, ihren Briefwechsel mit Maria durch seine Hand gehen ließ und, nachdem er selbst den Funken zur Flamme angeblasen hatte, die Verschwörer gefangen nahm, hinrichten ließ und auf dieses Attentat hin Maria den Prozeß machte. Diese befand sich damals in Chartley unter der Aufsicht des puritanischen Boulet, der mit salbungsvoller Strenge sie als eine Kriminal-

gefangene, nicht als Königin behandelte. Auf einem Spaziergang führte er sie mit Gewalt nach Tixall und ließ sie erst nach zweiwöchiger einsamer Haft wieder nach Chartley zurückkehren. Beim Eintritt in ihr Gemach sah sie, daß ihre Schränke erbrochen, ihre Papiere und Siegel weggenommen waren. Sie schwieg einen Augenblick, dann sagte sie zu Poulet: „Zwei Dinge sind noch übrig, Sir, die ihr mir nicht nehmen könnt: das königliche Blut, welches mir ein Recht auf die Thronfolge gibt, und die Treue, die mein Herz an die Religion meiner Väter knüpft.“

Aus den ersten Beamten, Richtern und Lords des Landes wurde eine Kommission ernannt, und am 24. Oktober 1586 kamen 46 Mitglieder derselben nach Fotheringhay, um Maria zu verhören und das Urtheil zu sprechen. Diese weigerte sich, die Autorität der Kommission anzuerkennen; denn sie sei eine unabhängige Fürstin und werde nie die schottische Krone dadurch beschimpfen, daß sie sich als Verbrecherin vor die Schranken eines englischen Gerichtshofs stelle. Auf die Einrede, daß man dann über sie als abwesend und widerspenstig urtheilen werde, verstand sie sich unter dem Vorbehalt, daß sie dabei nichts von dem Rechte einer freien Fürstin vergebe, zur Verantwortung. Die Anklage lautete dahin, daß sie sich mit Ausländern und Verräthern verschworen habe, um eine Invasion im Reiche zu veranlassen und um Elisabeth zu ermorden. Den ersten Punkt leugnete sie nicht ab. Anders war es mit der zweiten Klage, daß sie um ein Komplott gegen das Leben Elisabeth's gewußt habe. Als Beweise lag ein Brief Babington's an Maria nebst ihrer Antwort und das Bekenntniß ihrer Sekretäre, Nau und Kurle, vor, welche durch die Folter dazu gebracht worden waren. Aber von den Briefen zeigte man nur Kopien, in welche man hineinschreiben konnte, was man wollte, und das Bekenntniß der Sekretäre war ohne Werth, zumal da man die von Maria verlangte Konfrontation nie zugab. Maria blieb dabei, daß sie von Babington's Brief nichts wisse, daß die ihr zugeschriebene Antwort wohl eigenmächtig von Nau oder gar von dem Minister Walsingham verfaßt worden sei. Von einer Ermordung Elisabeth's habe sie nie etwas gewußt, nie etwas gewollt. Dessen ungeachtet sprach die Kommission das Todesurtheil über sie aus, weil schon eine Invasion sich gar nicht denken lasse, ohne daß die Regierung und das Leben der

Königin in Gefahr komme. Das Urtheil wurde am 29. Oktober vom Parlament bestätigt. In einer Petition wurde Elisabeth gebeten, an der Verbrecherin schnelle Gerechtigkeit zu üben. Sie fragte, ob sich denn kein anderes Mittel finden lasse, um ihr Leben vor Gefahr zu sichern. Auf die Verneinung dieser Frage erwiderte sie in ihrer geschraubten, zweideutigen Manier: „Wenn ich sagte, daß ich Eure Bitte nicht zu bewilligen gedenke, so sagte ich bei meiner Treue vielleicht mehr, als ich im Sinne habe. Und wenn ich sagte, daß ich sie zu bewilligen gedenke, so sagte ich mehr, als Euch zu wissen geziemt. So muß ich Euch denn eine Antwort geben, die keine Antwort ist.“

Am 10. November wurde Maria das Todesurtheil verkündigt, worauf sie nochmals behauptete, daß sie sich gegen das Leben Elisabeth's nie verschworen habe. Boulet erklärte nun die Verurtheilte für todt in den Augen des Gesetzes, somit auch nicht berechtigt zu den Abzeichen der königlichen Würde, ließ daher den Thronhimmel aus ihrem Gemach schaffen, setzte und bedeckte sich in ihrer Gegenwart.

Elisabeth zögerte zwei Monate mit der Unterschrift. Sah sie in der Begnadigung Maria's Gefahr für ihren Thron und für ihr Leben, so erblickte sie in der Vollstreckung des Urtheils Schmach und Abscheu. Denn das fühlte sie wohl, was die Welt, und nicht bloß die katholische, urtheilen werde, wenn es heiße, daß eine Königin von einer verwandten Königin auf das Schaffot geschickt worden sei. Die Verwendung Frankreichs und des Königs von Schottland wurde zurückgewiesen. Letzterer, der von Elisabeth ein Jahrgeld bezog und von seiner Mutter nur wußte, daß sie eine abgöttische, der Ermordung seines Vaters angeklagte Frau sei, schrieb an Elisabeth, wenn sie mit Zuziehung des Parlaments seine Mutter von der Thronfolge ausschliesse, ihn zu ihrem Nachfolger erkläre und ihm jetzt schon in England huldigen lasse, so werde von seiner Mutter nichts mehr zu fürchten sein, und diese werde ihren sämtlichen Ansprüchen zu Gunsten ihres Sohnes entsagen. Elisabeth antwortete, eine Verurtheilte habe keine Rechte mehr abzutreten. Am liebsten wäre es ihr gewesen, wenn ihr jemand die Last abgenommen und auf seine Schultern geladen hätte. Boulet erhielt einen Wink, daß man von seinem Haß gegen die Katholiken und

von seinem Diensteifer erwartete, daß er die Verurtheilte heimlich aus dem Wege räume. Er erwiderte, sein Leben und seine Habe ständen der Königin zu Diensten; nie aber werde er sein Gewissen so verletzen, noch einen solchen Schimpf auf seine Nachkommen laden, daß er Blut vergieße ohne Gesetz noch rechtsgiltigen Befehl. Elisabeth zürnte dem „eigensinnigen gezierten Bursch“. Die Entscheidung drängte. Es blieb ihr nichts anderes übrig, sie mußte für das, was geschehen sollte, selbst einstehen mit ihrer ganzen Persönlichkeit. Glaubte sie nur nach Maria's Tod Ruhe zu haben, so mußte sie auch die Verantwortung, die Entrüstung der Mitwelt, die Verdammung der Nachwelt über sich nehmen. Sie war in einer heftigen Aufregung; man hörte sie öfters die Worte vor sich hinsagen: aut fer aut feri; ne feriare feri (entweder dulde oder tödte; tödte, damit du nicht getödtet werdest). Da kam ein neues Komplot zur Anzeige, in das der französische Gesandte Chateauneuf verwickelt sein sollte. Es hieß, das Haus Guise habe einen Mann gedungen, der sich bereit erklärt habe, Elisabeth zu ermorden. „Ich nähre die Schlange, die mich vergiftet“, rief sie aus; „um sie zu retten, würden sie mir das Leben genommen haben; soll ich mich zur Beute für jeden Böfewicht hergeben?“ In einem aufgeregten Augenblick, am 1. Februar 1587, ließ sie sich durch den Staatssekretär Davison den Hinrichtungsbefehl bringen und unterzeichnete ihn mit raschem Federzug. Zugleich befahl sie ihm, zum Kanzler zu gehen und das große Siegel darunter drücken zu lassen. Am andern Tage sagte sie ihm, er solle mit der Ausführung seines Auftrags noch warten. Davison antwortete, das Siegel sei schon darunter. Darauf tadelte sie ihn wegen seiner Eilfertigkeit, gab ihm aber keinen weiteren Befehl. Davison wurde unruhig, und übergab den Befehl dem Lord Burleigh. Dieser versammelte den Geheimen Rath, und es wurde am 4. Februar beschlossen, die Königin nicht ferner zu belästigen, die Verantwortung auf sich zu nehmen und den Befehl sogleich zu vollziehen. Die Grafen von Shrewsbury und Kent erhielten den Auftrag, das Urtheil zu vollstrecken und begaben sich sogleich nach Fotheringshay.

Am 7. Februar kamen sie dort an und kündigten Maria ihre Hinrichtung auf den folgenden Tag Morgens früh um acht Uhr an. Sie nahm die Nachricht ruhig, sogar freudig auf und bat

als letzte Günst, ihren noch im Hause befindlichen Almosenier Lepreau als geistlichen Beistand gebrauchen zu dürfen. Die Bitte wurde abgeschlagen, dagegen der Dechant von Peterborough ihr angeboten, dessen Anwesenheit sie sich jedoch verbat. Beim Abendessen aß sie wenig und trank auf die Gesundheit ihrer Diener, welche ihr knieend dankten und sie für etwaige Fehler um Verzeihung baten. Auch sie bat die Diener um Verzeihung, schrieb in der Nacht Briefe an ihren Beichtvater, an ihren Vetter, den Herzog von Guise, und an den König von Frankreich, betete lange mit ihren beiden Kammerfrauen und begab sich um vier Uhr zur Ruhe.

Am 8. Februar versammelte sich beim ersten Tageschein ihre Dienerschaft um sie. Sie las ihnen ihr Testament vor, vertheilte ihr Geld und ihre Kleider unter sie und sagte ihnen Lebewohl, wobei sie die Frauen umarmte und den Männern die Hand zum Kusse reichte. Weinend folgten sie ihr in ihr Oratorium, wo sie gegenüber vom Altar Platz nahm; die andern knieten hinter ihr nieder und beteten. Vor acht Uhr wollte man sie holen lassen; sie antwortete, in einer halben Stunde werde sie bereit sein. Nach Verlauf dieser Zeit trat der Sheriff Andrews in das Oratorium, worauf Maria aufstand, das Crucifix vom Altar in die rechte, das Gebetbuch in die linke Hand nahm. Ihre Diener baten vergebens, ihr folgen zu dürfen; es wurde ihnen nicht gestattet; die Königin beruhigte sie und ertheilte ihnen, während sie knieten und ihr die Hände küßten, den Segen. Als sich die Thüre hinter Maria schloß, ertönte im Saal ein lautes Jammergeschrei. Sofort traten die Grafen und Poulet zu ihr, und an der Treppe fand sie ihren Haushofmeister Melvil, dem seit mehreren Wochen der Zutritt zu ihr verboten worden war. Er fiel auf die Kniee und rief händeringend: „Ach, gnädigste Frau, wie unglücklich bin ich! War je ein Mensch auf Erden der Ueberbringer einer solchen Trauerbotschaft, wie ich sie zu überbringen habe, wenn ich erzähle, daß meine gute gnädige Königin und Frau in England enthauptet wurde?“ Maria tröstete ihn damit, daß er das Ende ihrer Leiden sehen werde. „Guter Melvil, lebe wohl!“ sagte sie endlich weinend und küßte ihn; „noch einmal, guter Melvil, lebe wohl und bete für deine Königin!“

Zu den Grafen sich wendend bat sie, daß ihre Dienerschaft bei ihrem Tode zugegen sein dürfe. Der Graf von Kent schlug es ab,

da dieselbe zu große Störung verursachen würde. Maria entgegnete: „Mylords, ich verbürge mich für sie; sie werden keinen Tadel verdienen. Gewiß wird Eure Gebieterin, da sie eine jungfräuliche Königin ist, um der Weiblichkeit willen gestatten, daß ich im letzten Augenblick einige meiner Frauen bei mir habe.“ Da sie keine Antwort erhielt, fuhr sie fort: „Ich glaube, Ihr würdet mir weit größere Höflichkeit bezeigen, wenn ich einen geringeren Namen als den der Königin von Schottland trüge.“ Als alle schwiegen, fragte sie mit Heftigkeit: „Bin ich nicht die Base Eurer Königin, entsprungen aus dem königlichen Blute Heinrich's des Siebenten, eine verheiratete Königin von Frankreich und gesalbte Königin von Schottland?“ Endlich gaben die Grafen nach und gestatteten ihr, vier ihrer männlichen und zwei ihrer weiblichen Diener auszuwählen, worauf sie ihren Haushofmeister, ihren Arzt, Apotheker und Wundarzt und ihre Kammerfrauen Kennedy und Kurle bezeichnete.

Nun setzte sich der Zug in Bewegung. Voran giengen der Sheriff und seine Beamten, dann Boulet, Drury und die beiden Grafen, hierauf die Königin von Schottland, welcher Melvil die Schleppe trug. Sie hatte zu ihrem letzten Gang ihre reichste Kleidung angelegt. Ihr Kopfsputz war von feinem Linon mit Spigen eingefaßt, ein Schleier von gleichem Stoff war zurückgeschlagen und hieng bis auf den Boden. Ihr Mantel war von schwarzem, gedrucktem Atlas, mit schwarzem Taffet besetzt und mit Zobelpelz verbrämt, mit einer langen Schleppe und Ärmeln, die bis auf den Boden hiengen. Die Knöpfe waren eichelförmig, von schwarzem Agat und mit Perlen eingefaßt, der Halsfragen à l'italienne. Ihr Kleid war von schwarzem figurirtem Atlas; darunter hatte sie ein rückwärts offenes Nieder von karmesinrothem Atlas mit einem sammtnen Saum von derselben Farbe. Um den Hals trug sie eine Kette von Ambrakugeln, an der ein goldenes Kreuz befestigt war; am Gürtel hieng ein Rosenkranz.

Mit festem Schritt und heiterem Antlitz trat sie in die große Halle, in deren Mitte das Schaffot errichtet war, mit schwarzem Tuch bedeckt und von einem niedrigen Geländer umgeben. Gegen 200 Personen umstanden das Blutgerüste. Als sie dasselbe bestieg, reichte ihr Boulet die Hand zur Unterstützung. „Ich danke Euch, Sir,“ sprach Maria, „es ist die letzte Mühe, die ich Euch verursache,

und der beste Dienst, den Ihr mir je erwiesen.“ Darauf setzte sie sich auf einen gepolsterten Stuhl; ihr zur Rechten standen die beiden Grafen, links der Sheriff und der Sekretär des Geheimen Raths, Beale, vor ihr der in schwarzen Sammt gekleidete Scharfrichter des Towers und sein gleichfalls schwarz angezogener Gehilfe. Nachdem der Befehl zur Hinrichtung verlesen war, sprach sie mit lauter Stimme, daß sie unschuldig sei, aber allen ihren Feinden verzeihe. Der Dechant von Peterborough, Dr. Fletcher, unterbrach sie und sagte, daß die Königin, obwohl gezwungen, Gerechtigkeit an ihrem Leib zu üben, doch für ihr Seelenheil besorgt sei und ihn abgesandt habe, um sie von der Kirche, in welcher sie, wenn sie darin beharre, verdammt werden müsse, zur wahren Herde Christi zurückzuführen. Noch könne sie vor Gottes Augen Gnade finden, wenn sie ihre Berruchtheit bereue, die Gerechtigkeit ihrer Strafe erkenne und Elisabeth für die Gunst, die sie von ihr empfangen, danke. Maria bat ihn mehrmals, sich selbst und sie nicht zu belästigen. Aber er fuhr fort und las laut die Formeln des englischen Ritus. Maria hörte nicht darauf, sondern betete still für sich oder sagte in lateinischer Sprache Stellen aus den Psalmen vor. Dann betete sie englisch für die bedrängte Kirche Christi, für ihren Sohn Jakob und für die Königin Elisabeth. Am Schluß hielt sie das Crucifix empor und rief: „So wie deine Arme, o Gott, ausgestreckt waren am Kreuze, so nimm auch mich auf in die Arme deiner Barmherzigkeit und vergib mir meine Sünden!“ — „Gnädige Frau!“ sprach der Graf von Kent, „Ihr thätet besser, solche papistische Betrügereien wegzulassen und Christus im Herzen zu tragen.“ Darauf erwiderte sie: „Ich kann das Sinnbild seiner Leiden nicht in der Hand halten, ohne ihn zugleich im Herzen zu tragen.“

Weinend fiengen ihre Frauen an, sie zu entkleiden. Die Henker, aus Furcht, die ihnen zukommenden Kleider zu verlieren, wollten auch theilnehmen. Maria machte Vorstellungen, fügte sich aber sogleich und bemerkte lächelnd gegen die Grafen, daß sie nicht gewohnt sei, sich durch solche Kammerdiener und vor einer so zahlreichen Gesellschaft entkleiden zu lassen. Als ihre Leute ihren bejammernswerthen Zustand sahen, weinten sie laut; aber Maria legte den Finger auf den Mund, befahl ihnen zu schweigen, segnete sie und



bat um ihr Gebet. Dann setzte sie sich nieder, und Kennedy verband ihr die Augen mit einem goldgefärbten Tuche. Die Henker ergriffen sie bei den Armen und führten sie zum Block. Hier kniete die Königin nieder und sprach mehrmals mit fester Stimme: „In deine Hände, o Herr, befehle ich meinen Geist!“ Laut schluchzten und jammerten ihre Diener. Das Haupt ruhte auf dem Block. Der Henker holte aus zum Streich. Sein Auge, seine Hand war verwirrt. Das Beil fuhr tief in den untern Theil des Schädels ein. Maria blieb regungslos. Erst auf den zweiten Streich ward ihr Haupt vom Rumpfe getrennt. Als der Henker es emporhielt, waren die Gesichtsmuskeln so krampfhaft verzerrt, daß man die Züge nicht erkannte. Er rief, wie dies üblich war: „Gott erhalte die Königin Elisabeth!“ — „Mögen alle ihre Feinde so sterben!“ fügte der zudringliche Dechant hinzu. — „Mögen alle Feinde des Evangeliums so sterben!“ rief noch lauter der Graf von Kent. Sie starb in ihrem 45. Lebensjahre, im 19. ihrer Gefangenschaft.

Ihre Kleider und ihr Schmuck, welche dem Gebrauch gemäß dem Scharfrichter anheimfielen, wurden diesem gegen eine Geldentschädigung abgenommen. Die Blutsflecken an ihren Kleidern wurden sogleich abgewaschen, die mit Blut besprengten Bretter verbrannt, damit keine Gelegenheit zu Aberglauben und Reliquienverehrung gegeben werde. Ihr Leichnam wurde noch am nämlichen Tag im Beisein Poulet's und des Sheriffs durch einen Arzt aus Stamford und den Dorfschirurg von Fotheringhay einbalsamirt und in Blei gewickelt. So blieb er sechs Monate liegen. Maria hatte in ihrem letzten Brief an Elisabeth diese gebeten, ihren Leichnam nach Frankreich führen und neben dem ihrer Mutter beisetzen zu lassen. Diese Bitte wurde nicht erfüllt, sondern der Leichnam wurde am ersten August in der Abteikirche zu Peterborough mit königlichem Pomp beigesetzt. Jetzt erst wurden Maria's Diener aus ihrer engen Haft in Fotheringhay entlassen. Der Leichnam Maria Stuart's blieb 25 Jahre lang zu Peterborough und wurde am 11. Oktober 1612 auf Jakob's Befehl in die Westminster-Abtei gebracht.

Als den Tag nach der Hinrichtung die Nachricht nach London kam, wurde 24 Stunden lang mit allen Glocken geläutet und Nachts Freudenfeuer vor den Häusern angezündet. Elisabeth, die sich bis-

her um den mit dem Siegel versehenen Befehl nicht gekümmert hatte, that ganz überrascht und bestürzt, als sie zufällig im Gespräch mit einer Hofdame das Ende ihrer Nebenbuhlerin erfuhr. Sie legte samt ihrem Hof Trauerkleider an und erklärte öffentlich, daß dies gegen ihr Wissen und gegen ihren Willen geschehen sei. Sie zog sich weinend in die Einsamkeit zurück, ließ keinen Minister vor sich, entsetzte sie ihres Amtes, nahm sie aber gleich darauf wieder zu Gnaden an. Nur Davison mußte büßen. Unter dem Vorgeben, daß er den Befehl eigenmächtig den Ministern gebracht habe, wurde er durch eine Geldstrafe von 10000 Pfund Sterling an den Bettelstab gebracht und mußte im Gefängniß bleiben, so lange Elisabeth lebte. Dem König von Schottland schrieb sie einen Trostbrief und versicherte ihn, daß sie nicht schuld an dem Tode seiner Mutter sei. So entrüstet er anfangs war, so ließ er sich doch durch die Aussicht auf den englischen Thron begütigen. Auch Maria's Schwager, König Heinrich III. von Frankreich, nahm seine Drohungen bald wieder zurück, und Elisabeth bethenerte seinem Gesandten, „sie habe die Hinrichtung nie vollziehen wollen außer in dem Falle eines Aufruhrs oder eines feindlichen Einfalls; auch werde sie diesen Streich ihren Ministern nie vergessen; sie seien in ihrem Dienste ergraut, hätten es auch gut gemeint, sonst würde es ihnen den Kopf kosten.“

Nur einer war unversöhnlich, Philipp von Spanien. Er war freilich noch durch ganz andere Dinge, durch die Unterstützung seiner aufrührerischen Unterthanen in den Niederlanden, durch die Wegnahme seiner Handelsschiffe, durch die Zerstörung seiner Flotte in dem Hafen von Cadix, gegen Elisabeth aufgebracht. Aber die unüberwindliche Armada, welche für all diese Beleidigungen Rache nehmen sollte, gieng durch die Tapferkeit der englischen Seemänner Howard und Franz Drake und durch Seestürme größtentheils im Kanal zu Grunde. Elisabeth's Regierung stand fester als je. Aus einem Staate zweiten Rangs machte sie ihr Land den ersten Staaten Europa's gleich. Ihre letzten Jahre waren nicht ungetrübt. Ihr Liebling, Graf Essex, der Stieffohn ihres verstorbenen Leicester, wegen schlechter Führung seiner irischen Statthalterchaft in kurzer Haft gehalten, erhob sich gegen sie in jugendlichem Troß, nannte sie ein altes Weib, deren Geist so krumm sei wie ihr Rückgrat, und

pflanzte die Fahne des Aufruhrs auf. Er wurde gefangen und nebst vier Mitschuldigen hingerichtet (1601). Bald bereute sie die Bestätigung des Todesurtheils und wurde des Lebens überdrüssig. Im März des Jahres 1603 erkrankte sie, verschmähte jede Arznei, brachte Tage und Nächte auf dem mit Kissen belegten Fußboden zu und mußte endlich mit Gewalt zu Bett gebracht werden. Ihre Minister standen vor ihrem Lager; der Großadmiral Howard, damals Graf Nottingham, wagte es, ihr von der Thronfolge zu sprechen. Da fuhr sie auf und rief: „Ich will keinen Lump zu meinem Nachfolger; wer dürfte mir folgen als ein König?“ Robert Cecil bat sie in Betreff des „Lump“ um eine deutlichere Antwort. Sie erwiderte: „Mein Nachfolger muß ein König sein, und wer könnte das sein als unser Vetter von Schottland? Aber laßt mich in Ruhe!“ Am folgenden Tag, den 24. März 1603, war die „jungfräuliche“ Königin von England todt. Sie stand im siebzigsten Lebensjahre. Maria Stuart's einziger Sohn, König Jakob von Schottland, bestieg nun den Thron von England und Irland, und damit war die Vereinigung und Einheit der drei Reiche angebahnt. Die große Tragödie, welche in ihrem Schlußakt eine enthauptete Königin gezeigt hatte, fand in dieser Thronfolge ein versöhnendes Nachspiel. Was der katholischen Mutter nicht gewährt werden konnte, dem protestantischen Sohne fiel es wie ein Geschenk des Himmels zu. Aber weder er noch sein Sohn und seine Enkel konnten vergessen, daß sie Stuart's waren. So konnten sie ihrem Verhängniß nicht entgehen.





# Katharina von Medici.





## Katharina von Medici.

---

„**L**aßt uns keine Zeit verlieren! Man muß die Stunde des Zeichens vorrücken; die Sturmglocke muß ertönen, sobald die Uhr zwölf schlägt.“ So sprach die Königin-Witwe, Katharina von Medici, als sie das unruhige, schwankende Wesen ihres Sohnes bemerkte. „So lauft denn,“ rief dieser, „nach St. Germain! Ich muß des Zustandes los sein, in welchem ich mich befinde. Ist es nicht die Sache Gottes, der wir dienen?“

Es ist die Nacht vom 23. auf den 24. August 1572. Stilles Dunkel liegt auf den Straßen von Paris; aber tausend Mordaugen glühen ketzenartig durch die Finsterniß.

In der Vorhalle des Louvre sieht man drei Personen. Es läßt ihnen in ihren Zimmern keine Ruhe; sie müssen hinaus in die stärkende, frische Luft, und da stehen sie nun voll gespannter Erwartung. Das Auge irrt unftet in dem Dunkel der Nacht herum, das Ohr meint jeden Augenblick irgend etwas außerordentliches zu hören. Sie wagen kaum zu athmen; so ängstlich lauschend stehen die königlichen Verschwörer da. Man sieht König Karl IX. von Frankreich deutlich an, wie das böse Gewissen ihn schüttelt, wie er noch in der letzten Minute einige schüchterne Versuche macht, die Gewalten der Hölle niederzuringen. Umsonst! denn neben ihm steht der Versucher in höchst eigener Person, seine Mutter Katharina von Medici. In ihrem olivenfarbigen Gesicht sah man keine Spur von Reue und Entsetzen, in diesen vorliegenden Augen nichts von Angst. Mit derjenigen Erwartung, mit welcher andere Menschen-

finder dem Aufziehen des Theatervorhangs entgegensehen, blickte die königliche Italienerin in diese unheimliche Bartholomäusnacht hinaus. Es sollte ja heute ihr eigenes Stück aufgeführt werden; man durfte ihr also wohl ein freudiges Lächeln zu gut halten. Ihr zweiter Sohn, Prinz Heinrich von Anjou, der links von ihr stand, sympathisirte völlig mit ihr. Er war ihr Liebling und, kaum dem Knabenalter entwachsen, der Vertraute ihrer schlimmsten Geheimnisse.

Da ertönte plötzlich von dem Thurm der gegenüberliegenden Kirche von St. Germain-l'Auxerrois die Sturmglocke. Dies war das verabredete Zeichen. Zugleich fiel ein Pistolenschuß ganz in der Nähe. Die ganze Verantwortlichkeit eines Gemekels, das, einmal entfesselt, unberechenbare Dimensionen annehmen konnte, fiel mit ihrer vernichtenden Schwere auf die Seele König Karl's. Starr und blaß wie ein Marmorbild ward er bei den ersten Klängen der Glocke von St. Germain. Dann raffte er sich auf und schickte, wie eine Angabe lautet, einen Officier an den Herzog Heinrich von Guise, mit dem Befehl, nichts gegen den Admiral Coligny zu unternehmen. Es war zu spät. Der Officier kam zurück und meldete, der Herzog habe seinen Auftrag bereits vollzogen. König Karl, immer von einem Extrem zum andern überspringend, der Spielball seiner Umgebung, ohne Festigkeit, ohne Halt, ein moralischer Kautschukmann, war mit diesem Ausgang, den er so eben noch beklagenswerth fand, auch zufrieden und rief aus: „Nun, so gehe alles seinen Gang!“

Erst nach dem Tode ihres Gatten, des Königs Heinrich II., hatte Katharina ihre innerste Natur enthüllt. Die Tochter des Lorenzo di Medici von Florenz, an welchen Machiavelli sein berühmtes Buch „Il Principe“ gerichtet hatte, besaß, trotzdem daß sie für sehr liebenswürdig, geistreich und angenehm galt, doch nicht das Herz ihres Gemahls. Ein anderes, ebenso schlaues Weib, Diana von Poitiers, hielt, obgleich sie fast zwanzig Jahre älter als der König war, durch ihre wundervolle Schönheit und Anmuth den König bis an sein Ende in ihrem Zauberkreise. Schwer empfand diese Zurücksetzung, die Fernhaltung von allen Staatsgeschäften eine Frau, die einen ganzen Krater von Herrschucht in sich barg. Aber sie besaß Selbstbeherrschung genug, einen Ausbruch

so lange zurückzuhalten, bis der Erfolg für sie war. Sie wartete ihre Zeit ab und vertrieb sich einstweilen die Langeweile mit Erfindung und Veranstaltung neuer Festlichkeiten. Bald in lustigen Tänzen und glänzenden Aufzügen schwelgend, bald durch das Dickicht der Wälder, über Stock und Stein als kühne Reiterin das Wild verfolgend, dann wieder den Genüssen der Tafel mit der Lust eines Weltmann's sich hingebend, schien sie ihre italienische Natur vergessen zu wollen. Sie gieng sogar soweit, daß sie ihrer siegreichen Nebenbuhlerin den Hof machte und das, was sie als Königin zu verlangen das Recht hatte, sich als Geschenk, als Gunstbezeigung von jener anbieten ließ. Eine solche Demuth war unerhört; sie ließ in einen tiefen Abgrund von Verstellung blicken.

König Heinrich kannte diese Seite, und als ihm jemand, wahrscheinlich in ihrem Auftrag, den Rath gab, seine kluge Gemahlin von den Regierungsangelegenheiten nicht so gänzlich auszuschließen, erwiderte er: „Ihr kennt den Charakter der Königin nicht. Sie verwirrt die ganze Welt und würde alles Gute verderben, wenn sie an der Staatsverwaltung theilnehmen dürfte.“ Heinrich verstand sich zwar samt seiner Diana auch auf's Verderben, aber die Folgezeit hat ihm doch insofern Recht gegeben, als sie zeigte, daß Katharina beide noch bei weitem übertraf. Ein Turnier machte dieser Ehequal ein Ende. Die Lanze des Grafen Montgomery brach an dem Harnisch des Königs, sein Visier hatte sich bei dem Zusammenstoß gehoben, und ein Splitter der Lanze fuhr dem König in's Auge. Nach wenigen Tagen starb er. Sein sechzehnjähriger Sohn, Franz II., Gemahl der Maria Stuart, folgte ihm, stand aber mehr unter dem Einfluß der allmächtigen Guisen, als unter dem seiner Mutter. Dies dauerte nicht lange. Nach anderthalb Jahren starb Franz, und da er keine Kinder hinterließ, war sein zehnjähriger Bruder Karl Thronfolger. Man schrieb damals 1560. Eine Regentschaft war nicht zu umgehen. Die 41jährige Katharina, die nach und nach eine wohlbeleibte Schönheit geworden war, griff mit brennender Begierde darnach. Ihre Zeit war angebrochen.

Sowohl während der Minderjährigkeit Karl's als später führte Katharina fast ausschließlich die Zügel der Regierung. Ihr Sohn wagte nicht, ihrer Vormundschaft sich zu entziehen, und als Coligny ihn zu einem solchen Schritt veranlassen, ihn auf die Bahn der



Entschlossenheit, der Ehre und des Ruhms führen wollte, ließ sie die Bartholomäusnacht gegen ihn aufführen. Denn herrschen wollte sie. Sie duldete mit der ganzen Eifersucht einer Südländerin in der Befriedigung gerade dieser Leidenschaft, ihrer höchsten und verzehrendsten, schlechterdings keinen Nebenbuhler. Das Herz ihres Gatten konnte sie einer Diana von Poitiers überlassen; war ja ihr eigenes Herz nicht allzusehr dabei betheilig; die Beherrschung ihres Sohnes aber und damit die Beherrschung Frankreichs einem andern abzutreten, schien ihr einer Selbstvernichtung gleich zu sein. Nicht als ob sie so viel staatsmännisches Talent besaßen, die Kraft und den Willen in sich gefühlt hätte, durch ein kluges und wohlwollendes Regiment ihr Volk zu einer seltenen Höhe des Wohlstands, der Bildung und des inneren Glücks zu führen! Von all' dem nichts! Nur um ihre eigene Person, um die Durchführung ihres elenden Intriguenspiels, um die Durchsetzung ihres Eigensinns handelte es sich für sie bei dem Gang der französischen Staatsmaschine; alles andere war Nebensache.

Es war keine Kleinigkeit, einer Königin von so ausgeprägter Herrschsucht in den Weg zu treten. Denn sie kämpfte mit Waffen, denen nicht jeder gewachsen war, und die nicht jeder führen wollte. Machiavelli's Fürstenbuch schien ihr ebenso passend für die Tochter als für den Vater geschrieben zu sein. Sie hat die schändlichsten Religionskriege in Frankreich veranlaßt, ohne für Religion auch nur das geringste Verständniß zu haben. Auch hier lag der Angelpunkt nicht in dem konfessionellen Bekenntniß, sondern in jenem Absolutismus, der nur Sklaven vor sich sehen wollte. Moralische Bedenken hatten in ihrem Herzen keinen Raum; ein Mord galt ihr so viel als nichts; denn sie hielt jedes Mittel für erlaubt, das ihr die Behauptung ihrer Gewalt sicherte. Es gab kaum eine auffallende Gewaltthat, bei der nicht der erste Verdacht auf Katharina fiel. In der Verstellung war sie Virtuosa, in der Treulosigkeit stand sie nicht leicht irgend jemand nach. Während sie von Worten der Versöhnung überfloß und voll liebenswürdiger Aufmerksamkeit war, hatte sie das Gift oder den Dolch schon in Bereitschaft. Rasch schloß sie, wenn sie in's Gedränge kam, Frieden, um schon im nächsten Augenblick auf neuen Bürgerkrieg zu sinnen und die beschworenen Traktate in den Flammen der zerstörten Städte

zu vernichten. Wo mit Gewalt nichts auszurichten war, da ließ sie die allerfeinsten Federn springen.

Bei den Verhältnissen, wie sie damals in Frankreich stattfanden, gab es für ein intrigantes, herrschsüchtiges Weib vollauf zu thun. Die Masse des Volkes war, bis zu den obersten Ständen hinauf, in Unwissenheit, Bigotterie, Frivolität und Noheit versunken. An der Spitze desselben, durch Bildung wenig emporragend, stand die Partei der Guisen, welche für die Einheit des katholischen Glaubens zu streiten vorgab, während sie nur für ihre eigene Herrschaft sorgte und selbst den Thron nicht zu hoch für sich fand. Auf der anderen Seite standen die Hugenotten mit ihren kalvinistischen Freiheitsgedanken, gute Unterthanen, so lange man sie gut reformirte Christen sein ließ. Zwischen diesen spitzen Klippen hindurch zu schiffen, ohne sich selbst und anderen zu wehe zu thun, erforderte immerhin eine gewandte Hand. Katharina hat es nicht einmal versucht. Ihre ganze Staatskunst bestand darin, daß sie eine Partei gegen die andere aufhekte, um die eine durch die andere zu schwächen, zu vernichten und als Gebieterin, wenn auch auf einem Kirchhof, dazustehen. In drei Religionskriegen hatte sich das französische Volk schon zerfleischt; der letzte war 1570 durch den Frieden von St. Germain beendet worden. Die Hugenotten erhielten darin vollständige Amnestie, Wiedereinsetzung in ihre Güter, Religionsfreiheit, Zulassung zu Staatsämtern und als Sicherheitsplätze vier wichtige Festungen, darunter das bedeutende La Rochelle. Dies war mehr, als sie erwarten konnten; denn sie hatten soeben eine große Schlacht verloren. Freilich bis zur Unterwerfung oder gar Vernichtung der Hugenotten konnten es die königlichen Truppen, obgleich sie im Feld meist Sieger waren, nicht bringen. Dazu war denn doch die Kraft und Entschlossenheit des Gegners zu groß, seine Leitung durch den trefflichen Coligny zu gut.

Es gab daher manche, welche diesen freigebig gespendeten Friedensbedingungen nichts gutes zutrauten und überzeugt waren, daß Katharina nur deswegen ihre Einwilligung dazu gegeben habe, weil es leichter sei, die Protestanten in der Sicherheit des Friedens zu überwältigen, als mit kriegerischer Gewalt. Man wird kaum irren, wenn man Katharina solche Gedanken zuschreibt; dabei braucht man noch nicht an einen bestimmten Plan zu denken, den sie schon da-

mals gefaßt habe. Sie überließ dies wohl am besten den Zeitverhältnissen. Wenn diese ihr eine passende Gelegenheit darboten, so war sie ja verschlagen und treulos genug, um dieselbe reichlich auszubenten. Anders war es mit dem Könige, ihrem Sohn. Er war des straffen Gängelbandes, in welchem seine Mutter ihn hielt, überdrüssig, auf seinen Bruder Heinrich von Anjou, welcher als Oberbefehlshaber sich Lorbeeren erwarb, eifersüchtig und sehnte sich daher, wie es scheint, aufrichtig nach Frieden und nach Versöhnung der Parteien. Dabei mochte ihm der Gedanke vorschweben, daß ein auswärtiger Krieg seiner Krone und seinem Reiche den verlorenen Kredit unter den fremden Mächten wieder verschaffen werde, und dazu boten die Verhältnisse in den spanischen Niederlanden, wo eben damals Alba hauste, einen erwünschten Anlaß. Besser die vereinten Kräfte des Reiches zu einer glänzenden Waffenthat im nachbarlichen Gebiet zu verwenden, als sie durch fortdauernde Zwietracht zu schwächen und sich selbst sowohl im Innern als nach Außen um alles Ansehen zu bringen!

Hastig wie er war, wünschte er die Versöhnung durch eine Zusammenkunft mit den Häuptern der Hugonotten zu besiegeln und machte denselben den Antrag, daß er seine jüngste Schwester, Margaretha von Valois, mit dem Bourbon Heinrich von Navarra vermählen wolle. Zwei so feindselige Geschlechter, wie die Valois und Bourbon's, durch eine Heirat zusammenzuketten, war ja im Lauf der Zeiten schon mehr als einmal mit mehr oder weniger Glück versucht worden, und nachdem man sich mehr als ein Jahrzehnt mit Krieg und Meuchelmord abgemüht, konnte man es auch einmal mit einem Myrtenkranz probiren. Von den verschiedenen Personen, welche dabei theilhaftig waren, machte sich freilich jede ihre besonderen Pläne. Margaretha war am wenigsten mit der Sache einverstanden. Die schöne und kräftige Jünglingsgestalt des Herzogs Heinrich von Guise hatte Eindruck auf sie gemacht, und bei den leichtfertigen Sitten des Hofes hatte es nichts auffallendes, wenn sie ihm ihre Neigung mit ziemlicher Vertraulichkeit zu verstehen gab. Der König war wüthend, als er erfuhr, was der wahre Grund der Bedenlichkeiten seiner Schwester sei; denn er hielt das Haus der Guisen nicht für hoch genug, um eine Königsstochter heimzuführen. Er trug sich daher mit dem Gedanken, Heinrich von Guise auf der

Jagd ermorden zu lassen, welchem allzu radikalen Anschlag dieser dadurch entgieng, daß er sich schnell mit der Prinzessin von Porcien verheiratete. Margaretha's Trostköpfchen war nun bald besiegt.

Daß Katharina sich mit dem Plane befreundete, hat nichts Befremdendes. Sie hoffte, durch die Liebenswürdigkeit ihrer Tochter und die Freuden des Hoflebens den liebenswürdigen Jüngling für sich zu gewinnen und durch ihn, der die Hoffnung der Hugenotten war, diese selbst zu größerer Unterwürfigkeit zu bringen. Gelang ihr dies, so war es ihr angenehm, der Hilfe der zudringlichen Guisen nicht mehr bedürftig zu sein. Waren auf dieser Seite die Wege für dieses Projekt geebnet, so empfahl sich dasselbe auch aus verschiedenen Gründen den Hugenotten. Zwar empfand die Königin Johanna von Navarra, wenn sie an die Verstellungskunst der Katharina, an die ihr zur Gewohnheit gewordene Lust zu intriguiren und zu massacriren, an den unverföhnlichen Haß der Guisen dachte, keinen geringen Schauer, und es wollte ihr dabei gar nicht hochzeitlich zu Muth werden. Doch mußten sie und ihre Anhänger sich sagen, daß ihre Sache eine ganz andere werden könnte, wenn Johanna's Sohn seine Stellung als Schwager des Königs in die Waagschale werfen würde.

Von ungeheurem Gewicht in dieser Frage war die Stimme Coligny's. Er war damals unstreitig der hervorragendste Mann unter den Hugenotten, ihr eigentlicher Führer, Kopf und Arm dieser Partei, Johanna's vorzüglichster Rathgeber. Calvinist durch und durch, hatte er in seinem Schlosse Chatillon ein streng protestantisches Hauswesen eingerichtet, wo er selbst das Morgengebet hielt und zur bestimmten Stunde alle seine Hausgenossen zur Predigt und zum Psalmengesang versammelte. Mit der nämlichen Strenge verfuhr er unter seinen Truppen. Die innere Organisation des Heeres und die Straffheit der Mannszucht ließ nichts zu wünschen übrig. Sein kriegerisches Auftreten gegen den König, von dem er nie ohne die loyalste Ehrerbietung sprach, vertheidigte er damit, daß er fest bei dem Sage blieb, er schlage sich nicht mit König Karl, sondern nur mit einer Faktion, die den königlichen Namen mißbrauche. Seine Gemahlin, Charlotte de Laval, zeigte sich noch entschlossener als er selbst. Als er sie fragte, ob sie Seelenstärke genug besitze, um Gefahren aller Art, Verbannung, Tod, den Ruin ihrer Kinder

auszuhalten, erwiderte sie ihm, „er müsse sich losfagen von der Klugheit dieser Welt; ihm habe Gott die Wissenschaft eines Kapitäns verliehen, und er sei schuldig, sie anzuwenden; wenn er diese Pflicht nicht erfülle, so werde sie einst vor dem Richterstuhl Gottes gegen ihn zeugen“. Ein solcher Mann war ganz zum politischen und militärischen Parteihaupt geschaffen. Doch hat er im Feld mehr Niederlagen als Siege davongetragen. Aber er gehörte zu jenen kräftigen, glaubensvollen, nachhaltigen Naturen, welche durch kein Unglück zu beugen sind, ihre Sache nie, auch frisch vom Schlachtfeld weg, verloren geben, bei jedem Verlust auch gleich wieder Mittel für dessen Ersatz ausfindig machen. Kaum lag er zu Boden, so sah man ihn um so fester auf den Füßen. Wie die Gegenpartei von Philipp II. von Spanien und dem Papst moralische und materielle Unterstützung erhielt, so stand Coligny mit allen protestantischen Häuptionern in Europa, mit Elisabeth von England, mit Wilhelm von Oranien, mit den deutschen Fürsten in Verbindung.

Er besann sich lange, bis er den Einladungen des Hofes folgte und seine sichere Weste La Rochelle, wo sich auch die Königin Johanna aufhielt, verließ. Als ihm aber sein Schwiegersohn Taligny und der für die niederländische Freiheit begeisterte und rastlos wirkende Graf Ludwig von Nassau vorstellten, daß Hand in Hand mit diesem Heiratsprojekt eine Wendung der französischen Politik sich vorbereite, daß der König, welcher sich dem herrischen Einfluß seiner Mutter und seines Bruders zu entziehen wünsche, mit Philipp von Spanien vollständig brechen, der Sache der Niederländer sich annehmen und ein französisches Heer unter Coligny in Belgien einmarschiren lassen wolle, erwachten in diesem die kühnsten Pläne. Wie anders mußte sich die Lage Frankreichs gestalten, wenn König Karl, statt die freiheitsmörderischen Ideen der Guisen zu verwirklichen, im Bund mit den Hugenotten für ein großes Princip in die Schranken trat! Wie anders war auch die Laufbahn Coligny's, wenn er, dem die Greuel der Bürgerkriege so sehr zum Abscheu wurden, als Feldherr des Königs die französische Armee anführte! Und war es denn so ganz unmöglich, den König der Bevormundung seiner Mutter und den Rathschlägen der Guisen zu entziehen? Wenn er wirklich so lenksam war, wie man sagte, war es denn nicht denkbar, daß er, überwältigt von der Autorität eines Coligny,

sich dessen Entwürfen, dessen Leitung hingab? Die meisten Freunde des Admirals riethen ihm dringend ab, sich an den Hof zu begeben; aber aus Patriotismus beharrte er auf seinem Willen und hoffte großes von diesem Schritt.

Unter einer Bedeckung von fünfzig Edelleuten kam Coligny, nachdem seine Feinde grollend den Hof verlassen hatten, im September 1571 nach Blois, wo sich der König damals befand. Dieser hob Coligny, welcher sich auf ein Knie vor ihm niedergelassen hatte, mit Nührung auf, zog ihn an seine Brust und sagte: „Nun habe ich Sie, mein Vater! Sie sollen uns nicht mehr entweichen, wenn Sie auch wollen. Das ist der glücklichste Tag meines Lebens.“ Bedeutungsvolle und höchst zweideutige Worte! Uebrigens ließ sich alles auf's beste an. Der König gab Coligny seine Stelle im Staatsrath wieder, machte ihm zur Entschädigung für seine Verluste ein Geschenk von 100000 Livres und überließ ihm ein Jahr lang die ansehnlichen Einkünfte seines kürzlich verstorbenen Bruders, des Kardinals von Chatillon. So bedeutend war der Eindruck, welchen Coligny auf den König machte, daß dieser seine bisherigen Rathgeber ganz bei Seite setzte und bis in die tiefe Nacht in einsamem Zwiegespräch mit ihm zusammensaß. Mit Elisabeth von England, der gefürchteten Kegerin, welcher Karl gerne einen seiner jüngeren Brüder angetraut hätte, kam ein Vertrag zu Stande, mit den protestantischen Fürsten Deutschlands wurden Unterhandlungen angeknüpft, in ihren Ländern Leute geworben, ein Freischarenzug nach Belgien unternommen, Seerüstungen angeordnet, um auch das spanische Amerika zu beunruhigen.

Bei dieser Wendung, welche die französische Politik zu nehmen schien, gab sich Coligny alle Mühe, durch seine Berichte und Ermahnungen die Königin Johanna in die nämlichen Friedensgedanken einzuwiegen. Gegen den Herbst reiste er wieder nach Chatillon, blieb aber mit dem König in beständigem Briefwechsel, dessen Gegenstand hauptsächlich der niederländische Krieg war. Im folgenden Jahre, im März 1572, kam Johanna nach Blois und unterzeichnete den Ehevertrag. Sie wurde mit ausgezeichnete Höflichkeit empfangen; der König nannte sie seine liebe Tante, sein Alles, seine Geliebteste und erwies ihr fast kindliche Ehrfurcht. Ihre künftige Schwiegertochter, Margaretha, fand sie wirklich so schön, so geistreich, so

gebildet, so liebenswürdig, wie man sie ihr geschildert hatte, aber von großer Leichtfertigkeit, denn sie sei in der schlechtesten, verdorbenen Gesellschaft aufgewachsen, die es jemals gegeben habe. Darum schrieb sie ihrem Sohne, daß er nach vollzogener Vermählung nicht länger an diesem verpesteten Hofe bleiben, sondern auf seine Güter zurückkehren solle. Am meisten fühlte sie sich von Katharina abgestoßen. Diese zwei Schwiegermütter waren, wie das so häufig geht, zwei zu verschiedene Naturen und konnten nicht in derselben Bahn wandeln. Johanna verband mit zarter Weiblichkeit einen starken, männlichen Geist, eine gediegene Bildung, Scharfsinn in Beurtheilung und einen religiösen Sinn. Wie erbärmlich nahm sich neben diesem edlen Frauenbild die leidenschaftliche Italienerin mit ihrem beißenden Spott, mit ihrer kalten Frivolität, mit ihrem kleinlichen Intriguensystem aus!

Daß die Hochzeitsfeier in Paris stattfinden sollte, dessen Einwohner dem Hause Navarra so feindselig waren, konnte ihr nicht gefallen, und nur mit Widerstreben fügte sie sich darein, als der König unter Bethürungen und Flüchen, worin er eine große Meisterschaft besaß, versicherte, daß nichts zu besorgen sei. Doch setzte sie es durch, daß in Bezug auf die kirchliche Ceremonie eine Vermittlung der beiden Kulte angeordnet wurde. Die Weigerung des Papstes, die von ihm geforderte Dispensation zu ertheilen, brachte den König sehr auf, und beruhigend sagte er hierüber zu Johanna: „Seid versichert, liebe Tante, die Heirat wird vollzogen werden; denn ich verehere Euch mehr als den Papst. Zwar bin ich kein Hugennott, aber ich bin auch kein Narr, und wenn der Papst sich zu unvernünftig benimmt, so werde ich selbst Margot an die Hand nehmen und zur Trauung in voller Predigt führen.“

Um die nöthigen Anstalten zur Vermählung zu treffen, um Schmuck und Kleinodien einzukaufen, begab sich Johanna, wenngleich mit großem Widerwillen, von Blois nach Paris. Vieles verwundete dort ihr Herz. Als sie von einem Einkauf zurückkam, bekam sie einen plötzlichen Krankheitsanfall und war nach fünf Tagen, am 9. Juni 1572, eine Leiche. Jedermann deutete auf Katharina. Bei einem als Bösewicht bekannten Mailänder hatte Johanna auf ihrem letzten Gang ein Paar Handschuhe gekauft, und man sagte öffentlich, an dem Geruch dieser in Gift getränkten Handschuhe sei

sie gestorben. Zur Widerlegung dieses Gerüchtes ließ der König ihren Leichnam öffnen. Die Aerzte fanden nichts verdächtiges, öffneten aber nicht, was neuen Argwohn erregte, den Kopf. Die Vergiftung ist allerdings nicht sehr wahrscheinlich; dennoch wurde sie fast allgemein geglaubt. Das Mißtrauen der Hugenotten stieg auf's höchste.

Mit bangem Herzen sahen sie ihre vornehmsten Häupter nach Paris in die Höhle des Löwen gehen. Die Vermählungsfeierlichkeiten wurden wegen des Todes der Königin Johanna nur um wenige Wochen verschoben. Auf die wiederholte dringende Einladung des Königs waren viele Hugenotten, trotz der Warnungen anderer, bereit, mit Heinrich von Bearn, der sich nun nach dem Ableben seiner Mutter König von Navarra nannte, nach Paris zu reisen und als Freunde und Beschützer sich um ihn zu scharen. Am 20. Juli hielten er und Prinz Heinrich von Condé mit etwa 800 Edelleuten, alle schwarz gekleidet, ihren Einzug in Paris. Der Empfang war ein so ausgezeichnete, daß es schwer wurde, an Aufrichtigkeit zu glauben. Dazu kamen allerhand unheimliche Gerüchte. Der eine wollte gehört haben, die Livreen würden am Hochzeitstage blutroth sein, der andere, es werde mehr Blut als Wein bei der Vermählung fließen. Auch die Guisen mit ihrem Anhang waren angekommen, und da und dort hörte man, daß auf ihren Befehl Kriegsvolk zusammengezogen werde. Noch einmal drangen viele in Coligny, Paris schleunigst zu verlassen und sich seiner Partei zu retten. Er ließ sie abziehen und blieb; „denn“, sagte er. „ich will mich lieber durch die Straßen von Paris schleppen lassen als einen neuen Bürgerkrieg entzünden.“

Was ihn festhielt, war die Hoffnung, seinen Lieblingsplan zu verwirklichen. Auch er hielt Katharina und ihren zweiten Sohn, den Herzog von Anjou, für das, was sie waren; aber eben darin sah er das Ziel seines Lebens, den König von dem Einfluß derselben zu befreien und für ein großes Princip zu begeistern. Gelang ihm sein Entwurf, was lag ihm dann an seinem Leben! Und wirklich schien er in einem günstigen Fahrwasser zu sein. Der König versprach den Niederländern eine wirksamere Unterstützung, nachdem der Freischarenzug des Kapitäns Genlis von Alba geschlagen worden war. Die Wage neigte sich immer mehr zu einem Krieg



mit Spanien hin. In den Niederlanden und in Amerika wollte man die Fahne des Aufruhrs erheben und unterstützen und Frankreich an die Spitze einer gegen Philipp gerichteten Koalition stellen. Täglich sprach Coligny mit dem König von diesen Entwürfen und fand ihn immer so, wie er es wünschte. Ganz Paris sprach von dem bevorstehenden Kriege als von einer ausgemachten Sache.

Da kam Katharina von einem Besuche bei ihrer an den Herzog von Lothringen verheirateten Tochter nach Paris zurück. Sie sah die Fortschritte, welche Coligny indessen gemacht hatte. Den starren Calvinisten bei Hof zu sehen, war ihr schon zuwider; nun nahm er vollends die erste Stelle daselbst ein, hatte sie aus dem Vertrauen ihres Sohnes ganz verdrängt, wollte Krieg anfangen für ein Princip, das sie haßte, mit einem Herrscher, für welchen sie zwar keine Vorliebe besaß, welchen sie aber doch lieber zum Bundesgenossen, als zum Feind hatte, und eben jetzt war er im Begriff, an der Spitze eines französischen Heeres gegen Alba zu ziehen. Und wie sollte es werden, wenn Coligny die Spanier schlug, die Niederlande zu einem unabhängigen protestantischen Staat machte, England die Hand bot, Philipp selbst in Spanien aufsuchte? Wer war dann Herr in Frankreich? Die Katholiken oder die Hugenotten? Katharina oder Coligny?

Ihr italienisches Blut kochte. Sie erinnerte sich, daß er es war, der sich ihrer Regentschaft am heftigsten entgegengesetzt, der im Jahre 1567 mit dem Prinzen von Condé den verwegenen Plan gefaßt hatte, sie und den König durch einen plötzlichen Ueberfall in Monceaux gefangen zu nehmen. Noch nicht war hierüber abgerechnet. Sie hatte noch keine Macht über ihn gehabt. Vielmehr hatte er ihr einen schmählischen Frieden um den andern aufgezwungen. Und nun sollte sie vollends, mit Verleugnung ihres ganzen Wesens, ihrer Vergangenheit, ihrer bisherigen Stellung, seine Befehle annehmen, seine Politik sich aufnöthigen lassen? Konnte sie, Katharina von Medici, die Schülerin Macchiavelli's, die unumschränkte Königin, die Virtuositin in allen Schandthaten, so tief sinken, daß sie bei der Annäherung eines hugenottischen Admirals ihre Flagge strich, daß sie den lange behaupteten Platz einem Fremden einräumte, den Hof verließ und wie eine abgetafelte schwäbische Bäurin mit ohnmächtigem Schmolzen in ihr Ausdinghaus sich zurückzog? Da hi n

sollte sie es kommen lassen? Es war unmöglich. Es gieng absolut nicht. Die Frage war an ihrem Ende angelangt. Sie lautete mit ihrer ganzen Schärfe: Katharina oder Coligny? Je einfacher die Frage, desto sicherer die Antwort. Ihr Entschluß war gefaßt.

Zunächst wandte sie sich an den König. Die spanische Frage mußte noch einmal im Conseil berathen werden. Coligny vertheidigte darin seinen Plan mit allem Eifer eines Ueberzeugten und hoffte auch die Widerstrebenden zu überzeugen. Aber so günstiges Feld er sonst gehabt hatte, so starr war nun alles. Katharina und der Herzog von Anjou widersprachen ihm entschieden, und der König hatte nicht den Muth, für ihn zu sprechen. Einstimmig wurden seine Vorschläge verworfen, das Gebäude seiner ganzen Zukunft zertrümmert. Da erklärte er, der König werde hoffentlich nichts dagegen haben, wenn er mit seinen Freunden die Hilfe, die er dem Prinzen von Oranien zugesagt, nun leiste und sich selbst an die Spitze stelle. Aber wenn man den Hugonotten freie Hand ließ, wenn man sie wie eine selbständige Macht behandelte, Coligny dem klugen Oranien an die Seite stellte, so konnte die Gefahr noch weit größer werden, dachte Katharina und verhehlte dem Admiral ihr Erstaunen nicht. „Madame“, sagte dieser endlich, „der König weicht jetzt einem Kriege aus, der ihm Vortheil verheißt; verhüte Gott, daß nicht ein anderer ausbricht, dem er nicht ausweichen kann!“ Dadurch wurde die Flamme noch angefacht. Coligny meinte einen spanischen Krieg, der Frankreich nach Bezwingung der Niederländer drohe; sie aber bezog seine Worte auf einen neuen Bürgerkrieg und hob den Fehdehandschuh auf.

Die Vermählungsfeierlichkeiten giengen vor sich und dauerten vom 18. bis 21. August. Eine Menge protestantischer Großen hatte sich um den jungen König von Navarra in der Kirche Notre Dame versammelt. Während die Brautmesse gelesen wurde, verließ dieser mit jenen die Kirche und erschien erst nach Beendigung derselben wieder. Gastmahle, Bälle, theatralische Aufzüge, Turniere wechselten mit einander und verdrängten jeden anderen Gedanken als den der sinnlichen Lust. Nur zwei Personen ließen sich durch solche Bacchanalien in ihrem Idenkreise nicht stören. Coligny hatte die Hoffnung noch nicht aufgegeben und versuchte am 20. August noch einmal mit dem König über die kirchlichen und politischen Entwürfe

zu reden. „Mein Vater“, erwiderte ihm dieser, „ich bitte, mir nur vier bis fünf Tage zu bewilligen, damit ich zu mir selbst komme; dann verspreche ich Euch bei meinem königlichen Worte, ich will Euch und Eure Glaubensgenossen zufrieden stellen.“ Die vier Tage wurden gern bewilligt, und Katharina benutzte sie.

Am Freitag den 22. August, Vormittags elf Uhr ging Coligny vom Louvre, wo der König mit dem Herzog von Guise und mit Taligny Ball spielte, nach Hause zurück. Er war nur von wenigen begleitet, gieng langsam, las eine Schrift, die ihm unterwegs überreicht worden war, und befand sich eben gegenüber dem Kloster St. Germain l'Auxerrois. Da fiel aus dem danebenstehenden Hause, das der frühere Lehrer des Herzogs von Guise, Billemur, bewohnte, ein Schuß. Die Kugel riß Coligny den Zeigefinger der rechten Hand weg und drang in den linken Oberarm ein. Erschrocken standen seine Begleiter da. Er selbst verlor keinen Augenblick seine Besonnenheit, zeigte auf das kleine Haus mit den Worten: „dorthier kam der Schuß,“ und ließ es durch seine Diener untersuchen. Aber während diese die Thüre aufsprengten, war der Meuchelmörder in den Garten entsprungen und auf einem bereit gehaltenen Pferde entwischt. Von seinen Dienern geführt gieng Coligny vollends zu Fuß nach Hause in das nachmalige Hotel St. Pierre, in der Straße Betish. „Das ist die Frucht meiner Ausöhnung mit dem Herzog von Guise, welche ich auf den Wunsch des Königs eingegangen habe,“ sagte Coligny und schickte einige seiner Begleiter sogleich zum König, um ihn von dem Vorfall zu benachrichtigen. Dieser, noch mit dem Ballspiel beschäftigt, gerieth bei dieser Botschaft in heftige Bestürzung, bald in unbändigen Zorn. Das Ballnetz zerbrechend und zu Boden schleudernd rief er: „Werde ich niemals Ruhe haben? Was? immer neue Unruhen?“ Taligny eilte zu seinem Schwiegervater, und Heinrich von Guise schlich sich wie ein Missethäter davon. Denn er war es, der den Meuchelmörder gedungen hatte.

Katharina hatte sich erinnert, daß die Witwe des Herzogs Franz von Guise, welche ebenfalls eine Italienerin war, sie bisher vergebens um Rache angefleht hatte. Dieser Franz, welcher das Gemetzel von Vassj veranlaßt und andere Schändlichkeiten begangen hatte, Heinrich's Vater, war im Jahre 1563 bei der Belagerung von

Orleans durch einen Hugenotten, Namens Poltrot, mit drei vergifteten Kugeln tödtlich verwundet worden. Einige berichten, Coligny habe um das Vorhaben gewußt, es nicht gefördert, aber auch nicht gehindert. Nachdem Poltrot mit glühenden Zangen gezwickt und von Pferden zerrissen worden war, fiel aller Haß der Guisen auf Coligny. Diese forderten schon damals seine Ermordung. Noch weit heftiger forderte diese nun Katharina, und sie hatte dabei den angenehmen Vortheil, daß sie sich ihres Feindes und Nebenbuhlers aus einer Art Gefälligkeit für die Guisen entledigte, daß der Mord nicht als ihre, sondern als der Guisen That erschien. An diese Wittve des Herzogs Franz wandte sich Katharina, führte sie leise und unvermerkt auf die Spur ihres ermordeten Gatten, brachte die Gestalt Coligny's immer mehr in den Vordergrund und ließ sich von der Rache glühenden Italienerin endlich erbitten, den Admiral ihr zu überlassen. Es wurde Familienrath gehalten; jede der beiden Damen brachte ihren Sohn mit, Katharina ihren Heinrich von Anjou, die Wittve Franz' ihren Heinrich von Guise. Man berathschlagte über Mittel und Wege, die jungen Leute brausten in wilder Leidenschaft auf, und der junge Guise meinte geradezu, seine Mutter solle den Admiral, wenn er sich im Kreise des Hofes unter den Damen der Königin befinde, mit eigener Hand niederschließen. So sicher dieser Vorschlag sein mochte, da diese Damen auf der Jagd mit Schießgewehren wohl umzugehen lernten, so waren doch die beiden Italienerinnen zu klug, als daß sie ihre bewaffneten Hände so sehr zur Schau trugen. Man hoffte, auf eine andere Art zum nämlichen Ziele zu gelangen. Die Guisen empfahlen einen durch mehrere Mordthaten berühmten Mann, Namens Maurevel, wiesen ihm das Willemer'sche Haus an und ließen durch ihre Dienstboten Pferde und anderes Nöthige besorgen. Drei Tage lang soll dort Maurevel auf eine günstige Gelegenheit gewartet haben.

Die Aufregung, welche das Attentat in Paris verursachte, war ungeheuer. Nicht nur die Protestanten, sondern auch alle rechtlichen Katholiken waren voll Entrüstung über eine That, welche wie eine Kriegsfackel in diese neue Aera der Versöhnung und des Friedens hineingeschleudert war. Der König von Navarra, Prinz Condé und viele andere eilten sogleich zu dem Verwundeten. Mehrere Wundärzte, darunter der berühmte Ambrosius Paré, Wundarzt des

Königs, waren eben daran, den zerfchmetterten Finger abzulösen und die Kugel aus dem linken Arm herauszunehmen. Mit uner-schütterlicher Standhaftigkeit ertrug Coligny die schmerzhafteste Operation und ließ sich durch diese That in seinem Vertrauen und seinen Plänen nicht im mindesten stören. Der nächste Gedanke, der in seinen Freunden aufsteigen mußte, war natürlich der, daß die Hugonotten bewaffnet, wie sie waren, in Masse die Stadt verlassen und den Admiral trotz seiner Verwundung mit sich fortführen sollten. Falls dies nicht angehe, so sei es jedenfalls sicherer, wenn er sich in die Vorstadt St. Germain bringen lasse. Coligny widersprach; seine Wunden gestatteten allerdings keine große Reise, aber auch abgesehen davon wollte er, im festen Glauben an die Treue und Redlichkeit seines königlichen Freundes, lieber bleiben als fliehen. Sein Schwiegerjohn, der liebenswürdige Taligny, dem das Hofleben äußerst gut behagte, beruhigte die Mißtrauischen mit der Versicherung, man habe nichts zu fürchten; er kenne den König bis auf den Grund seines Herzens und sei der Zuverlässigkeit desselben sicher.

So schien es auch wirklich. Taligny mochte mit der Aufrichtigkeit des Königs, in welchem Coligny die Saiten des Ehrgeizes und der kriegerischen Ruhmsucht angeschlagen hatte, an jenem Tage noch Recht haben. Der König setzte eine Untersuchungskommission ein, befahl die schleunigste Auffuchung des Mörders und verordnete die Verhaftung des Herzogs von Guise, welcher sich, um ihr zu entgehen, verbarg. Zu Navarra und Condé sagte er: „Ich werde dieses Verbrechen bestrafen; keiner der Schuldigen soll mir entweichen; ich werde sie treffen, und wären sie von meinem eigenen Blut.“ Nachmittags machte er dem Admiral auf dessen Wunsch einen Besuch. Seine Begleitung war freilich für einen Patienten wie Coligny nicht sehr beruhigend; denn Katharina und Heinrich von Anjou waren auch dabei. Der König versicherte Coligny seiner herzlichsten Theilnahme und versprach ihm vollständige Genugthuung. Dieser, welcher an die Möglichkeit eines nahen Todes denken mußte, glaubte die Augenblicke benutzen zu müssen, um seinem Zögling auf's neue die Sache der Niederländer an's Herz zu legen und besprach sich längere Zeit insgeheim mit ihm. Karl unterbrach ihn mehreremal und rief aus: „Nein, Europa hat keinen größeren

Staatsmann als Sie, mein Vater. Welche Siege werden unsere Heere erfechten, wenn sie durch den größten Feldherrn dieses Jahrhunderts geführt werden!" Auf seine Versicherung, daß er die Mörder mit dem schmähllichsten Tode bestrafen werde, bemerkte Coligny: „sie sind nicht schwer zu entdecken.“ Katharina wurde etwas schwül dabei, und den Admiral fixirend sagte sie: „Es ist ein Glück, daß man die Kugel aus der Wunde hat ziehen können. Ich erinnere mich, daß, als der Herzog Franz von Guise vor Orleans verwundet worden war, die Aerzte ihm sagten, wenn man die Kugel herausziehen könne, sei keine Gefahr vorhanden.“ Diese boshafte Anspielung vernahm Coligny ohne irgend eine Veränderung seiner Miene. Endlich sehnte sich Katharina doch nach frischer Luft und suchte durch die Bemerkung, daß der Kranke Ruhe bedürfe, dem Gespräch und dem Besuch ein Ende zu machen. Unter den theilnehmendsten Wünschen schieden sie. Auf dem Rückweg wünschte Katharina von Karl den Inhalt seiner geheimen Unterredung zu erfahren. Dieser zögerte, und nach wiederholtem Drängen fuhr er endlich unwillig und heftig heraus; „er hat mich mit Recht vor Eurer Herrschsucht und vor Euren Kreaturen, die alle Gewalt an sich gerissen haben, gewarnt und mich ermahnt, selbst zu regieren und die Geschäfte nach eigener Ueberzeugung zu leiten.“

Dies fehlte noch. Mehr brauchte Katharina nicht zu wissen. Die Zeit der Langmuth, der Verstellung, der Maskeraden war nun vorbei; es mußte offen, entschieden, rücksichtslos gehandelt werden. Die Sache stand noch weit schlimmer als vor dem mißlungenen Meuchelmord. Jedermann war überzeugt, daß sie auch hier ihre Hand im Spiel gehabt hatte. Die hugenottischen Edelleute hielten Abends noch eine Versammlung, es fielen die heftigsten Reden, der Racheruf erscholl, die Schwerter klirrten. Der Herzog von Guise sollte niedergestossen, Katharina und Heinrich von Anjou aufgehoben und aus der Umgebung des Königs entfernt werden; an der Abendtafel der Königin sprach ein Hugentott frei und kühn über den Vorfall und bemerkte geradezu, die eigentlichen Urheber des Attentats nähmen eine zu hohe Stellung ein, als daß in dieser Sache Gerechtigkeit vom König zu hoffen sei.

Mit dem Admiral gieng es am Samstag den 23. August besser. Die Aerzte fanden die Wunden weniger gefährlich. Man schöpfte

neue Hoffnung für dieses theure Leben. König Karl ließ sich mehreremal nach seinem Befinden erkundigen. Heinrich von Navarra verweilte den größten Theil des Tages bei ihm, selbst seine liebenswürdige Gemahlin Margaretha erschien an seinem Krankenlager. Den Vorschlag Karl's, ihn der größeren Sicherheit wegen nach dem Louvre zu bringen, verwarfen die Aerzte, weil unbedingte Ruhe geboten sei; dagegen nahm man den Antrag des Herzogs von Anjou, eine Abtheilung der Leibwache vor seiner Wohnung aufzustellen, an, freilich ohne zu wissen, daß Cossins, ein Todfeind Coligny's, sie befehligen sollte. Eine andere Fürsorge, wonach die Freunde des Admirals aufgefördert wurden, zu seiner Beschützung in der Nähe seiner Wohnung Quartiere zu beziehen, erwies sich gleich trügerisch; denn durch diese Anhäufung der Vornehmsten in einem einzigen Stadtviertel war ihre Auffuchung und Niedermeglung sehr erleichtert. Die meisten hätten am liebsten sogleich Paris verlassen; aber ohne Coligny konnten sie nicht gehen. An diesem waren alle Warnungen seines Freundes Oranien, alle Prophezeiungen der Prediger von Genf seit anderthalb Jahren erfolglos abgeleitet, und noch heute dachte er nicht anders. Am Vormittag hielt der König noch fest zu ihm. Die Herzoge von Anjou und Heinrich von Guise erschienen vor Karl und forderten als verkannt und verleumdet ihre Entlassung. Mit unfreundlichen Worten und mit dem drohenden Zusatz, daß er die Strafbareren überall zu finden und zur Rechenschaft zu ziehen wissen werde, gewährte er sie ihnen. Darauf bestiegen sie mit ihrem Gefolge die Rosse, aber nur um sich in Paris verborgen und für alle Fälle bereit zu halten.

Nachmittags hielt Katharina mit ihren vertrautesten Werkzeu- gen eine geheime Berathung. Zu diesen gehörten drei Italiener: der Siegelbewahrer Birago, Lodovico Gonzaga (Herzog von Nevers) und Albert Gondi, Herzog von Reç. Wo diese drei verschmitzten Gesichter bei einander waren, da stand Mord und Brand auf der Tagesordnung. Auch Heinrich von Anjou, Graf Angoulême, ein natürlicher Bruder des Königs, und der den Hugonotten feindliche Marschall Tavannes nahmen an der Verschwörung theil. Es herrschte eine unvergleichliche Einmüthigkeit unter diesen sieben Personen. Alle waren darin einverstanden, daß der Einfluß Coligny's unerträglich, daß die Aufregung der Hugonotten sehr ge-

fährlich, daß es sich für die Königin und ihre Freunde um eine Frage des Seins oder Nichtseins handle. Also müsse Coligny ermordet werden. Aber dabei dürfe man nicht stehen bleiben; denn sonst werde sich aus dieser That ein Aufstand der Hugenotten, ein neuer Bürgerkrieg, dessen Folgen man nicht kenne, entzünden. Es sei besser, der Rebellion dadurch ihren Nerv abzuschneiden, daß man auch die andern vornehmen Hugenotten überfalle und ermorde, und wer sonst noch von dieser Partei aufgegriffen werden könne. Die Genesung Coligny's aber verlange Eile; also müsse man noch heute Nacht ans Werk gehen. Dabei fragte man sich, was mit dem König von Navarra und dem Prinzen Condé anzufangen sei. Königlich Blut zu vergießen, den eigenen Schwiegersohn zu ermorden, scheute man sich doch. Man beschloß, sie am Leben zu lassen unter der Bedingung, daß sie katholisch würden. Aber dem Herzog von Montpensier wurden diejenigen Männer aus ihrer Umgebung, welche er umbringen lassen solle, bezeichnet. Den Guisen theilte man die Beschlüsse mit und erhielt zur Antwort, daß man auf sie rechnen könne. Alles war wohl erdacht und geordnet; es fehlte nur noch die Einwilligung des Königs.

Die ganze Versammlung begab sich Abends zum König. Dieser dachte immer noch an nichts anderes, als die Urheber des Attentats ausfindig zu machen und zu bestrafen, jede Bewegung in der Stadt, die sich etwa zu Gunsten der dort sehr beliebten Guisen erhebe, mit Gewalt niederzuhalten. Da hörte er auf einmal von dieser vornehmen Deputation, an deren Spitze seine eigene Mutter stand, daß diese selbst und sein Bruder, nicht bloß die Guisen, die Urheber des Meuchelmords seien. Zugleich wurde ihm das Gespenst eines im vollen Aufruhr begriffenen Reiches an die Wand gemalt. Auf der einen Seite seien die Katholiken darüber empört, daß er von den Hugenotten sich leiten lasse, und dächten bereits an seine Entthronung, auf der anderen Seite wollten die Hugenotten alle Herrschaft im Lande sich anmaßen, ließen deutsche Söldner gegen die Grenze anrücken und versammelten ihre Mannschaft in Melün. Vor der Hand sei der Sturm noch gegen die Königin gerichtet; in kurzem werde er selbst, wenn er sich ihnen nicht auf Gnade und Ungnade ergebe, der Gegenstand ihrer Angriffe sein. Man dürfe die Gefahr nicht zu einem für das Land und die Krone verderb-



lichen Ungewitter anwachsen lassen; jetzt habe man alle Häupter wie in einem Netz beisammen; es sei Pflicht der Selbsterhaltung, sie jetzt alle zu vernichten.

Karl war nicht dazu erzogen, seine Natur nicht dazu angelegt, seiner Mutter zu widersprechen. Eine solche Rede aber war ihm zu stark. Er erklärte den Plan für zu grausam und verweigerte seine Zustimmung. „Zuweilen ist Milde Grausamkeit und Grausamkeit Milde,“ entgegnete ihm Katharina. Auf seine weitere Einrede, daß er vor dem Volke, vor den übrigen Mächten die Verantwortung einer solchen That nicht übernehmen könne, wurde ihm entgegengehalten, daß sich alles mit der Feindseligkeit der beiden Parteien, mit dem Namen der Guisen entschuldigen lasse. Dennoch schien es ihm unmöglich, Freunde wie Coligny und andere hinzuschlachten; aber Katharina bestand ausdrücklich auf Coligny, durch dessen Tod die Keger ihres Führers beraubt, die Katholiken wieder versöhnt würden. Karl schien unerbittlich. Da traten Katharina und ihr Sohn Anjou mit einer Feierlichkeit, welcher ein soliderer Hintergrund zu wünschen gewesen wäre, vor ihn und erklärten, daß er in diesem Fall sie beide opfere; denn es sei ihnen unmöglich, länger am Hofe zu bleiben und einem Verderben zuzusehen, dem so leicht abzuhelfen wäre. Als Karl immer noch schwankte, beschuldigten sie ihn der Feigheit und Unmännlichkeit und schickten sich an, fortzugehen. Diesen Vorwurf, das wußten sie wohl, konnte er nicht ertragen; er war besiegt. Veränderlich wie er war, zu Extremen geneigt, gab er nicht nur seine Einwilligung, sondern ergriff nun den Gedanken mit der ganzen Hitze seines Temperaments. Er fluchte sich selbst in eine wilde Wuth hinein und betheuerte unter fürchterlichen Ausdrücken, daß er nunmehr nicht etwa bloß die Ermordung des Admirals wolle, sondern den Tod aller Hugonotten in Frankreich, damit nicht ein einziger übrig bleibe, der ihm darüber Vorwürfe machen könne.

Die Rollen wurden ausgetheilt, und jeder gieng auf seinen Posten. Marschall Tavannes ließ die Vorsteher der Kaufmannschaft und der Bürgerkompagnieen kommen und befahl ihnen, die Bürger nach ihren Quartieren unter die Waffen treten und die Thore schließen zu lassen. Sobald die Sturmglocke ertöne, sollten vor allen Fenstern Fackeln aufgesteckt, auf allen Plätzen und Kreuzwegen

Wachen postirt und die Straßen durch Ketten gesperrt werden. Das Zeichen der Katholiken sei ein weißes Tuch um den Arm und ein weißes Kreuz auf dem Hute. Als sie den Zweck dieser Verordnungen erfuhren, erschrocken viele und entschuldigten sich mit ihrem Gewissen. Aber Tavannes fuhr sie heftig an und drohte ihnen mit Hängenlassen, worauf sie ihm Gehorsam versprachen.

Die Nacht brach an; auf den Straßen wurde es immer lauter; besorgt fragten einige Protestanten nach der Ursache dieses militärischen Zusammenlaufs und erhielten zur Antwort, daß diese Krieger zur Feier neuer Festlichkeiten beordert seien. Auch Coligny ließ den König nach dem Grund dieses zunehmenden Waffengeräusches fragen. Alles geschehe auf seinen Befehl, um Anschläge der Guisen zu vereiteln, war die Antwort. Und schon waren diese auf dem Wege nach seiner Wohnung. Numale, Angoulême und der junge Heinrich von Guise hatten den Admiral übernommen und noch vor dem verabredeten Glockenschlag mit 300 Bewaffneten sich auf den Weg gemacht. Während König Karl, vom Frost seines Gewissens geschüttelt, mit Mutter und Bruder in der Vorhalle des Louvre in die Nacht hinausstarrte, standen jene schon vor Coligny's Wohnung. Es war um Mitternacht. Cosséins, Befehlshaber der sogenannten Schutzwache, schlug an die Hofthüre. Der Haushofmeister Labonne kam herab und fragte, wer da sei. „Im Namen des Königs macht auf!“ rief Cosséins. Jener gehorchte und wurde auf der Stelle niedergestoßen. Der Hof füllte sich mit den Leuten der Guisen. Die Dienerschaft floh und verrammelte die Hausthüre. Sie wurde gesprengt, einige Diener und Soldaten niedergemacht und die verwegensten Bursche hinaufgeschickt. Coligny war bei dem Lärmen aufgewacht. Einer seiner Vertrauten stürzte in sein Schlafzimmer und rief: „Mein Herr! Gott ruft uns zu sich.“ „Ich verstehe Sie,“ erwiderte der Admiral, stand auf, warf ein Nachtkleid um und befahl allen den Seinigen, welche sich nach und nach bei ihm einfanden, sich durch die Flucht zu retten. Sie suchten über das Dach zu entkommen. Mit dem Rücken an die Wand gelehnt, stand Coligny allein, von aller Welt verlassen, in seinem Zimmer. Wild stürmten die Bösewichter die Treppen herauf, „Mord und Tod!“ ausrufend, und drangen mit gezücktem Degen in das Zimmer. „Bist Du Coligny?“ schrie ihm einer derselben, der Böhme

Dianowitz, entgegen. „Ich bin es,“ antwortete dieser mit Fassung; „junger Mensch; habe Ehrfurcht vor meinen grauen Haaren!“ Ein Degenstoß durch den Leib war dessen Antwort. Coligny sank um. Jener zog den rauchenden Degen heraus, hieb den Admiral in's Gesicht, seine Begleiter, Franzosen und Italiener, schlugen gleichfalls drauf los, einer schoß sogar eine Pistole auf ihn ab. Der ungeduldige Guise rief vom Hof herauf, ob das Werk vollbracht sei. „Es ist geschehen,“ erwiderte Dianowitz. „Der Graf von Angoulême will es nicht eher glauben, bis er den Feind zu seinen Füßen sieht,“ versetzte Guise. Die Mörder ergriffen ihr Opfer, brachten ihn, als er sich noch ein wenig rührte und mit dem linken Arm an dem Fenster sich festhalten wollte, neue Wunden bei und warfen ihn in den Hof hinab. Angoulême wischte ihm das Blut aus dem Gesicht, und als er sich überzeugt hatte, daß es Coligny sei, gab er ihm einen Tritt mit dem Fuß. Heinrich von Guise that das Gleiche, ließ ihm den Kopf abschneiden und diesen der Königin bringen, damit jedermann ihre Mitschuld erkenne und sie nicht, wie sie wollte, alle Schuld auf die Guisen schiebe.

„Der Anfang war gut, meine Freunde!“ rief Guise, „fort jetzt zu anderen Thaten! schont keinen Hugennotten! der König will es so.“ Mit teuflischer Freude stürzte sich die Rotte in die benachbarten Häuser und ermordete, was ihr in den Weg kam, darunter Deligny, Coligny's Schwiegersohn, La Rochefoucauld, welchen der König so gerne gerettet hätte. In allen Straßen wurde es lebendig. Die Sturmglocken ertönten, Fackeln und Pechkränze loderten auf, die Bürger mit ihren weißen Binden durchzogen die Stadt, erbrachen die Häuser; Männer und Weiber, sogar Kinder zeigten Freude an Mord und Leichnamen. Die Herzoge von Anjou, von Nemours, von Montpensier, von Nevers zeigten sich da und dort und ermunterten die Bürger, die ganze Schlangenbrut der Hugennotten ohne Unterschied des Alters und des Geschlechts auszurotten, und Tavannes rief mit Lachen und Scherzen aus: „Laßt Ader! Laßt Ader! Die Aerzte sagen, das Aderlassen sei im August so heilsam als im Mai.“ Bei solchem Zuspruch schien die Hölle los zu sein. In den Häusern und auf den Straßen, überall sah man die entsetzlichsten Scenen. Es war eine wilde Treibjagd, wo kaum ein Entrinnen möglich war. Hier wurde einem Greise trotz seiner

grauen Haare das Haupt an den Steinen zerschlagen, dort kraftvolle Männer, die in vielen Schlachten heldenmüthig gefochten, von elenden Buben zu Tode gemartert. Mit der Kraft der Verzweiflung wehrte sich dort eine Mutter; umsonst! ihr Kind wurde ihr aus den Armen gerissen und vor ihren Augen an der Mauer zerschmettert. Leichname wurden aus den Fenstern hinabgeworfen und auf der Straße herumgezerrt, schreiende Wickelkinder von Knaben in kleinen Rollwagen fortgeführt und in die Seine geworfen. Wie eine Seuche ergriff alle eine kannibalische Mordlust, welche auf königlichen Befehl weit schauderhaftere Scenen aufführte, als auf Befehl des Pariser Volkes bei dem September-Gemetzel der französischen Revolution. König Karl selbst, so sehr er sich anfangs dem Morden widersetzt hatte, gesellte sich den Mördern bei. Von den Fenstern seines Kabinetts aus rief er fluchend der Menge zu: „Schießt! schießt sie nieder! sie fliehen!“ Er soll sogar selbst die Flinte ergriffen und unter einen Haufen Flüchtiger, welche sich über die Seine zu retten suchten, geschossen haben. Und mit dieser einzigen Nacht war es noch nicht vorbei; drei Tage dauerte, trotz einer königlichen Mahnung, das Blutbad, welches in Paris 2000 Opfer verschlang. Kein Wunder, daß sich diese wüsten Gefellen ihrer Thaten wie der glänzendsten Trophäen rühmten. Der Goldschmied Crucé lief mit blutigem Arm herum und rief freudig und stolz aus, er allein habe 400 Hugenotten getödtet.

Die Zeiten der sullanischen Proskription schienen wiedergekehrt zu sein. Religionshaß war nicht die einzige Treibfeder bei Ausübung dieser Schändlichkeiten. Schuldner stießen ihre Gläubiger nieder, Diener ihre Herren. Neid, Eifersucht, Privatrache lieferten manchen guten Katholiken aus Messer. Der berühmte Philosoph Peter Ramus, welcher die Autorität des Aristoteles angriff, wurde von seinem Kollegen Charpentier, einem gedankenlosen Anhänger des griechischen Philosophen, ermordet, sein Leichnam von den Schülern seines Gegners noch mit Ruthen mißhandelt. Ein anderer tödtete seinen Vetter, um ihn zu beerben, ein dritter einen hohen Finanzbeamten, um seine Stelle zu erhalten. Der Besitzer eines prächtigen Landguts wurde durch Todesdrohung gezwungen, dasselbe urkundlich abzutreten, und dann getödtet.

Nur wenigen Edelleuten, welche in der Vorstadt St. Germain

wohnten, gelang es, sich durch eilige Flucht zu retten; viele Flüchtige wurden durch Guise und seine Leute eingeholt und erschlagen. Unter manchen Zügen von Großmuth und Menschlichkeit wird besonders die That eines Edelmannes, Bezins, hervorgehoben, welcher seinen Todfeind, den Hugenotten Regnier, in dessen Zimmer abholte und zu Pferd auf sein Schloß Guercy in Sicherheit brachte.

Nicht minder gräßlich gieng es im Louvre selbst zu. Am Abend vor der Katastrophe, als die Blutbefehle schon erlassen waren, befand sich Katharina ganz en famille mit ihren Söhnen und Töchtern. Alle waren in das Komplot eingeweiht außer Margaretha, die junge Gemahlin des protestantischen Königs von Navarra. Um nicht ihr und durch sie ihrem Gemahl das Geheimniß zu verrathen, befahl ihr Katharina, zu Bett zu gehen. „Um Gottes willen, Schwester, geh nicht!“ rief Madame Claude, die Herzogin von Lothringen. Jene erschrak, ahnte Gefahr und verlangte, da zu bleiben; aber Katharina beharrte auf ihrem Befehl, konnte die Geängstigte zwar nicht beruhigen, schickte sie aber dennoch zu Bett. Zitternd legte sich diese nieder. Nur eine Dienerin war bei ihr im Zimmer. Im Nebenzimmer befand sich ihr Gemahl mit 30—40 hugenottischen Edelleuten. Als er in den Vorfaal trat, wurde ihm und dem Prinzen Condé der Degen abgenommen und beide vor den König beschieden. Auf ihre Begleiter drangen die Gardesoldaten und Schweizer, welche das ganze Schloß durchsuchten, ein, schleppten sie in den Hof und tödteten sie. Der ganze Palast ertönte von Waffengeklirr, von Hilferuf, von Mordgeschrei.

König Karl empfieng Heinrich von Navarra und den Prinzen Condé in der höchsten Aufregung. Er erklärte ihnen, daß man so eben auf seinen Befehl die Anführer der Hugenotten, auch den Admiral Coligny, getödtet habe, weil sie nicht aufhörten, sich gegen den Hof und die Regierung zu verschwören. Mit Rücksicht auf ihre Jugend und darauf, daß sie die Verführten seien, lasse er sie beide am Leben; aber die Bedingung hievon sei Abschwörung ihrer ketzerischen Religion. „Ich will fortan nur eine Religion in meinem Reich. Die Messe oder den Tod! So wählet denn!“ Navarra schwieg. Condé erinnerte den König an den Frieden von St. Germain und versicherte, er werde seiner Religion nie untreu werden. „Geht Rebel, Sohn eines Rebellen!“ schrie ihn Karl, schäumend

vor Wuth, an; „ich gebe Euch drei Tage Bedenkzeit. Euer Kopf bürgt mir für Euren Gehorsam.“ Sofort wurden beide abgeführt und in abgesonderten Zimmern verwahrt. Sie erhielten mehrere Tage nach einander die Besuche eines katholischen Geistlichen, zeigten sich aber nicht als gelehrige und folgsame Schüler. Darüber gerieth Karl in neuen Zorn, befahl, daß man ihm seine Waffen bringe, daß seine Leibwache ihn umgebe und die beiden Prinzen vorgeführt würden. Er war entschlossen, sie mit eigener Hand niederzustoßen, wenn sie bei ihrer Kezerei beharrten. Nur ein Fußfall seiner Gemahlin Elisabeth, einer Tochter des deutschen Kaisers Maximilian II., konnte ihn von diesem wahnsinnigen Entschluß zurückbringen. Aber er fuhr sie mit wilden Geberden an und rief ihnen zu: „Messe, Tod oder Bastille! Wählet!“ Heinrich von Navarra mit seinem schmiegsamen Charakter fügte sich; der Prinz von Condé erlaubte sich wieder einige Bemerkungen, wurde jedoch durch die Drohungen des Königs zum Schweigen gebracht und ließ sich nach einigen Tagen durch einen protestantischen Geistlichen, welcher zum Katholicismus übergetreten war, bewegen, dessen Beispiel nachzuahmen. Beide wurden katholisch, blieben es aber nur so lange, als sie am Hofe festgehalten waren. Doch ist bekannt, daß Navarra später zum zweitenmal seine Konfession wechselte, um als der katholische König Heinrich IV. das Haus Valois zu beerben und Frankreich zu beherrschen.

Einstweilen war Margaretha, nachdem ihr Gemahl sich aus dem anstoßenden Zimmer entfernt hatte, ein wenig eingeschlafen. Plötzlich erwachte sie an einem heftigen Geräusch; sie hörte jemand mit aller Gewalt an die Thüre schlagen und mit kläglicher Stimme rufen: „Navarra! Navarra!“ Margaretha stand schnell auf, kleidete sich an und befahl ihrer Dienerin, zu öffnen. Ein Edelmann, Namens Gaston von Leyran, stürzte leichenblaß und von mehreren Wunden blutend in das Schlafzimmer, hinter ihm vier Soldaten und zuletzt der Gardehauptmann Nancey. Dieser trieb die Soldaten hinaus, versicherte der Prinzessin, daß ihr Gemahl in Sicherheit sei, und schenkte dem armen Gaston auf ihre Bitte das Leben. Er theilte ihr in der Kürze die Vorgänge dieser Nacht mit und begleitete sie in das Zimmer ihrer Schwester, der Herzogin von Lothringen. Auf dem Weg dahin wurde ein Edelmann neben ihr mit einer

Hellebarte durchbohrt, und ohnmächtig wurde sie in das Zimmer ihrer Schwester getragen.

Nicht so schwachnervig zeigte sich Katharina. Von ihren Hofdamen begleitet verließ sie den Louvre und betrachtete mit Wohlgefallen die Leichname der Edelleute, welche am Ufer der Seine lagen. Ja, sie war niederträchtig genug, über diese oder jene Person ruchlose Wize zu machen. Auch den Leichnam Coligny's wollte sie sehen. Der Pöbel hatte ihn aus dem Stall, wohin die Mörder ihn geworfen hatten, herausgezogen, durch die Straßen geschleift, in die Seine geworfen, wieder herausgerissen, auf schamlose Weise mißhandelt und verstümmelt und endlich zu Montfaucon, einem gemeinen Richtplatz, an den Galgen gehängt, wo er durch ein unter ihm angezündetes Feuer halb geröstet wurde. Er hieng schon einige Tage da, als der König mit Katharina und dem ganzen Hofstaat sich einfand, um den kaum noch menschlich aussehenden Kumpf desjenigen Mannes zu sehen, welchen er vor wenigen Tagen „Vater“ genannt hatte. Der Leichnam verbreitete bereits einen unerträglichen Geruch, und mancher hielt sich die Nase zu. König Karl lächelte über diese Vorsicht und sprach das häßliche Wort des römischen Kaisers Vitellius aus: „Ein todter Feind riecht immer gut!“ Und hiemit noch nicht genug: damit die Gewaltthat sich mit dem Mantel des Rechts umhüllen könnte, mußte sich das Parlament dazu hergeben, den unschuldig ermordeten Coligny für einen Hochverräter zu erklären, welcher den Plan gehabt habe, die ganze königliche Familie auszurotten und selbst das Reich zu beherrschen. Eine Strohuppe, welche ihn vorstellen sollte, wurde zum Richtplatz geführt und aufgehängt.

Wie in Paris, so sollte in allen Städten Frankreichs verfahren werden. Nach allen Seiten flogen die Befehle des Königs und fanden in vielen Orten, wie Lyon, Orleans, Rouen, Toulouse bereitwilliges Gehör. Die Zahl der Ermordeten betrug in ganz Frankreich gegen 30 000. Doch darf nicht unerwähnt bleiben, daß mehrere Statthalter und Befehlshaber dem Befehl des Königs keinen Gehorsam leisteten, daß sogar der Scharfrichter von Troyes jede Betheiligung versagte und erklärte, daß seine Hände nur für Gerechtigkeit zu arbeiten gewohnt seien, und daß der Vicomte von Orte, Befehlshaber von Bayonne, dem König zurückschrieb: „Sire!

ich habe Ew. Majestät Befehl Ihren getreuen Einwohnern und den Kriegskleuten von der Besatzung kund gemacht und lauter gute Bürger und mannhafte Soldaten, keinen einzigen Henker gefunden. Sie und ich bitten Ew. Majestät unterthänigst, Sie wollen unsre Arme und unser Leben nur zu möglichen Unternehmungen, seien sie auch so verwegen als sie wollen, anzuwenden geruhen.“ Die Antwort darauf war für ihn und andere Ehrenmänner ein rascher Tod.

Die Nachricht von den „matines de Paris“ („Pariser Frühmette“, wie man die Greuel der Bartholomäusnacht mit Anspielung auf die Sicilianische Vesper nannte) wurde fast in ganz Europa mit Entsetzen aufgenommen. Daß Philipp von Spanien Freudenfeste und Tebeum feierte, kann niemand auffallen; daß Papst Gregor XIII. Kanonen lösen, Freudenfeuer abbrennen, eine kirchliche Dankfeier veranstalten, eine Denkmünze schlagen und zur Verherrlichung der „Ermordung Coligny's“ ein Gemälde verfertigen und im Vatikan aufstellen ließ, ist zwar noch nicht das Schlimmste, was man von Päpsten weiß, doch schlimm genug von dem „Stathalter“ Christi, des Stifters einer Religion der Barmherzigkeit und Liebe. Dagegen nannte der katholische Kaiser Maximilian II. diese Mordnacht einen unauslöschlichen Flecken in der Regierung seines Schwiegersohns Karl IX. Der Kurfürst von der Pfalz führte den Herzog von Anjou, als dieser im folgenden Jahre auf seiner Reise nach Polen, wo er zum König gewählt war, nach Heidelberg kam, in den Bildersaal seines Schlosses, blieb mit ihm vor dem Bildniß Coligny's stehen, ließ ihn beim Abendessen von geflüchteten hugenottischen Edelleuten bedienen und sagte ihm geradezu, Coligny und seine Glaubensgenossen seien brave Männer und gute Franzosen gewesen, ihre Mörder Verräther und Bösewichter. Elisabeth von England empfing den französischen Gesandten in einem schwarz ausge schlagenen Audienzsaal, alle Damen und Herren waren in tiefster Trauer, und auf die Vertheidigungsrede, die er ablesen mußte, erwiderte sie ihm, sie könne keinen Herrn nach einer solchen That bloß bedauern. Der Gesandte spielte eine so erbärmliche Rolle, daß er nach Hause schrieb, „er schäme sich, ein Franzose zu sein.“

Karl selbst auch fühlte, daß es nicht rathsam sei, die Furien aufzuseuchen. Acht Tage nach dem Blutbad ließ er Nachts seinen



Schwager Heinrich rufen. Dieser fand ihn aus dem Bett aufgesprungen und am ganzen Leibe zitternd. Karl behauptete, er höre verschiedene Stimmen, bald schreien, toben und fluchen, bald heulen und seufzen. Man schickte Leute aus, um sich zu erkundigen, und bekam zur Antwort, in der Stadt sei alles ruhig, die Verwirrung sei in der Luft. Des Königs Ruhe war dahin. Sein ferneres Leben war ein Sichselbstverzehren. Kaum noch zwei Jahre, und die Schatten der Ermordeten holten ihn ab.

Sofort sandte Katharina Eilboten nach Polen, um ihrem Lieblingssohne Heinrich den Tod seines kinderlosen Bruders mitzutheilen. Dieser vertauschte den reizlosen Polenthron gerne mit der glänzenden Krone Frankreichs, entfloh, um nicht wider seinen Willen zurückgehalten zu werden, Nachts mit wenigen Begleitern aus Krakau, brachte unterwegs in Wien und in Venedig noch einige vergnügte Tage zu, traf in Paris ein und trat als König Heinrich III. seine Regierung an. Dieselbe war eine der schlechtesten unter den schlechten. Sein Verhältniß zu dem ehrgeizigen, herrschsüchtigen Herzog Heinrich von Guise wurde von Jahr zu Jahr gespannter. Dieser war als fanatischer Katholik bei der Geistlichkeit in hoher Gunst und bei dem Pariser Volke, dessen niederen Instinkten er schmeichelte, sehr beliebt. Auf die von ihm gestiftete heilige Ligue sich stützend, strebte er, zumal als im Jahre 1584 Katharina's vierter und jüngster Sohn, Franz von Anjou, starb und bei der Kinderlosigkeit des Königs das Haus Valois am Erlöschen war, nach der Krone von Frankreich. Der König sollte dazu vermocht werden, den rechtmäßigen Thronfolger, Heinrich von Navarra, als Hugenotten vom Thron auszuschließen und den alten Kardinal von Bourbon, einen Oheim des Navarra, zu seinem Nachfolger zu erklären, neben welchem Heinrich von Guise faktisch König gewesen, und nach welchem er es auch nominell geworden wäre. Der König, welcher wohl einsah, in welchem Grad er der ligistischen Partei bereits entbehrlich sei, führte zwar, weil er mußte, mit den Hugenotten Krieg, that aber doch seinem Schwager Navarra nicht allzuwehe; denn nicht dieser, sagte er, sondern Guise sei sein Hauptfeind. Katharina hatte alle ihre Berechnungskunst, alle ihre List anzuwenden, um zwischen ihrem Sohne und dem Herzog zu vermitteln und einen Ausbruch der Leidenschaften zu verhüten.

Daß durch diese Pläne ihr Schwiegersohn um den französischen Thron gebracht werden sollte, war Katharina nicht gerade leid. Das Verhältniß zwischen beiden war so schlecht als möglich, nicht besser das zwischen Heinrich und Margaretha, und Katharina äußerte geradezu, sie fürchte, daß ihr Schwiegersohn, falls er den französischen Thron bestiege, ihre Tochter umbringen lassen würde. Sie stellte sich daher immer noch freundschaftlich zu dem Herzog von Guise, und als derselbe, von den aufrührerischen Parisern in die Hauptstadt berufen, trotz des Verbots des Königs am 9. Mai 1588 seinen Einzug daselbst hielt, stieg er in Katharina's Palast ab. Sie war überrascht, ihn zu sehen, und fürchtete einen schlimmen Ausgang. Auf ihre Fragen nach dem Zweck seiner Ankunft ließ er sich nicht ein, sprach von seiner Treue und Ergebenheit und sagte ihren Hofdamen Artigkeiten. Inzwischen hatte Katharina einen ihrer Edelleute in den königlichen Palast, den Louvre, geschickt und ihrem Sohne sagen lassen, daß der Herzog von Guise sich ihm vorzustellen wünsche, und daß sie, um dem König Zeit zur Sammlung zu gestatten, die Unterhaltung mit dem Herzog etwas hinauszuziehen werde. Der König war wüthend über diese Frechheit und berieth mit seinen Mignon's die Frage, ob er ihn tödten lassen solle. Gesah dies, so mußte der König in einer Stadt, die den Herzog mit der größten Begeisterung empfangen hatte, für sein eigenes Leben fürchten.

Nur von Katharina begleitet erschien der Herzog im Louvre. Als er die drohenden Blicke der Bewaffneten bemerkte und die Vorwürfe des Königs hörte, entfernte er sich schnell, unter dem Vorwande, von der Reise ermüdet zu sein. Am anderen Tage besuchte er noch einmal den Louvre, aber begleitet von 400 geharnischten Edel-leuten, benahm sich stolz und trotzig und verlangte, daß der König die Hugonotten nicht mehr begünstige. Es folgte der „Barrikadentag“ vom 12. Mai, wo das fanatisirte Pariser Volk Miene machte, gegen den Louvre zu ziehen und mit Heinrich III. nicht viel glimpflicher zu verfahren, als 1792 mit Ludwig XVI. verfahren worden ist. Die 6000 Mann königlicher Truppen wurden von den bewaffneten Bürgern entwaffnet, und der Ruf: „Es lebe Guise!“ erscholl in allen Straßen. Ein Wink des Herzogs, und der Louvre war erstürmt und die Krone von Frankreich lag zu seinen Füßen! Daß dieser Wink unterblieb, rettete den König und

vernichtete den Herzog. Katharina begab sich am Abend dieses Tages selbst zum Herzog und fragte ihn nach den Bedingungen einer Aussöhnung zwischen ihm und dem König. Jetzt erst, den sicheren Sieg vor Augen sehend, den König wie einen Gefangenen im Louvre wissend, legte der Herzog die Maske ab. Er erklärte Katharina, Friede sei nur dann möglich, wenn man ihn zum Generallieutenant des Königreichs mache, das Kriegswesen und die Finanzen ihm allein zur Verfügung stelle und, nicht den König Heinrich von Navarra, sondern den Kardinal von Bourbon zum Nachfolger des Königs bestimme. Das hieß denn doch nichts anderes, als jene alten Zeiten wieder heraufbeschwören, wo der gewaltige Majordomus des fränkischen Reiches, Pipin der Kleine, dem merovingischen König Childerich III. zur Seite stand, denselben, sobald er es für passend hielt, in's Kloster schickte und sich selbst auf den Thron erheben ließ. Katharina besuchte am Morgen des 13. Mai noch einmal den Herzog. Unterwegs flüsterte ihr ein Bürger zu, gegen 15,000 Menschen seien bereit, den Louvre von der hinteren Seite zu erstürmen. Sofort benachrichtigte sie hievon den König, setzte ihren Weg fort und spazierte mit dem Herzog im Garten auf und ab, unterhielt sich mit ihm über die Lage des Königreiches und gieng sehr bereitwillig in seine Pläne und Forderungen ein. Plötzlich stürzten einige Ligisten in den Garten und meldeten dem Herzog, der König sei entflohen. Guise warf einen wüthenden Blick auf Katharina und rief ihr zu: „Sind das Ihre Unterhandlungen?“ „Von diesem Entschlusse wußte ich nichts“, sagte mit der größten Ruhe die Italienerin.

Auf die Botschaft seiner Mutter hin hatte der König sogleich den Palast verlassen, von wenigen Edelleuten begleitet zu Pferd das Freie erreicht und zunächst nach Chartres und Rouen sich begeben. Katharina schloß mit Guise einen Vertrag, worin sämtliche Forderungen desselben bewilligt waren. Das Weitere sollte im Oktober in einer nach Blois zu berufenden Ständeversammlung berathen und festgesetzt werden. Dieselbe bestand meistens aus Mitgliedern der Ligue. Der König war selbst in Blois anwesend und überzeugte sich auf's neue in einer Unterredung mit Guise davon, daß dieser neue Majordomus ihn zu der allererbärmlichsten Rolle verurtheilt habe. Sein Entschluß war gefaßt. „Ich oder er!“

Wer an der Seite seiner Mutter Katharina vor der Bartholomäusnacht nicht zurückschauderte, dem machte auch die Ermordung des Herzogs von Guise, seines damaligen Allirten, keine Gewissensfrüpel. Am 23. December ließ er den Herzog aus der Staatsrathssitzung in sein Kabinet rufen, und während dieser durch das Vorzimmer gieng, zückten acht Edelleute ihre Dolche und Schwerter und streckten den Wehrlosen nieder. Dessen Bruder, der Cardinal Ludwig von Guise, wurde gefangen und im Gefängniß ermordet; der zweite Bruder, der Herzog von Mayenne, der sich gerade in Lyon befand, wurde rechtzeitig gewarnt, entfloh nach Paris und rief die Ligue zum offenen Kampf gegen den königlichen Mörder auf.

Dieser, in dem falschen Wahne, daß nun auch die Ligue und die Rebellion bezwungen sei, eilte sofort in der freudigsten Stimmung zu Katharina, welche im untersten Stockwerk des Palastes, gerade unter jenem Vorzimmer, todtkrank im Bette lag und durch den Lärm ängstlich geworden war. „Wünschen Sie mir Glück, Madame“, rief er ihr zu, „jetzt bin ich König von Frankreich; denn der König von Paris lebt nicht mehr“. Erschrocken sagte sie: „Wie, mein Sohn? Sie haben den Herzog von Guise ermordet?“ „Ich kam den Schlägen, die mich treffen sollten, zuvor!“ „Und sein Bruder, der Cardinal?“ „Man bewacht ihn hier. Noch diese Nacht wird sein Los entschieden werden.“ „Ein Cardinal? o mein Sohn! Welch ein Gewitter wird sich in Rom und in Paris gegen Sie zusammenziehen!“ Ich habe die Macht, Rom zu beugen, und Paris wird bei dieser That erkennen, daß ich mich noch nicht in ein Kloster sperren lasse.“ „Und warum haben Sie mir diesen Entschluß verheimlicht? Sie hätten mich um Rath fragen sollen.“ „Wenn ich es nicht gethan habe, so habe ich Sie wenigstens dabei nachgeahmt.“ „Mein Tod ist sehr nahe; aber ich fürchte, noch vor demselben Sie Ihrer Krone beraubt zu sehen.“ Wenige Tage darauf raffte sie sich auf und besuchte den verhafteten Cardinal von Bourbon. Dieser empfing sie mit dem Vorwurf, daß sie es sei, welche die Guisen zur Schlachtbank geführt habe. Diese Worte machten Eindruck auf die fast 70jährige Sünderin, ihr Zustand verschlimmerte sich, und am 5. Januar 1589, 13 Tage nach der Ermordung des Guise, starb Katharina von Medici. Ihr Sohn Heinrich III. folgte ihr am 2. August des nämlichen Jahres, durch

das Messer des Dominikanermönches Jakob Clément tödlich getroffen. Vor seinem Tode noch erklärte er seinen Schwager, Heinrich von Navarra, für seinen Nachfolger. Der Bürgerkrieg entbrannte auf's neue. Heinrich hatte mit dem Herzog von Mayenne um die Krone zu kämpfen. Trotz seiner Siege konnte er sie als Hugenot nicht erringen. Da machte er am 25. Juli 1593 den „gefährlichen Sprung“, trat zum Katholicismus über und hielt am 22. März 1594 seinen Einzug in Paris als der Nachfolger des Hauses Valois und der erste Bourbon. Von der Bartholomäusnacht bis zu diesem Einzug war es ein weiter, blutiger Weg. Umbringen, wie Katharina fürchtete, ließ er Margaretha nicht, aber scheiden ließ er sich von ihr und heiratete, wie aus Vorliebe für Katharina's Namen und Geschlecht, Maria von Medici.



Christine von Schweden.





## Christine von Schweden.

---

Die Audienz war vorüber. Zwei jüngere Männer, welche sich für italienische Edelleute ausgaben und, wie sie sagten, zu ihrer Ausbildung Europa durchreisten, hatten sich der Königin Christine vorstellen lassen. Gefesselt von dem Ruhme, welchen sie als Beschützerin der Künste und Wissenschaften besitze, seien sie nach Schweden gekommen, um die Gelehrsamkeit auf dem Throne zu sehen. Christine war artig genug, sie sofort zur Tafel zu ziehen, und man war eben im Begriff, sich in den Speisesaal zu begeben. Die zwei Italiener liefen unmittelbar vor der Königin, und wenn diese die straffe mönchische Disciplin, die aus ihrem ganzen Benehmen hervorsah, bedachte und die stramm herabhängenden Arme der Fremden betrachtete, so war sie keinen Augenblick im Zweifel, wen sie eigentlich vor sich habe. Sie hatte es mit ihrem weiblichen Scharffinn gleich erkannt, daß dies keine Edelleute, oder, wenn je, daß sie noch etwas ganz anderes seien. Aber die Sache bedurfte der größten Vorsicht. Denn gerade in dieser Sache verstand das schwedische Volk keinen Spaß.

Sie flüsterete daher den Italienern, welche so gravitatisch vor ihr hergingen, ganz leise zu, ob sie vielleicht Briefe an sie hätten. Diese, welche auf solch' geheimnißvolle Proceuren auf's trefflichste eingeschult waren, verriethen sich mit keinem Wort, mit keinem Blick, mit keiner Bewegung. Unbekümmert um Mit- und Nachwelt, wie bei einer die Macht der Kirche entfaltenden Proceffion, mar-

schirten sie weiter, sahen weder rechts noch links, und nur unvermerkt, wie zufällig, nickte einer mit dem Kopfe. Hoch schlug das Herz Christinen's. Sie war an ihrem Kubikon angelangt. „Sprecht mit niemand!“ flüsterte sie, und setzte sich in der aufgeregtesten Stimmung zu Tische. Von der sprudelnden Unterhaltung, welche sonst von ihr geführt wurde, von einem mit Geist und Witz reich gespickten Symposion war diesmal wenig zu merken: unter gleichgiltigen Fragen, unter raschen, kurzen Antworten verlief die Mahlzeit, und die Gesellschaft gieng auseinander. Kaum war Christine in ihrem Kabinet angelangt, so ließ sie ihren vertrautesten Diener, Johann Holm, zu sich kommen und befahl ihm, mit möglichster Vorsicht zu den italienischen Edelleuten zu gehen. Dieselben würden ihm Briefe an sie abgeben; er solle diese sorgfältig verwahren und, ohne daß irgend jemand eine Ahnung davon bekomme, ihr überbringen. Der gute Holm führte seinen Auftrag auf's beste aus und legte nach einem halben Stündchen die ersehnten Briefe in die Hand Christinen's. Rasch erbrach sie dieselben und konnte nicht ohne einiges Schaudern die Sprache des Jesuitengenerals lesen. Sofort wurden die Italiener, welche sich als Mitglieder des Ordens Jesu entpuppt hatten, auf den andern Morgen bestellt, wo Holm sie so verstohlen wie eine Schmugglerwaare in das Kabinet der Königin zu geleiten hatte.

Die beiden Jesuiten erschienen und gedachten eine förmliche Katechisation mit der Königin vorzunehmen, um sie von ihrer Ketzerei zu heilen und sie in den weiten Schoß der „alleinseligmachenden“ katholischen Kirche zurückzuführen. Allein Christine war weit entfernt, sich von den nächsten besten Ordensgeistlichen auf die Schulbank setzen zu lassen; vielmehr legte sie ihnen Fragen vor, an die sie selbst noch nicht viel gedacht hatten. Sie fragte die Patres nach dem Unterschied von Gut und Böse, nach den Beweisen für die Unsterblichkeit der Seele, und versetzte sie in Schrecken durch die Erklärung, daß es vielleicht das Rätzlichste sein werde, wenn sie äußerlich der Landesreligion folge und im übrigen sich an die Gesetze der Vernunft halte. Die Jesuiten erklärten nachher, daß sie mehrmals in die größte Verlegenheit gekommen, daß ihnen die Königin wie vom göttlichen Geist erfüllt erschienen, daß ihnen selbst ketzerische Gedanken aufgestiegen seien, die sie nur mit Gewalt hätten wieder



niederdrücken können. Ihre Haupt-Argumentation lief darauf hinaus, daß unter allen Religionen die katholische die vernünftigste sei, daß die Grundsätze derselben „über die Vernunft erhaben, aber keineswegs ihr entgegen seien“. Auch bei der Frage über die Anrufung der Heiligen, die Verehrung der Bilder und Reliquien ließ sich Christine gläubig herbei, und ihre Informatoren versicherten, daß „Ihre Majestät mit eindringendem Geiste die ganze Kraft der Gründe, die sie ihr vorhielten, aufgefaßt habe; sonst hätten sie lange Zeit gebraucht.“

Die Herren Patres konnten mit dem Erfolg ihrer Bemühungen vollständig zufrieden sein. Etwas fehlte noch, und dies war für den Glanz des Katholicismus gerade die Hauptsache: daß die Königin nicht bloß von den Vorzügen desselben überzeugt sei, sondern auch öffentlich vor aller Welt zur katholischen Kirche übertrete. Dies gieng nicht so leicht; denn Christine sah sich hier vor die Alternative gestellt, entweder als Protestantin den schwedischen Thron zu behalten, oder als Katholikin von ihm herabzusteigen. Es gab kein Drittes; das schwedische Volk duldete, wie sie recht wohl wußte, keinen andersgläubigen König, fügte sich in den Konfessionswechsel der Fürsten nicht mit jener Geschmeidigkeit, welche im vorigen Jahrhundert die Bewohner einiger kleinen Staaten Deutschlands bewiesen haben.

Diese Entscheidung kostete Christine manche Kämpfe, und sie sagte endlich zu den Jesuiten, die ihre Besuche bei ihr fortsetzten, sie halte das Unternehmen für unausführbar, ganz von Herzen katholisch könne sie doch nicht werden, und so werde wohl das Beste sein, wenn sie wieder nach Hause zurückkehrten. Wie sehr erschraden diese Menschenfischer! Sie hatten eben die königliche Seele in ihrem Neze zappeln gesehen, und nun hatte sich diese wieder mit protestantischer Kraft emporgeschnellst. Wie lag ihr ganzer Plan wieder zertrümmert da! Hatten sie ja in begeisterten Visionen nicht nur die Königin, sondern ganz Schweden unter dem sanften Joch des Krummstabes erblickt! Und nun? Ganz andere Saiten mußten sie aufziehen: sie setzten ihr mit Gott, Ewigkeit, Fegfeuer, Teufel so kräftig zu, daß sie ihnen auf einmal sagte: „Was würdet Ihr sprechen, wenn ich näher daran wäre, katholisch zu werden, als Ihr glaubt?“ Auf dies hin wurde es den Patres wieder gemüth-

licher, und sie fanden die Temperatur des Kabinetts etwas behaglicher. Zuletzt fragte die Königin noch, ob der Papst ihr nicht die Erlaubniß geben könnte, das Abendmahl alle Jahre einmal nach lutherischem Ritus zu nehmen. Die Jesuiten kamen in ein neues Entsetzen und verneinten es unter den höchsten Betheuerungen. „Dann ist keine Hilfe, ich muß die Krone aufgeben,“ versetzte Christine.

So war es allerdings. Was sie hier im Februar 1652 ausgesprochen hatte, gieng rasch in Erfüllung. Die Tochter Gustav Adolf's, der zwanzig Jahre vorher im Kampfe für die protestantische Freiheit und gegen die Suprematie des Hauses Habsburg bei Lützen den Heldentod gefunden hatte, stand eben im Begriff, in der Blüte ihrer Jahre die glorreiche Krone ihres Vaters sich selbst vom Haupt zu nehmen und als reuige Sünderin sich dem Papst zu Füßen zu werfen. Nicht als ob dieser Konfessionswechsel der einzige Grund zu ihrem Rücktritt vom politischen Schauplatz gewesen wäre. Deren gab es sicherlich noch mehrere; aber er gab jedenfalls den Ausschlag. Damit haben wir die Rehrseite jenes lieblichen Bildes, wie Gustav Adolf im Mai 1630 vor seinem Abgang nach Deutschland von den versammelten Reichsständen in Stockholm Abschied nahm, sein vierjähriges Töchterchen Christine an der Hand haltend. Todesahnungen durchzuckten seine Seele, und voll trüber Empfindungen stellte er ihnen das Kind als Erbin des Reiches vor, empfahl es ihrer Treue und umarmte es zum letztenmal.

Nach des Vaters Tod wurde die sechsjährige Christine von den Reichsständen einstimmig als Königin und Erbfürstin Schwedens anerkannt. „Wer ist diese Christine?“ sagte ein Bauer zu Anfang des Reichstags. Als man sie ihm vorstellte, betrachtete er sie lange und sagte: „Sie ist es; es ist Gustav Adolf's Nase, Auge und Stirne; sie sei unsere Königin!“ Bis zu ihrer Volljährigkeit wurde ein Vormundschaftrath, aus den fünf höchsten Kronbeamten bestehend, gewählt, welcher zugleich die Reichsgeschäfte besorgte. Der berühmte Kanzler Axel Oxenstierna war die Seele des Ganzen: er entfaltete jene staunenswerthe Thätigkeit, welche wohl den Feldherrn, aber nicht den Staatsmann Gustav Adolf vermissen ließ. Christinen's Mutter, Maria Eleonore, eine Prinzessin von Brandenburg, bekam keinen Antheil an der Erziehung ihrer Tochter. Ueber den Tod

ihrer Gemahls war sie in solche Trauer versenkt, daß sie für ihre Pflichten als Mutter kein helles Auge mehr behielt. Daher konnte auch Christine den Augenblick kaum erwarten, wo sie aus dieser trauervollen Einsamkeit, die in den Gemächern ihrer Mutter herrschte, in ihre Lehrstunden gehen konnte. Den größten Einfluß bei ihrer Erziehung hatte Gustav Adolf's Schwester, die Pfalzgräfin Katharina von Zweibrücken, welche sich mit ihrer Familie in Schweden aufhielt. Sie wird uns zwar als eine achtungswürdige Prinzessin geschildert, scheint aber doch bei Christine, die bis zum Jahre 1639 ihr anvertraut war, es zu einseitig darauf abgesehen zu haben, daß sie ihre Gunst und Liebe gewinne. Sie wußte nichts Gescheideres zu thun, als ihren Sohn Karl Gustav und die junge Königin zu gegenseitigen Liebeserklärungen zu veranlassen und dieser das schwärmerische Versprechen abzulocken, daß sie später ihren Vetter heiraten werde. Karl Gustav machte später Ernst aus der Sache und berief sich darauf, daß sie in ihrer Kindheit verlobt gewesen seien; Christine nahm zwar alle Rücksicht auf ihn, wollte aber doch von diesen Kindereien nichts mehr wissen.

Sie selbst erzählt, ihr Vater habe befohlen, ihr eine männliche Erziehung zu geben. Er hatte ihr den Professor und Hofprediger Johannes Matthiä zum Lehrer bestimmt, welcher von jener milden, versöhnlichen Gesinnung war, die auch die verschiedensten Religionsbekenntnisse zu einem harmonischen Hymnus vereinigen zu können hoffte. Mit einem guten Gedächtniß, mit klarer, rascher Auffassung begabt, machte sie bald erstaunliche Fortschritte. In ihrem achtzehnten Jahre las sie Thucydides und Polybius in der Urschrift, sprach französisch und italienisch wie ihre Muttersprache, redete lateinisch und deutsch ziemlich korrekt. Sie studirte Tacitus und Plato und zeigte dabei manchmal mehr Scharfsinn als Philologen von Profession. Dabei erzählt sie selbst, daß sie, nachdem sie in ihren Sprachstudien einmal einen soliden Grund gelegt, die meisten Sprachen eigentlich ohne Lehrer gelernt habe.

Wie sie hier weit über das einer Jungfrau gesteckte Ziel hinausgieng, so zeigte sie auch in andern Dingen einen durchaus männlichen Geist. Der französische Gesandte am schwedischen Hof, Chaunt, entwirft folgende Schilderung von ihr: „Ihre Stimme ist gewöhnlich mild wie die eines Mädchens, doch kann sie ihr eine

Stärke geben, die über ihr Geschlecht ist. Ihr Wuchs ist unter dem Mittelmaß, was weniger auffiele, wenn sie Frauenschuhe trüge; allein um bequemer zu gehen und zu reiten, braucht sie nur Schuhe ohne Absätze wie die Männer. Sie ist unermüdetlich in ritterlichen Übungen. Ich habe sie zehn Stunden zu Pferd jagen gesehen. Kein Jäger in Schweden trifft sicherer seinen Hasen im Lauf, kein Reiter tummelt besser sein Pferd, und doch macht sie kein Aufhebens davon. Ihre Tafel ist höchst einfach und ohne alle Leckereien. Sie spricht selten mit ihren Hofdamen. Wenn diese bei einer öffentlichen Aufwartung sich einfanden, verläßt sie dieselben nach den ersten Höflichkeitsbezeugungen und wendet sich zu den Männern. Sie ist gütig gegen ihre Bedienung und freigebiger, als ihre Mittel es erlauben. Sie scherzt gern. Es wäre vielleicht besser, daß sie dem entsagte. Sie geizt mit ihrer Zeit und schläft nur fünf Stunden; des Sommers schläft sie eine Stunde Nachmittags. Sie kümmert sich wenig um ihre Toilette; in einer Viertelstunde ist sie angekleidet, und mit Ausnahme großer Feierlichkeiten machen ein Kamm und ein Stück Band ihren ganzen Kopfsputz aus. Gleichwohl stehen die nachlässig fallenden Haare ihrem Angesicht nicht übel, welches sie übrigens weder vor der Sonne noch gegen Wind und Regen schützt. Keiner hat sie mit einer Haube gesehen, und wenn sie zu Pferd ist, deckt bloß ein Hut mit Federn ihr Haupt. Ohne Zweifel übertreibt sie diese Nachlässigkeit ihrer Person. (Schrieb doch der Beichtvater des spanischen Gesandten von ihr: „Sie kämmt sich bloß einmal in der Woche, und ich habe sie mit grobem, zerrissenem Weißzeug, voll von Dintenflecken, gesehen.“) Allein nichts hat für sie größeren Werth, als die brennende Liebe für Tugend und Ehre; nicht durch Eroberungen, sondern durch eigenes außerordentliches Verdienst soll ihr Name leuchten. Ihren Ruhm will sie sich selbst, nicht der Tapferkeit ihrer Unterthanen verdanken.“

In ihrem vierzehnten Jahre — sie war 1626 geboren — fieng sie an, den Staatsangelegenheiten einige Zeit zu widmen. Zwei Jahre darauf wurde sie von Oxenstierna in die Sitzungen des Reichsraths eingeführt, und von da an wurde nichts mehr entschieden, ohne daß man vorher ihre Ansicht eingeholt hätte. Am siebenten December 1644, dem Tag vor ihrem Geburtstag, hielt in Gegenwart eines Ausschusses der Stände der Reichskanzler eine

Rede an sie, worin er sie bat, nun, da sie achtzehn Jahre alt sei, die Regierung selbst zu übernehmen. Darauf dankte sie ihm und den übrigen Mitgliedern der Regentschaft für die Treue und Umsicht, womit sie in diesen stürmischen Zeiten das Ruder des Staats geführt hätten, und leistete den Eid als Königin von Schweden.

Sie wollte nicht bloß Königin heißen, sondern es auch sein, und dies war gerade damals eine schwierige Sache. Noch wüthete der dreißigjährige Krieg, und Schwedens Söhne bluteten auf den Schlachtfeldern Deutschlands; der ganze so großartig angelegte Krieg, die mächtige Stellung, welche Schweden unter den Staaten Europas beanspruchte und damals noch einnahm, stand in keinem Verhältniß zu den Kräften des Landes; im Innern herrschte Mangel und bei dem Uebergewicht des Adels große Unzufriedenheit unter dem Bürger- und Bauernstand. Der Adel war frei von Abgaben, betrachtete alle hohen Aemter als seine Privatdomäne, drückte die gutshörigen Bauern mit den härtesten Frohnen und war nahe daran, den freien Bauernstand in ein Helotenthum umzuwandeln. Statt die ungeheuren Summen, welche der Krieg verschlang, durch gleiche Vertheilung der Abgaben aufzubringen, veräußerte man die Hauptquelle der Staatseinkünfte, die Kronländer, wobei die Bestimmung war, daß sie nur an Adelige verkauft werden durften. Ebenso war es mit den Kronrenten, welche gleichfalls an den Adel veräußert wurden, wodurch die Bauern nicht mehr dem König, sondern dem Adel steuerpflichtig, aus unmittelbaren Unterthanen zu mittelbaren wurden. Dies erzeugte böses Blut, und Unruhen konnten nicht ausbleiben. Die Kluft zwischen dem Adel und den übrigen Ständen dachte und machte man so groß, daß ein Adelliger, der eine Frau aus dem Bürger- oder Bauernstand nahm, eben dadurch seinen Adel verlor.

Zwischen diesen scharfen Gegensätzen mit Glück zu manövriren, gieng fast über die Kräfte einer achtzehnjährigen Jungfrau. Sie nahm es freilich nicht immer so genau und verschleuderte die Kronländer ohne Maß und Ziel. Doch war sie nicht gemeint, die Macht des Adels zu heben, und sagte sogar einmal im Reichsrath: „Ich bemerke wohl, man wünscht hier, daß Schweden ein Wahlreich oder eine Aristokratie werde.“ Um nach dem langen Interregnum die königliche Gewalt wieder fest zu begründen, vermehrte sie den Reichs-

rath durch ihr ergebene Männer, verlieh auch Leuten von geringerem Stande Staatsämter und machte gegen fünfhundert Bürgerliche zu Edelleuten. Auch hier wurde zuweilen ohne alle Rücksicht auf Verdienst und Schicklichkeit verfahren. Denn unter den Geadelten befand sich auch ihr Hoffschneider Jan Holm, welcher den prächtigen Namen Leijoucrona (Löwenkrone) annahm und Hofintendant wurde.

Am eiferfüchtigsten war sie auf den Reichskanzler Oxenstierna. Nicht als ob dieser eine Partei hätte gegen sie bilden, den Glanz ihrer Krone hätte verdunkeln wollen! Aber gerade das, daß er mit seiner ungemeinen Geschäftsgewandtheit, mit seinen detaillirten Kenntnissen in den einheimischen und auswärtigen Angelegenheiten für jeden schwedischen Monarchen ein unentbehrlicher Rathgeber war, konnte sie ihm nicht verzeihen. Hatte sie ihm vorher, ehe sie die Regierung übernahm, eine fast kindliche Verehrung bewiesen, so hätte sie ihn von diesem Zeitpunkt an gerne bei Seite geschoben, um vor aller Welt zu zeigen, daß sie keinen Premier-Minister brauche, daß alles, was geschehe, nur „in ihrem Kopf gewachsen“ sei.

Gänzlich brechen freilich durfte Christine nicht mit ihm. Seine Vorzüge, seine Verdienste, auch sein Anhang waren zu groß. Und wie ruhig und nüchtern sah er alle Verhältnisse an, er, der von sich sagte, daß er beim Schlafengehen alle seine Sorgen mit seinen Kleidern ablege und bis zum nächsten Morgen liegen lasse, daß in seinem ganzen Leben nichts ihn am Schlafen gehindert habe außer den beiden Unglücksfällen, dem Tode Gustav Adolf's und der Niederlage bei Nördlingen! So lange der Krieg dauerte, konnte sie nicht daran denken, ohne ihn zu regieren. Eben deswegen aber betrieb sie den Abschluß des westfälischen Friedens, während Oxenstierna, um für Schweden größere Vortheile zu erringen, den Krieg noch hinauszuziehen wollte. Des Kanzlers Sohn war Gesandter bei dem Friedenskongreß zu Osnabrück, und um ein Gegengewicht zu haben, machte sie den kenntnißreichen und gewandten Johann Salvius, den Sohn eines Bürgers zu Strengnäs, zu ihrem zweiten Gesandten. Dazwischen hinein schmeichelte sie wieder dem alten Normannen. Nach glücklicher Beendigung des dänischen Krieges erhob sie ihn im Jahre 1645 unter rühmender Anerkennung seiner Verdienste in den Grafenstand. Endlich aber brach das Gewitter

los. Er konnte es nicht mit ruhigem Blute ansehen, wie die Königin den schönen, jungen Grafen Magnus Gabriel de la Gardie, dessen Vater aus Frankreich abstammte und als Reichsmarschall einer ihrer Vormünder war, zu ihrem ersten Günstling machte und mit Ehren und Reichthümern überhäufte. Nach einem heftigen Wortwechsel erbat er sich von der Königin die Erlaubniß, auf seine Güter zu gehen, und erhielt sie. Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, den Mann, welcher nebst Richelieu eine Zeit lang die Fäden der europäischen Angelegenheiten in seiner Hand gehalten hatte, plötzlich den Staatsmann so gänzlich wie seine Sorgen ablegen und nur mit der Landwirthschaft beschäftigt zu sehen. Wenn er an seinen Sohn schreibt: „Bei uns auf dem Lande steht alles gut und ein herrliches Fruchtjahr vor Augen; Gott segne! Ich reise nach zwei Tagen nach Fiholm, das Haus und meine Neuroden zu besuchen. Dasselbst habe ich heuer eine Schar Dalbursche gehabt, die bereits ein großes Stück gerentet haben, so daß ich hoffe, Fiholm mit Pflanz und Wiesen versehen zu haben,“ wer erkennt noch den Mann, der nach dem Tode von Lützen die Leitung des großen Krieges übernahm?

Alein die Günstlinge wechseln bekanntlich bei den Königinnen, und so übernahm Oxenstierna im Jahre 1653, als Gardie in Ungnade gefallen war, wieder die Regierungsgeschäfte. Es war dies die Zeit, wo Christine denselben bereits nicht mehr so eifrig oblag und jeden Augenblick daran war, die Welt mit Kundgebung ihres Entschlusses zu überraschen. Zu Anfang ihrer Regierung war es anders. Mit unermüdblichem Eifer nahm sie an den Rathssitzungen theil und suchte sich durch Anhörung der verschiedenen Meinungen bei jedem einzelnen Fall ein selbständiges Urtheil zu bilden. Selbst wenn sie zur Ader gelassen hatte oder einiges Fieber spürte, versäumte sie nicht die Sitzung, auf welche sie sich durch Studium der Akten und durch Nachdenken wohl präparirt hatte, legte, ohne ihre eigene Ansicht zu verrathen, die Frage vor, ließ alle Mitglieder ihre Meinung äußern und sprach zuletzt die ihrige mit einer Sicherheit aus, der die alten Senatoren selten widerstehen konnten. „Es ist unglaublich“, sagt Chaunt, „wie mächtig sie in ihrem Rath ist; denn sie verbindet mit ihrer Macht als Königin Anmut und Ueberredungskunst.“

So sehr auch das Bewußtsein der Selbstregierung sie eine Zeit lang befriedigte, so konnte doch auch dies ihrem lebhaftesten Geiste auf die Länge nicht genügen. Künste und Wissenschaften waren es, was sie fesselte, und sie strebte nach dem Ruhme, in ihrer Hauptstadt ein zweites Athen erstehen zu sehen. Sie setzte sich mit den vorzüglichsten Gelehrten Europa's in Verbindung, lud sie ein, nach Stockholm zu kommen oder ihr Nachrichten von ihren Werken zu geben. Deutsche Philologen und Historiker, französische Philosophen und Mediciner, holländische und italienische Notabilitäten kamen mit ihren gelehrten Kuckästen herbei, gaben am schwedischen Hofe über wissenswerthe und gleichgiltige Dinge, über sonnenklare und mysteriöse Gegenstände Vorstellungen, überboten sich in lateinischen Lobreden und Gedichten auf die Königin, dedicirten ihr ein Buch um das andere, wurden belohnt und gefüttert, gelobt und verhöhnt und zuletzt entlassen. Gieng es doch über die witzigste Komödie, als sie in Anwesenheit ihres Hofes den Philologen Meibom und den französischen Arzt Naude, von denen der eine über die Musik, der andere über den Tanz der Alten geschrieben hatte, aufforderte, daß sie nun ihre gelehrten Theorien in's Praktische übersetzen und in antiker Weise singen und tanzen sollten, was sie denn auch unter dem schallenden Gelächter der Hofleute seltsam genug ausführten. Selbst der berühmte Philosoph Cartesius ließ sich zu einem Besuch bewegen und kam zwei Monate lang jeden Tag Morgens fünf Uhr in der Bibliothek der Königin mit ihr zusammen. Wie eine Biene flog sie von einem zum andern, entlehnte von jedem, was sie brauchen konnte, und legte ihre eigenen Ideen dar. Die gelehrten Herren waren ganz erstaunt, diese Fülle von Kenntnissen, diese leichte Auffassung, diesen Scharfsinn in der Beurtheilung in ihr zu finden. Ganz verwundert schreibt der antike Tanzmeister Naude: „Ihr Geist ist höchst außerordentlich, sie hat alles gesehen, alles gelesen, sie weiß alles.“

Aber die Sache hatte auch ihre Rehrseite. Dadurch, daß sich Christine zur Wunderblume von Europa machen wollte, entfremdete sie sich ihrem Geburtslande immer mehr. Die niedrige Bildung ihrer Unterthanen erschien ihr verächtlich, und ihr Blick schweifte in die weite Ferne. Der Schwede haßte einen Hof, welcher sich vom Lande ernähren ließ und doch täglich über seine Ernährer die



Raſe rümpfte, welcher an fremde Stubengelehrte, Schmarozer und Abenteuer große Summen verſchwendete und ſich dabei der Schmach ausſetzte, daß aus Mangel an Geld zweimal die Hoffüchſe geſchloſſen werden mußte. Und fand ſie denn ſelbſt in dieſer Schmetterlings-Exiſtenz dauernde Befriedigung? Sehen wir nicht, wie ſie nach wenigen Jahren den größten Theil der Gelehrten wieder entließ und auf den Rath ihres franzöſiſchen Arztes Bourdelot eine fröhlichere Lebensweiſe annahm und den Genüſſen der Welt nachgieng? Mythologiſche Aufführungen voll unwürdiger Schmeicheleien, Välle, Theater löſten nun einander ab, aus Italien kam eine ganze Schar von Sängern und Komödianten, und eine Günstlingswirthſchaft blühte, wie je an einem Frauenhoſe. Kaum war Gabriel de la Gardie in Ungnade gefallen, ſo war der ſpaniſche Geſandte, Don Antonio Pimentelli, der officielle Anbeter der Königin, der mit feinen lebenswürdigen Manieren ſie ſo einnahm, daß er faſt unzertrennlich von ihr war. Sie ſtiftete für fünfzehn Perſonen beiderlei Geſchlechts den Amaranthen-Orden und machte Pimentelli zum erſten Ritter deſſelben. Nach den Statuten, die jeder beſchwören mußte, verpflichteten ſich die ledigen Mitglieder, ledig zu bleiben, die verheirateten, nach dem Tode ihrer Frauen nicht mehr zu heiraten. Mit glänzenden Ordenszeichen ſtolzirten dieſe Prieſter und Prieſterinnen des Cölibats einher und erfüllten ihr Gelübde um ſo gewiſſenhafter, je weniger ſie ſich um andere Gebote kümmerten. Neben Pimentelli fand Chriſtine den Grafen Tott, der als 23jähriger Jüngling ſchön wie ein Apollo von ſeinen Reiſen zurückkehrte, ſo reizend und intereſſant, daß ſie faſt nicht ohne ihn leben zu können meinte und ihn ohne Drenſtierna's Einſprache zum Herzog erhoben hätte.

Wie in ihren Studien und in den Staatsgeſchäften, ſo zeigte ſie ſich auch in der Liebe. Raſch, ohne zu überlegen, ohne nach den Folgen zu fragen, hieng ſie ſich an einen neuen Gegenſtand, der ſeinen blendenden Glanz in ihren Geſichtskreis warf, hieng ſich an ihn mit fieberhafter Ungeduld, zeigte in ſeiner Ausnutzung einen unauslöſchlichen Durſt und warf ihn, einer neuen Leidenschaft entgegen gehend, wie eine ausgedrückte Citrone weg. Nirgends Ruhe, nirgends Beſonnenheit, nirgends etwas Feſtes, überall eitle Selbſtberäucherung, planloſes Herumtaſten und zuletzt die reine Blaſirt-

heit. Sie hätte diesen Klippen entgehen können, wenn sie den Wünschen des Landes nachgegeben und sich bei Zeiten vermählt hätte. Gleich bei ihrem Regierungsantritt legte der Reichsrath ihr diese Bitte vor. An Bewerbern fehlte es nicht; ihr Vetter, der Pfalzgraf von Zweibrücken, wartete ja seit seiner Kindheit darauf, daß sie den Amaranthen-Orden mit einem anständigen Häubchen vertausche und sich von ihm durch's Leben geleiten lasse. Er war der Nefte Gustav Adolf's, in Schweden geboren, in der Religion, den Sitten und Gesetzen des Landes aufgezogen, kannte dessen Sprache, war überall geliebt und geachtet, hatte sich unter dem kriegstüchtigen Torstenson in den letzten Jahren des dreißigjährigen Krieges rühmlich ausgezeichnet und eignete sich daher nach dem fast einstimmigen Urtheil des Landes mehr als jeder andere zum Gemahl der Königin. Als er endlich im Jahre 1648 eine bestimmte Antwort von ihr begehrte, sagte sie ihm in Gegenwart des Grafen Gardie und des zum Bischof ernannten Dr. Johannes Matthiä, daß sie, wenn sie je heirate, keinem anderen Manne als ihm ihre Hand gebe, daß sie aber, falls sie sich zur Heirat nicht entschließen könne, sich bemühen werde, ihn zu ihrem Nachfolger erklären zu lassen. Er erwiderte ihr, daß er ohne sie nichts vom Throne wolle, daß er, wenn sie ihn nicht heirate, lieber mit einem Stück Brot sich begnügen und Schweden nie mehr sehen wolle. Darauf entgegnete sie ihm, das sei ein übertriebenes Wesen und ein Kapitel aus einem Roman.

Wie gleichen sich doch diese beiden Königinnen, die englische Elisabeth und Christine von Schweden in so manchen Beziehungen! Beide haben ausgezeichnete Verstandeskräfte, einen starken, männlichen Willen, den Wunsch, über ihr Land großen historischen Ruhm zu verbreiten, den Stolz, als jungfräuliche Königinnen zu leben und zu sterben, und setzen auch trotz des heftigsten Andrängens der fürstlichen Bewerber und des Landes ihren Willen durch, obgleich beide keineswegs für die Liebenswürdigkeit der Männer unempfänglich sind. Aber damit hört auch die Vergleichung auf; denn Elisabeth war keine schöngeistige Phantastin, sondern eine dem Realen zugewandte Person und hieng an ihrem Throne wie der dreijährige Knabe an seinem Wiegenpferd.

Das ungebundene Leben, welches sie führte, wollte Christine

um keinen Preis aufgeben, nie einem Manne ein dauerndes Recht auf ihre Person geben, jederzeit die Macht haben, ihren Geliebten nach Belieben zu entlassen. Lieber wolle sie sterben, als sich vermählen, erklärte sie zuletzt geradezu. Sie äußerte sich in den Denk-  
sprüchen, welche später von ihr veröffentlicht wurden, sonderbar genug über die Ehe: „Die Mannspersonen heiraten, weil sie nicht wissen, was sie thun, die Frauenzimmer, um unter eines Mannes Schutz in Freiheit zu kommen;“ „die Nonnen und die Ehe weiber sind auf verschiedene Art unglücklich;“ „zum Heiraten gehört mehr Herz als zum Krieg;“ „man muß die Herzhaftigkeit derer bewundern, die zur Ehe schreiten.“ Wenn sie dagegen auch sagt: „Das Herz ist zur Liebe gemacht, es muß also lieben,“ so man dies ihr gern glauben, und wenn sie hinzusetzt: „so wie wir selbst beschaffen sind, so ist auch unsere Liebe beschaffen,“ so hat sie diesen Satz durch ihr ganzes Leben gehörig bewiesen.

Im Jahre 1649 erneuerten die Stände ihre Bitte, daß sie sich einen Gemahl erwählen möchte, und deuteten mit klaren Worten auf ihren Vetter Karl Gustav hin. Ihre Antwort war der Vorschlag, daß sie diesen Prinzen zu ihrem Thronfolger erklären sollten. Es gab einen heftigen Wortwechsel: die Stände drangen auf die Heirat, Christine lehnte dies entschieden ab und verlangte im Interesse der Sicherheit des Reiches die Wahl eines Nachfolgers. Wenn jene ihr vorwarfen, daß sie durch ihren Eigensinn die Ruhe des Landes auf's Spiel setze, und merken ließen, daß ihrem Entschlusse irgend eine geheime Absicht zu Grunde liege, so erwiderte sie ihnen, daß ja gerade durch ihren Vorschlag für die Dauer der Monarchie und die Beruhigung des Staates gesorgt werde, daß sie die auf eine aristokratische Republik abzielenden Pläne des hohen Adels recht wohl kenne, und schloß mit den Worten: „Erklärt Karl Gustav sogleich zu meinem Nachfolger! Sterbe ich, ohne daß es geschehen, so wette ich meine beiden Ohren, daß er niemals auf den Thron kommt!“ Den Einwand Torstenson's, daß der Prinz, wenn er nicht ihre Hand bekomme, sich wohl niemals vermählen werde und eben deswegen zum Thronfolger weniger taue, widerlegte sie — und die nächsten Jahre gaben ihr hierin Recht — mit den Worten: „Hat keine Gefahr, die Liebe brennt nicht nothwendig für eine einzige; eine Krone ist ein schönes Mädchen.“ Die Männer,

welche am Ruder des Staates ergraut waren oder als Feldherren Europa in Angst und Zittern versetzt hatten, vermochten der 23jährigen Christine nicht zu imponiren, auch kein noch so leises Abweichen von der vorgesteckten Linie abzurufen, sahen sich vielmehr selbst von ihr angeklagt und schwiegen lieber. So sehr der Adel Karl Gustav zum Gemahl der Königin auserwählt sehen wollte, so wenig wollte er ihn nach dem Tode oder der Abdankung Christinen's zum König haben. Denn es herrschte die Ansicht, daß dieser die Mißbräuche, welche sich mit Gustav Adolf's Tod eingeschlichen hatten, aufheben und dem wiederholt ausgesprochenen Verlangen der drei unteren Stände, der Geistlichkeit, Bürger und Bauern, welche auf Rückgabe der gesetzlich unveräußerlichen Kronüter an den Fiskus drangen, willfahren und dem Widerstand des habgüchtigen und herrschgüchtigen Adels mit einer militärischen Diktatur begegnen werde.

Doch mußten sie dem Ansehen der Königin, welche noch von dem Ruhme und der Verehrung ihres Vaters etwas zu genießen hatte, weichen und den Pfalzgrafen zum Thronfolger erklären. Nur mit Widerstreben unterschrieb Oxenstierna, welchem die Königin die Schrift in's Haus geschickt hatte, diesen Beschluß. Er war sicherlich überzeugt, daß Christine nur deswegen die Wahl ihres Thronfolgers betreibe, um bei der nächsten Gelegenheit selbst vom Throne zu steigen. Und wenn ihm auch weder ihr Privatleben noch ihre Regierungsgrundsätze immer gefielen, so war er doch zu sehr mit der militärisch-politischen Stellung Gustav Adolf's verwachsen, als daß er nicht die Pietät gegen diesen auf jene übertragen hätte, wie er denn auch, als er kurz nach ihrer Abdankung dem Tode nahe war, noch in den letzten Augenblicken ausrief: „Sie ist doch des großen Gustav Tochter!“ Und so sagte er, als ihm der Hofkanzler Tungal den Thronfolge-Beschluß zur Unterschrift brachte: „Ich bekenne ernstlich, daß, wenn mein Grab mir zu dieser Stunde offen und es in meiner Willkür stände, mich in's Grab zu legen oder das Instrument über die Thronfolge zu unterzeichnen, so hole mich der Teufel, wenn ich nicht lieber mich in's Grab legte als unterschriebe.“

Nachdem Karl Gustav zum Nachfolger designirt war, hatte übrigens Christine durchaus nicht im Sinn, von ihren königlichen

Rechten und Funktionen auch nur das Geringste ihm abzutreten. Vielmehr hielt sie ihn, der an ihrem Hofleben gar wenig Geschmac fand, fern von jeder Theilnahme an den Reichsgeschäften und zeigte sich im Oktober 1650, wo sie sich, obgleich zur Abdankung schon entschlossen, mit ungewöhnlicher Pracht zu Stockholm krönen ließ, in dem vollen Glanz ihrer irdischen Herrlichkeit, mit Krone und Purpurkleid geschmückt, die Großen des Reichs um sich versammelt, die Reichsstände zu ihren Füßen. Gerade ein Jahr nachher, im Oktober 1651, theilte sie dem Reichsrath ihre Absicht mit, die Krone niederzuliegen, und nur den eindringlichen Vorstellungen des alten Reichskanzlers Oxenstierna gelang es, sie von ihrem Entschlusse abzubringen. Wie lange mochte es aber anstehen, bis diese Zurücknahme selbst wieder zurückgenommen wurde! Die finanziellen Verlegenheiten wuchsen allerdings der immer in idealen Sphären schwebenden Königin nach und nach über den Kopf. Und wenn auch Oxenstierna ihr sagte, sie solle sich durch dieselben nicht bestimmen lassen, man werde schon dafür sorgen, daß der Glanz der Krone nicht leide, so war es doch jedermann klar, daß die bisherige Wirthschaft nicht lange mehr fortgeführt werden konnte. Während sie mit vollen Händen austheilte, ihrem geliebten Grafen Gabriel hunderttausend Thaler französische Subsidiengelder schenkte, damit er als ihr Gesandter in Paris glänzend auftreten konnte, und mit Kronsgütern ihn so reichlich bedachte, daß er ein jährliches Einkommen von achtzigtausend Thalern hatte, litt ihre eigene Kasse an der Schwindsucht. Um sich vor einem förmlichen Bankerott zu retten, mußte sie zu sehr unföniglichen Mitteln greifen. Das Silbergeschirr wurde versezt, von ihrem Statthalter in Pommern nahm sie ein Geschenk von 50 000 Thalern an, ihrem Gesandten Salvius war sie 146 000 Thaler schuldig, und dazu entlehnte sie nach seinem Tode bei seiner Witwe noch 50 000 Thaler, die niemals bezahlt wurden. Ihre Dienerschaft war freilich auch zu einer ganzen Legion von Köpfen angewachsen; die jungfräuliche Königin unterhielt nicht bloß zwei Barbieri und fünf Doktores, sondern auch eine Menge von deutschen, französischen und italienischen Musikanten.

Es gab eine Partei im Lande, welche ihr den Entschluß zur Abdankung sehr erleichtern wollte. Kaum hatte sie denselben zurück-

genommen, so erschien eine anonyme Schrift, in welcher die Königin, ihre früheren Vormünder, ihr Günstling Gabriel de la Gardie auf's heftigste angegriffen und der Erbprinz Karl Gustav aufgefordert wurde, sich der Regierung zu bemächtigen, wobei er auf den jüngeren Adel und die Unterstützung der nichtadeligen Stände zählen könne. Aber Karl Gustav war klug genug, sein legitimes Recht nicht in ein revolutionäres umzuwandeln und sich Christine gegenüber nicht als einen ungeduldrigen Seelenwärter zu gebärden. Der Verfasser jener Schrift, Messenius, wurde entdeckt und mußte seine unvorsichtige und zu spitzige Schreibart nebst seinem Vater mit dem Blute büßen. In Schrecken kam durch diese offene Mahnung, daß in dem Staate Schweden etwas faul sei, Christine nicht, denn sie besaß außerordentlichen Muth; aber die Aussicht für die Zukunft hatte doch um so weniger Verlockendes für sie, je mehr sich diese ihr enthüllte. War es doch so weit gekommen, daß die drei nichtadeligen Stände der Königin einen förmlichen Protest gegen den Adel, welcher die Krongüter nicht herausgeben wollte, überreichten, daß überall die größte Unruhe herrschte, die Reichen ihre Kostbarkeiten in Sicherheit brachten und an Flucht dachten, Oxenstierna mit dem fatalistischen Glauben in seiner Kammer saß, als ob, wann die Thüre sich öffne, jemand hereinkomme, um ihn umzubringen, und daß ein Bauer, welcher zugleich Reichstagsdeputirter war, offen bei einem Gelage erklärte, die Bauern wollten alle Adelige todt-schlagen. Christine hielt es mit der unterdrückten Partei und sagte zu einem Wortführer derselben das bezeichnende Wort: „Jetzt oder niemals!“ Aber wenn sie dem übermächtigen Adel den Fehdehandschuh hinwarf, so durfte sie sicher sein, daß dieser ihn aufhob und weit eher über die Trümmer ihres Thrones hinschritt, als sich den Forderungen einer neuen Zeit fügte. Christine war zwar eine männlich gesinnte Jungfrau, aber ein Mann war sie doch nicht, und die schwedischen Verhältnisse bedurften damals die volle Kraft und Einsicht eines militärisch auftretenden Fürsten. Dies gestand sie später selbst zu, wenn sie in ihren Denkprüchen den Satz aufstellte: „Das schöne Geschlecht ist einer guten Regierung sehr hinderlich. Das salische Gesetz, welches die Weiber vom Throne ausschließt, ist gerecht.“ Und wenn sie hinzusetzt, „wenngleich vor-dem einige Königinnen gewesen sind, welche löblich regiert haben,

wie Semiramis, Nitokris, Zenobia, so sind doch die Beispiele so selten, daß man sich von diesen Wundern gar keine Rechnung auf andere machen darf," so hätte sie besser daran gethan, ihre Beispiele, statt bei mythologischen Figuren zu suchen und dabei ihre Gelehrsamkeit zu zeigen, mehr aus der nächsten Nähe herzuholen, wozu England und Schottland ihr einiges Material hätten geben können.

Zu den finanziellen Mißständen der Gegenwart und zu der revolutionären Zukunft kam nun, wie am Eingang bemerkt wurde, noch die religiöse Frage. Ein Geist wie der ihrige konnte sich mit dem starren Lutherthum, wie es sich in Schweden eingebürgert hatte, nicht befreunden. Die langen Predigten, zu deren Anhörung sie verurtheilt war, waren ihr eine Qual; aber wenn sie auch auf jede mögliche Art den Wunsch der Abkürzung zu verstehen gab, mit ihrem Stuhle hin und her rückte, mit ihrem Hündchen spielte, so machte doch der eifrige Redner unbarmherzig fort, ja fühlte sich verpflichtet, auch noch diese Ungebuld seiner Zuhörerin in den Kreis seiner Polemik zu verflechten. Dagegen zog sie alles, was sie von der katholischen Religion hörte, ungemein an. Es war ja wieder etwas Neues, etwas Fremdes, äußerlich Blendendes; wie hätte also Christine dem widerstehen können! Nicht als ob sie für ihr glaubensbedürftiges Herz hier ein stilles Asyl hätte suchen wollen! Sie huldigte vielmehr bei ihrer philosophischen Vielwisserei einem hochmüthigen Indifferentismus, wie er an ihrem Hofe besonders seit der Zeit zur Mode kam, wo der katholische, aber indifferente Arzt Bourdelot, der sie aus einer gefährlichen Krankheit errettet haben soll, ihr ganzes Vertrauen besaß. Aber es gibt bekanntlich viele Beispiele, daß religiöser Indifferentismus, zumal im Bund mit Uebersättigung an den weltlichen Genüssen und mit stagnirender Blasirtheit, der sicherste Vorbote des Apostatenthums ist.

Schon im neunten Lebensjahre rief sie, als man ihr sagte, daß die katholische Religion den ehelosen Stand als ein Verdienst ansehe, freudig aus: „Ah, wie schön ist dies! Diese Religion will ich annehmen!“ Je strenger man diesem entgegenarbeitete, desto mehr hielt sie es fest. „Wenn man katholisch ist," sagte sie, „so hat man den Trost, zu glauben, was so viele edle Geister sechzehn Jahrhunderte lang geglaubt, einer Religion anzugehören, welche durch

Millionen Wunder, Millionen Märtyrer bestätigt ist, die endlich so viele wunderbare Jungfrauen hervorgebracht hat, welche die Schwachheiten ihres Geschlechts überwunden und sich Gott geopfert haben.“ Das war es also: diese tausendjährige Pyramide, dessen Grundlage Millionen Märtyrer, dessen Spitze der untrügliche Papst ist, imponirte ihr, wie man an einem alten großartigen Palast verwundert aufsieht, und da sie denselben von schönen Jungfrauen bewohnt sah, welche dort eben so sehr Verehrung genoßen als zollten, so wollte sie sich gleich auch ein paar Stübchen darin mieten.

Außer Bourdelot waren es noch zwei Personen, welche um ihre Neigung zum Katholicismus wußten und sie darin bestärkten. Der eine war der Jesuit Antonio Macedo, Beichtvater und Dolmetscher des portugiesischen Gesandten Pernira. Wann letzterer bei ihr in der Audienz war, war sie Schalk genug, mit seinem Dolmetscher ein religiöses Gespräch anzufangen und ihn dadurch zu nöthigen, seinem Herrn über das, was die Königin sagte, ganz falsche Angaben zu machen. Eben dieser Macedo war es, den sie nach Rom zum Jesuitengeneral schickte, um ihm ihre Absicht mitzutheilen und ihn zu ersuchen, ihr ein paar vertraute Mitglieder seines Ordens zu senden. Da man sein plötzliches Verschwinden nicht erklären konnte und irgend ein Unglück vermuthete, so that Christine, als ob sie ihn eifrig auffuchen ließe, suchte aber in Wahrheit seine Spur zu verwischen. Die andere Person war der schon angeführte spanische Gesandte Pimentelli. Auf seinen Antrag lud der König von Spanien sie ein, ihren Aufenthalt in seinem Lande zu nehmen. Und doch schrieb sie im Jahre 1652, als eben jene beiden Jesuiten an ihrer Befehrerung arbeiteten, einen Brief an den Landgrafen Friedrich von Hessen, um ihn vom Uebertritt zur römisch-katholischen Kirche abzuhalten. „Kann es Ihnen unbekannt sein, wie sehr diejenigen, welche ihre Religion verändern, von denen gehaßt werden, deren Meinungen sie verlassen, und wissen Sie nicht aus so vielen berühmten Beispielen, daß sie selbst von denen verachtet werden, zu denen sie übergehen? Erwägen Sie wohl, wie sehr die Ehre eines Fürsten davon abhängt, daß man ihn für standhaft hält, und seien Sie gewiß, daß Sie der Ihrigen sehr schaden werden, wenn Sie einen solchen Fehler begehen!“

Zwei Jahre nach diesem so verständlich geschriebenen Briefe



war sie entschlossen, das Gegentheil von dem zu thun, was sie dem Landgrafen gerathen hatte. Damit war aber die Nothwendigkeit ihrer Abdankung schon entschieden. Denn die Reichsgesetze duldeten keinen katholischen Fürsten. So gab die religiöse Frage den Ausschlag, nachdem anderes den Anstoß gegeben hatte. Die Finanzen waren zerrüttet, ein Bürgerkrieg schien vor der Thüre zu sein, die Reichsgeschäfte waren ihr so zur Last, daß sie sagte, wenn der Staatssekretär mit Akten zur Unterschrift komme, glaube sie, den Teufel zu sehen; auf die Bildung ihres Vaterlandes sah sie mit Verachtung herab, der Protestantismus war ihr etwas Aufgedrängtes, von dem sie sich vielfach wie von einer kalten Hand angefaßt fühlte: so that sie denn den Schritt, wozu sie von ihrer Kindheit an einen geheimen Zug hatte. Das Auffallende, das Entgegengesetzte, das Unbekannte war es ja, wonach sie immer mit hastiger Gier griff. Wenn sich ihr Vater in seiner Herrschergröße gefiel und durch seinen Kampf für den Protestantismus groß und berühmt wurde, so schlug die Tochter den gerade entgegengesetzten Weg ein, begab sich freiwillig ihrer Herrschergröße und kehrte dem Protestantismus den Rücken.

Im Februar 1654 theilte sie dem Reichsrath ihren unwider-  
ruflichen Entschluß mit, die Krone niederzulegen und dem Erbprinzen zu übergeben. Man sah bald, daß Vorstellungen nichts mehr halfen. Oxenstierna sagte: „Muß es sein, dann je eher je lieber!“ Die Hauptsache war ihr nun, daß ihr eine jährliche Rente zugesichert wurde. Sie erhielt Stadt und Schloß Norköping, einige Inseln und Besitzungen in Pommern, deren Einkünfte zu 240,000 Thalern angeschlagen waren. In diesen Orten durfte sie die Beamten, aber nur protestantische Schweden, anstellen, und über ihre Hausbeamten behielt sie sich die Gerichtsbarkeit vor. Nachdem dies alles zugestanden war, erfolgte am 16. Juni 1654 vor den versammelten Reichsständen in Upsala die Ceremonie der Abdankung. Die Krone auf dem Haupt, Scepter und Apfel in der Hand, im weißen Kleid hielt Christine vom Throne aus ihre Abschiedsrede, stieg herab und forderte den alten Grafen Brahe auf, ihr die Krone vom Haupt zu nehmen. Dieser, das Band zwischen Fürst und Unterthan für unauflöslich haltend, weigerte sich, daher sie sich die Krone selbst abnehmen mußte, worauf Brahe sie aus ihren Händen

empfieng. „Schön wie ein Engel stand sie da,“ sagt ein Augenzeuge. Alles war von ihrer herrlichen Rede, noch mehr von der Gewalt des Augenblicks, wo der letzte Sproß der Wasa den Thron verließ, tief ergriffen, und nicht bloß die Frauen, auch manch' hartes Männerherz wurde zu Thränen gerührt. Nach Niederlegung der Reichsinsignien empfieng sie die Abschiedshuldigung der Stände. Der Sprecher des Bauernstandes erschien zuletzt. Er kniete vor ihr nieder, ergriff und schüttelte ihr die Hand, küßte sie mehreremal, wischte sich die Thränen mit dem Tuche ab und gieng, ohne auch nur ein Wort reden zu können, an seinen Platz zurück. Nachmittags wurde Karl Gustav als König gekrönt.

Am folgenden Tage reiste Christine von Upsala ab, hielt sich nur wenige Tage in Stockholm auf, gieng nicht nach Calmar, wo zwölf Kriegsschiffe warteten, um sie nach Deutschland zu bringen, sondern begab sich in Männerkleidung mit wenigen Vertrauten nach dem Sund. Als sie die Grenze überschritt, rief sie aus: „Endlich bin ich frei und fort von Schweden, wohin ich hoffe niemals wieder zurückzukehren.“

Nun begann ihr abenteuerlicher Zug durch Europa.

Von Hamburg begab sie sich nach Brüssel, wo sie am 24. December 1654 in Gegenwart des Erzherzogs Albrecht und einiger vornehmen Spanier ihr katholisches Glaubensbekenntniß vor einem Dominikaner ablegte. Im nächsten Jahre zog sie von da mit einem prächtigen Gefolge über Augsburg nach Innsbruck, und hier wurde am 3. November 1655 ihr Uebertritt mit größter Feierlichkeit öffentlich vollzogen. Aber sie blieb nicht lange hier. Denn Rom war ihr Ziel. Ihre Reise durch die italienischen Städte war ein Triumphzug. Von den Bürgern festlich empfangen, fuhr sie durch Ehrenpforten, durch illuminirte und bekränzte Straßen und nahm an Gastmählern und Schauspielen theil. Endlich kam sie vor Rom an. Papst Alexander VII. fühlte sich hoch beglückt, daß die Bekehrung der Tochter Gustav Adolfs gerade in sein Pontifikat gefallen sei, und bereitete ihr einen glänzenden Empfang. Die höchste Pracht wurde aufgeboten, um Christine wie eine heimkehrende Siegerin zu empfangen. In einem Amazonenkleid, nach Männerart zu Pferde sitzend, von dreihundert prachtvoll gekleideten Reitern umgeben, hielt sie am 21. December 1665 ihren Einzug in Rom.

Beim Anblick des Papstes fiel sie auf die Kniee, küßte ihm den Fuß und empfing seinen Segen. Er lud sie zu Tische und erlaubte ihr, mit ihm in einem Zimmer, aber nicht an einer Tafel zu speisen. Voll Entzücken über seine Liebenswürdigkeit nannte sie sich seitdem ihm zu Ehren Christine Alexandra. Darauf bezog sie den Palast Farnese und lebte in einem Kreis von Künstlern und Gelehrten.

Doch auch hier konnte ihr unruhiger Geist nicht lange festgehalten werden: sie wünschte Frankreich und seinen Hof zu sehen. Ihre Kasse war zwar durch die fortwährenden Reisen und Festlichkeiten sehr erschöpft und erlaubte einen Pariser Aufenthalt nicht. Aber solche Kleinigkeiten konnten ihren Entschluß nicht ändern; sie verpfändete ihre Juwelen und reiste im Sommer 1656 ab. Damals war König Ludwig XIV. erst achtzehn Jahre alt und Mazarin sein erster Minister. Der letztere war gewandt genug, eine Königin, welche im dreißigjährigen Kriege eine vieljährige Bundesgenossin Frankreichs gewesen war, ehrenvoll zu empfangen. Ludwig, welcher zwar viel natürlichen Verstand, aber keine Kenntnisse besaß, hatte eine unüberwindliche Scheu vor diesem Besuch. So wenig schüchtern er sonst bei Damen war, so konnte er doch nur mit Mühe dazu gebracht werden, dieser gelehrten Jungfrau sich vorstellen zu lassen. Um so neugieriger waren die Hofdamen, welche das, was ihnen an Gelehrsamkeit abgieng, durch höfische Gewandtheit ersetzen zu können hofften. Sie nahm sich freilich auf diesem glatten Boden, wo alles nach spanischem Muster zugeschnitten war, schlecht genug aus. Wenn man diese kleine Figur, die auf die Franzosen den Eindruck eines „hübschen Knaben“ machte, mit etwas hoher Schulter, in nachlässiger Kleidung, mit ihrem ärmlichen Gefolge kommen sah, und wenn man sie vollends im Schauspiel beobachtete, wo sie sich aufs bequemste in ihren Sessel hineinlegte, zur Abwechslung ein Bein über das andere legte, manchmal laut auflacht oder laute Bemerkungen machte, so urtheilte man, daß sie in jeder Beziehung „außerordentlich“ sei, in ihren Kenntnissen ebenso, wie in ihrem Mangel an Anstand. Dabei war sie aber klug genug, vor den Hofdamen nicht die Gelehrte spielen zu wollen, sondern in ihre niedrigere Unterhaltungssphäre herabzusteigen und sie mit Schmeicheleien, wie die Kinder mit Zuckerwerk, zu versöhnen. Um so heller

ließ sie ihr Licht vor den Männern der Wissenschaft und der staatsmännischen Bildung leuchten und setzte ebenso durch den Umfang ihres Wissens als durch die Schärfe ihrer Auffassung und die Klarheit und Eleganz ihrer Darstellung in Erstaunen.

Es gefiel ihr in Frankreich so gut, daß sie im folgenden Jahre, nachdem sie einstweilen verschiedene Städte Italiens kurz besucht hatte, wieder dahin gieng. Die Neugier der Franzosen war freilich bereits so ziemlich gestillt, und die neue Eigenschaft, welche sie diesmal an ihr kennen lernten, erhöhte ihre Zuneigung nicht. Im Schloß zu Fontainebleau, wo sich Christine am Ende des Jahres 1657 aufhielt, wurde ihr von einem ihrer Beamten gemeldet und durch aufgefangene Briefe, wie es scheint, bewiesen, daß ihr Oberstallmeister, der Marquis Monaldeschi, im Begriff stehe, offenen Verrath an ihr auszuüben. Er war 1652 als Glücksritter nach Stockholm gekommen, hatte sich durch seine Gewandtheit in körperlichen und anderen Dingen bei ihr empfohlen, wurde von ihr zu diplomatischen Sendungen nach kleineren Höfen benützt und galt für einen ihrer entschiedenen Günstlinge. Sei es nun, daß er die ihm anvertrauten Geheimnisse an Mazarin verrieth oder den verwegenen Plan faßte, an der Nordküste von Frankreich sie auf ein Schiff zu locken und wider ihren Willen nach Schweden zurückzubringen: sein Benehmen galt ihr als Hochverrath, und da sie sich die Gerichtsbarkeit über ihre Hausbeamten vorbehalten hatte, so hielt sie sich für berechtigt, das Verbrechen mit der härtesten Strafe zu ahnden. Sie ließ ihn in die sogenannte Hirschgalerie bringen, kündigte ihm dort die Todesstrafe an und gab ihm nur eine Stunde Zeit zur Vorbereitung. So sehr auch der Pater, der ihm die Beichte abnahm, um Aufschub und um genauere Untersuchung bat, so sehr auch ihre Freunde sie darauf aufmerksam machten, daß sie in Frankreich nicht souverän sei, sondern unter den Gesetzen des Landes stehe, so verschmähte sie doch alle diese Vorstellungen, und mit dem Ausruf: „Niemand über sich zu erkennen, ist mehr werth, als die ganze Erde zu beherrschen,“ gab sie demjenigen ihrer Beamten, welcher Monaldeschi's Todfeind war und ihn angeklagt hatte, Befehl, das Todesurtheil sogleich zu vollstrecken. Von zwei Soldaten begleitet begab sich dieser in die Galerie und überwältigte nach einem wüthenden Kampfe den Unglücklichen, an dessen Leichnam man 26 Wunden

zählte. Nach dieser Hinrichtung, die eher den Namen eines Mords verdient, ließ sie, nach der frommen Weise ihres neuen Glaubens, für Monaldeschi Seelenmessen lesen. Mazarin aber war über diesen neuen Gerichtshof zu Fontainebleau nicht sehr entzückt: er hintertrieb ihren Besuch in Paris und war froh, als sie nach einem halben Jahr wieder abzog.

Sie gieng wieder nach Rom, wo sie dem Papste und den Kardinälen durch ihre beharrliche Einmischung in die Berathungen und Streitigkeiten der Kurie und durch ewige Geldverlegenheiten sehr zur Last fiel. Der schwedische Staatschatz war nicht so zum Ueberlaufen voll, daß er eine so starke Ableitung, wie sie ihre jährlichen Einkünfte erheischten, ohne Gefahr ertragen konnte; daher blieben die Revenüen eine Zeit lang aus, und der Papst mußte die Ehre dieser Seelenrettung dadurch bezahlen, daß er ihr eine Summe von 12,000 Scudi jährlich aussetzte. Da hörte sie, daß ihr Nachfolger Karl Gustav, welcher sich indessen mit den Polen und Dänen heldenmüthig geschlagen hatte, im Februar 1660 gestorben sei und ein vierjähriges Söhnlein hinterlassen habe. Schnell verließ sie Rom und landete in Schweden. Unbekümmert um die sehr deutlichen Abmahnungen reiste sie nach Stockholm, richtete in dem dortigen Schlosse eine katholische Kapelle ein und ließ bei offenen Thüren die Messe lesen. Die Geistlichkeit schickte ihr deshalb eine Deputation zu, welche ihr wegen ihres Uebertritts die bittersten Worte sagte und im Verein mit dem Bürger- und Bauernstand es durchsetzte, daß sie ihre Kapelle schließen und ihren Priester nebst einem Theil ihrer italienischen Hofleute fortschicken mußte. Als sie vollends erklärte, daß sie, wenn man ihr ihre vertragsmäßigen Einkünfte nicht regelmäßig zuschicke oder wenn der unmündige König mit Tod abgehen sollte, ihr Erbrecht sich vorbehalte, erwiderte man ihr, daß sie nach Unterzeichnung der Abdankungs-Urkunde nicht das geringste Recht mehr auf die Krone von Schweden habe, möge es mit dem Prinzen gehen, wie es wolle. Sie mußte ihren Protest zurücknehmen und ihre „völlige Entfagung“ geloben. Da ihr aber die Astrologen gesagt hatten, daß der junge König bald sterben werde, so begab sie sich, in der Ueberzeugung, daß dies nächstens eintreffen und dann ganz Schweden seine Blicke auf sie richten und ihr die niedergelegte Krone wieder aufzwingen werde, im Jahre 1667

noch einmal nach Schweden. Die dortige Regierung wollte sie um jeden Preis von Stockholm fern halten und schickte ihr daher einen Reichsrath entgegen mit der Erklärung, daß sie nur unter der Bedingung in Schweden sich aufhalten dürfe, wenn sie der Ausübung des katholischen Kultus sich gänzlich enthalte; falls sie ihren Priester nicht fortschickte, hatte er den Befehl, sich ihrer Person zu versichern und sie aus dem Reiche zu führen. Darauf reiste sie rasch von Norföping wieder ab und segelte nach Hamburg, von wo sie im folgenden Jahre wieder nach Rom gieng. Dort starb sie am 19. April 1689 mit der Einsicht, daß mit einer Krone nicht gut zu spielen, und daß zwischen einer regierenden und einer pensionirten Königin ein sehr großer Unterschied sei. In der Peterskirche liegt sie begraben.



**Elisabeth Charlotte.**





## Elisabeth Charlotte.

---

**S**o bin ich denn das politische Lamm, welches für den Staat und dies Land soll geopfert werden!" Mit diesen Worten nahm Elisabeth Charlotte von ihrem geliebten Heidelberg Abschied, um ihre Pilgerreise nach Paris anzutreten. Vor und nach ihr sind deutsche Prinzessinnen über den Rhein gezogen, sei es mit, sei es gegen ihren Willen. Glücklich ist keine geworden, mehr als eine namenlos unglücklich. Ausgetrunken den Kelch bis zur Reige hat die schöne Habsburgerin, Maria Theresia's Tochter; aber auch die anderen waren nicht auf Rosen gebettet. Unter allen ihren Leidenschaftsschwestern ragt Charlotte durch ihr entschiedenes Deutschtum hervor. Während andere ihr Vaterland nicht schnell genug vergessen konnten, dessen Sprache, Sitten und Gebräuche wie ein Morgenkleid ablegten, seine Interessen mit Gleichgiltigkeit betrachteten, um sich mit ängstlicher Nachahmungssucht an dieses tolle Treiben in der fremden Welt anzuschließen, blieb Charlotte selbst am Hofe zu Versailles, in den Kreisen jenes absolutistischen Ludwig's des vierzehnten, deutsch von Kopf bis zu Fuß, deutsch inwendig und auswendig, deutsch bis zum Tod, trotz aller übermüthigen Gesichter, trotz aller verleumderischen Reden.

Sie stammte aus einem braven, tapferen Geschlecht, dem, wenn man auch den inneren Kern in die Wagschale legt, das Haus Bourbon das Wasser nicht bieten durfte. Ihr Vater war jener Kurfürst von der Pfalz, Karl Ludwig, welchem dieses Land nach den Stürmen des dreißigjährigen Krieges seine politische und



kirchliche Restitution zu verdanken hatte. Auch an ihm bewährte sich die läuternde Zucht der Noth und der Verbannung. Durch Vater und Mutter in die Strömung der hoch emporschlagenden Wogen eines wilden, unerbittlichen Bürgerkriegs schon in frühester Jugend hineingezogen, sah er hier einen Thron zertrümmert, dort einen König auf dem Schaffot. Und beide standen ihm so nahe. Er war noch nicht volle zwei Jahre alt, so nahm sein Vater, Kurfürst Friedrich V., die ihm von den Böhmen angetragene Krone an, konnte sich einen Winter lang in dem Glanz der neuen Königswürde und rief dadurch das Haus Habsburg gegen sich in die Schranken. Die Schlacht am weißen Berg, ein Jahr nach seiner Krönung geschlagen, entschied alles, lieferte Böhmen an das Messer einer jesuitischen Reaction und raubte Friedrich das neue Reich samt den pfälzischen Erblanden. Er war ein Geächteter, den nur noch wenige Sonnenblicke erwärmten, und lebte von der Gnade seines Schwiegervaters, des Königs Jakob I. von England.

Der Kurprinz Karl Ludwig hatte keine andere Heimat mehr als dieses von den Stuart's beherrschte England. Bald wich auch hier der Boden unter den Füßen. Der Bruder seiner Mutter, König Karl I., rief durch seinen stuartischen Hang zum Absolutismus und zum Katholicismus seine Unterthanen zu den Waffen. Jahrelang tobte der Kampf der Parteien; Karl Ludwig hielt sich demselben ferne; sein Bruder Ruprecht verfocht als kühner Reiterführer des Oheims Sache mit mehr Eifer als Glück. Es war nichts mehr zu retten. Der eiskalte, berechnende Cromwell siegte über eine Politik, der es an gesunden Principien fehlte. Als wären die Sünden der schönen Maria Stuart mit ihrem Kopfe noch nicht abgebußt, als müßte wie in einer altgriechischen Tragödie das ganze Geschlecht der Stuart's ein Raub der Eumeniden werden: am 30. Januar 1649 fiel das Haupt Karl Stuart's.

Erschüttert von einer so blutigen Katastrophe kehrte im nämlichen Jahre Karl Ludwig nach dreißigjährigem Exil in die Heimat zurück, welche ihm durch den westfälischen Frieden wieder erschlossen worden war. Ein Theil seiner Erblande war verloren; den Juwel derselben, die Rheinpfalz, hatten ihm seine Freunde gerettet. Er nahm den Heimweg über Kassel, um die verwitwete Landgräfin Amalie zu begrüßen, welche sich seiner Sache so energisch an-

genommen, überhaupt durch ihr festes Auftreten allgemeine Achtung sich erworben hatte. Aus einem solchen Hause, das durch die gleichen kirchlichen und politischen Interessen ihm nahe stand, glaubte er am besten eine Gemahlin sich erwählen zu können und bat daher die Landgräfin um die Hand ihrer zweiten Tochter, Elisabeth Charlotte. Dies war eine stolze Schönheit, ohne jenen zarten weiblichen Sinn, der jeden edlen Charakter fesseln muß. Als einundzwanzigjährige Jungfrau hatte sie ein verschlossenes, zurückhaltendes Wesen, welches wenig Vorliebe für ein stilles Heim verrieth. Daß sie für einen Prinzen von Württemberg eine geheime Zuneigung gefaßt hatte, war für die Brautwerbung nicht günstig. Die Landgräfin selbst machte Karl Ludwig auf den Charakter ihrer Tochter aufmerksam und meinte, sie werde wohl für ihn nicht passen.

In der Meinung, daß auch der sprödeste Stoff unter seiner Hand sich bilden lasse, heiratete Karl Ludwig das stolze Fräulein. Kaum waren einige Wochen vorüber, so lag der Schaden offen da und wurde von Jahr zu Jahr schlimmer. Statt eines zarten, liebreichen Gemüthes, wie er es wünschte, hatte der Kurfürst ein eigensinniges Wesen, das sich in der Rolle einer Amazone gefiel. Von ihren Pflichten als Gattin und als Mutter wollte sie gar wenig hören; sie wollte nicht die Gemahlin Karl Ludwig's sein, sondern Kurfürstin. Für häusliche Freuden hatte sie keinen Sinn; ihr Herz hieng am Jagen und Reiten, an glänzenden und rauschenden Vergnügungen, welche der Kurfürst theils aus Geschmack theils aus lobenswerther Sparsamkeit nicht liebte. Unter diesem herrischen Wesen litt der ganze Hof: wer mit ihr in Berührung kam und ihr nicht ganz zu Gefallen war, durfte sich auf eine anzügliche Bemerkung, wenn nicht auf eine derbe Rede gefaßt machen; ihre Kammerfrauen hatten, während sie ihr Toilette machten, die handgreiflichsten Ausbrüche ihrer Leidenschaft zu ertragen.

Von dem Grundsatz ausgehend, „daß ein Ehemann nur so lange an seine Gattin gebunden sei, als sich diese in allen Stücken den Pflichten einer Ehefrau gemäß betrage“, beschloß Karl Ludwig, gegen den Willen seiner Gemahlin die förmliche Scheidung von ihr zu vollziehen und eine neue Ehe einzugehen. Im Anfang des Jahres 1658 ließ er sich durch den lutherischen Pfarrer Heyland

aus Heidelberg mit Luise von Degenfeld, einem Hoffräulein der Kurfürstin, zu Frankenthal trauen. Die Kurfürstin, welche ihren Fehler zu spät einsah, blieb auf dem Schloß zu Heidelberg und hatte ihren besonderen Hofstaat und besondere Tafel. Sie wollte das verlorene Terrain wieder gewinnen und machte mehrere Versuche, das Herz des Entfremdeten zu erweichen. Aber dieser hatte keine Lust, sich noch einmal auf das Gletschergebiet der „Charlotte von Kassel“ zu begeben, und da auch der Kaiser, an den sie sich wandte, keine Lanze für sie einlegen wollte, so gieng sie endlich 1662 dahin, woher sie gekommen war, nach Kassel, zurück.

Bis zu dieser Zeit lebte Luise in Schwesingen, wo Karl Ludwig sie durch eine kleine Besatzung wie ein goldenes Vlies hüten ließ. Nach der Abreise der Kurfürstin begab sie sich nach Heidelberg und verlebte dort mit Karl Ludwig manch schönen Sommer. Er erhob sie zur Würde einer Raugräfin von der Pfalz, welchen Titel auch die Kinder dieser Ehe erhielten. Fünf Söhne und drei Töchter überlebten die Mutter; jene, von ihrem Vater in finanziellen Dingen gar zu sparsam ausgestattet, kamen in fremden Kriegsdiensten oder auf eine elendere Art um; von diesen ist die Raugräfin Luise, mit welcher ihre Halbschwester Charlotte von Orleans in lebhaftem Briefwechsel blieb, geistig die bedeutendste. Als die Mutter im Jahre 1677 starb, war der Kurfürst fast untröstlich; denn sie hatte ihn durch ihr sanftes Gemüth und ihren lebhaften Geist zu fesseln gewußt und mit weicher Nachgiebigkeit in seine Launen sich geschickt. Drei Jahre nachher, als er von Friedriehsburg nach Heidelberg reiste, starb er in dem Dorfe Edingen unter einem Nußbaum, das Schloß seiner Ahnen vor sich, aus welchem nach wenigen Jahren die Flammen französischer Mordbrenner emporloderten.

Unter solchen Verhältnissen wuchsen seine beiden Kinder erster Ehe, Karl und Charlotte, auf. Jener war ein reizbarer, verschüchterter Mensch, an welchem sich die Ehe-Zwistigkeiten seines Vaters bitter rächten. Zu allem Unglück heiratete er eine dänische Prinzessin, welche weder Geist noch Anmuth besaß und durch ihren Stolz auf ihre königliche Abkunft jedermann abstieß und beleidigte. Die Aktien des hochmüthigen Dänenvolks standen zu jener Zeit noch besser. Vierzehn Jahre lang plagte sie ihren schwindstüchtigen

Gemahl mit ihrem widerwärtigen Hochmuth; da starb er nach fünfjähriger Regierung 1685, und da er kinderlos war, erlosch mit ihm das Haus Pfalz-Simmern.

Auf dieses Erlöschen hatte Ludwig XIV. spekulirt, als er sich Charlotte zur Schwägerin ausbat. Diese einzige Tochter Karl Ludwig's und Charlotten's von Kassel war von einem ganz anderen Schlag als ihr Bruder. Sie war des Vaters Ebenbild und Liebling und verstand ihn auch am besten. Die gute „Liselotte“, wie sie der zärtliche Vater nannte, hatte ganz den heiteren pfälzischen Sinn, war, wie sie selbst sagt, ihrer Lebtag lieber lustig als traurig und immer durch und durch deutsch.

Am 27. Mai 1652 geboren, wurde sie von ihrem Vater, wahrscheinlich wegen seiner Zwistigkeiten mit seiner ersten Gemahlin, schon als vierjähriges Kind nach Hannover geschickt, um bei seiner Schwester, der trefflichen Kurfürstin Sophie, ihre Erziehung zu erhalten. Unter deren Augen übernahm ein Fräulein von Dffeln, das später zur Frau Geheimrätin von Harling avancirte, die Erziehung des munteren Kindes, und obgleich das Fräulein bei der außerordentlichen Lebhaftigkeit des Kindes es nicht an Strenge fehlen ließ, so liebte Charlotte ihre „herzliebste Jungfer Uffeln, ihre treuste Freundin, ihr trautes Mütterchen“ doch weit mehr als ihre nachherige französische Gouvernante, Frau von Frelon, von welcher sie stets mit der größten Nachsicht behandelt wurde. „Was ich Gutes und Rühmlisches besitze, das verdanke ich ihr und meiner guten Tante“, schrieb sie später an Herrn von Harling. Mit Vergnügen erinnerte sie sich in ihren späteren Jahren, wie man ihr wegen ihrer Ausgelassenheiten den drolligen Namen „Kauschenplattentknechtchen“ gegeben, und schrieb noch in ihrem 66. Jahre über diesen Aufenthalt: „Ich bin meiner Lebtag lieber mit Degen und Flinten umgegangen als mit Puppen und bin so entseztlich gesprungen, daß es ein Mirakel ist, daß ich nicht hundertmal den Hals gebrochen habe.“ In ihrem neunten Jahre kam sie wieder nach Heidelberg zurück, das ihre Mutter im folgenden Jahre verließ. Die Ehe ihres Vaters mit der Raugräfin wirkte so wenig störend auf die gemüthliche Entwicklung der heranwachsenden Tochter, daß vielmehr in diesem innigen, bildungsreichen Familienleben ihre Natur sich auf's schönste entfaltete. Sie hing an der Raugräfin

mit echt kindlicher Liebe und blieb den Kindern derselben, besonders der geistesverwandten Luise, das ganze Leben hindurch mit treuer Geschwisterliebe zugethan. Der bürgerliche Ernst, welcher an dem Hof ihres Vaters herrschte, der einfache Haushalt, der ungezwungene Umgang mit anderen Menschenkindern, die Gelegenheit, eine lustige Komödie aufzuführen, in den Gärten der Nachbarn gute Kirschchen zu essen und andere Kurzweil zu treiben, sagte dem gesunden Kern dieses Pfälzerkinds besser zu als alle äußere Pracht des wurmfstichigen Versailles Hofes.

Mit dem Heiraten pressirte es ihr nicht. Sie hatte bereits zwei Bewerbungen ausgeschlagen. Da kam ein dritter Bewerber. Die Witwe des Prinzen Eduard, eines in Frankreich verstorbenen Bruders des Kurfürsten, reiste von Paris zu ihrem Schwager nach Heidelberg und theilte ihm mit, wie sehnsüchtig der großmächtige König Ludwig der vierzehnte von Frankreich wünsche, seinen Bruder, den Herzog Philipp von Orleans, mit Charlotte zu vermählen. Sie wußte ihm die neue Familie, in welche sich die Prinzessin verheirate, von einer so vortheilhaften Seite darzustellen, die großen Vortheile, welche sich für Tochter und Vater, Kurprinzen und Raugrafen, für Land und Leute daraus ergeben würden, und zwar nicht bloß an äußerem Glanz, sondern an reellen, vollwichtigen Gaben, so lockend vorzuführen, daß es dem Kurfürsten war, als sehe er ein unendliches Blau vor sich. Als sich vollends die geheimnißvolle Schwägerin noch weiter erklärte und dem Kurfürsten mit diplomatischem Gelißpel entdeckte, der König von Frankreich gehe mit nichts geringerem um, als in der Weise seines erhabenen Vorfahren, des Frankenkönigs Karl's des Großen, eine Universalmonarchie zu gründen, alle Länder ringsum entweder selbst zu verschlingen oder mächtige Vasallenstaaten zu schaffen, die Rheingrenze, das ganze südwestliche Deutschland sich zu unterwerfen und zur Sicherung seines Einflusses auf die deutschen Fürsten und Völker, bis auf Chlodwig zurückgreifend, ein Königreich Austrasien zu errichten, zu dessen Inhaber er bereits den künftigen Schwiegervater seines Bruders, den Kurfürsten Karl Ludwig, ausersehen habe; als sie all' diese prachtvollen Landschaftsbilder mit reicher Scenerie dem erstaunten Kurfürsten hinzauberte und ihn zuletzt noch die Krone von Frankreich auf dem Haupte seiner Tochter

erblicken ließ, da war's um ihn geschehen: halb zog sie ihn, halb sank er hin. König Ludwig und seine Diplomatin hatten die rechte Saite angeschlagen. Den Aussichten auf ein Königreich konnte der Kurfürst nicht widerstehen.

So klug er sonst war, so mußte er sich immer wieder sagen, daß ein Königreich Aufrasien, und seine Rheinpfalz dazu, ein schönes Anwesen wäre, ein hübsch arrondirtes Besitztum, eine mehr als hinlängliche Entschädigung für die durch den dreißigjährigen Krieg ihm entriessene Oberpfalz. Nicht der Kurfürst von Baiern, der sich mit den pfälzischen Spolien bereichert hatte, sondern er war dann der erste Fürst im Deutschen Reiche, und das Haus Habsburg konnte dann zusehen, wie es die Kaiserkrone sicher verwahre.

Verblindet wie er war, dachte Karl Ludwig gar nicht an die Schattenseiten einer solchen Verbindung, nicht daran, daß Ludwig XIV. noch wenig Proben von Uneigennützigkeit und Edelmutz gegeben und gewiß auch in dieser Sache seinen geheimen Plan habe. Es wollte ihm gar nicht einfallen, daß solchen Potentaten gerade dann, wenn sie am freundlichsten waren, am wenigsten zu trauen sei, daß das Sprichwort: „mit großen Herren ist nicht gut Kirschchen essen“, in alle Ewigkeit gelte. Sein liebstes Kind an den verdorbenen Hof von Versailles wie in's sichere Elend hinauszustoßen, kam ihm angesichts der politischen Vortheile nicht so schwer an. Und doch wußte er so gut als jeder Andere, daß die erste Gemahlin seines künftigen Schwiegersohnes, die Tochter des Königs Karl I. von England, gewöhnlich Henriette d'Angleterre genannt, im vorigen Jahre durch die heillose Günstlingsherrschaft zu Versailles vergiftet worden war. Dieser Vorgang schreckte den sonst so zärtlichen Vater nicht ab. Durch einen offenen, rücksichtslosen Anschluß an die französische Politik glaubte er sein immer dem ersten Anprall ausgefetztes Land vor allen Mißhandlungen zu bewahren, es mitten in den Verwüstungen der fortwährenden Kriege als grüne Dase zu erhalten und bei der nächsten Gelegenheit sich mächtig ausdehnen zu können. Daß er damit den schändlichsten Verrath an Deutschland, an seinen Pflichten als deutscher Reichsfürst begehe, kam ihm, der wie andere deutsche Fürsten schon längst Subsidien- gelder von Frankreich bezog, nicht in den Sinn. Das siebzehnte

Jahrhundert dachte hierin nicht besser und nicht schlechter als der Anfang des neunzehnten.

Der Tochter kam dieser Antrag bei weitem nicht so reizend vor. Aus der ihr so lieben Heimat, wo sie sich ungenirt wie das Reh des Waldes bewegen konnte, scheiden zu müssen, fiel ihr unter allen Umständen schwer; vollends aber an diesen Versailler Hof zu gehen, wo Steifheit und Verdorbenheit sich den Rang streitig machten, und diesen schwachköpfigen Witwer einer vergifteten Frau zu heiraten, als neunzehnjährige Jungfrau ein solches Joch auf sich zu nehmen, das schien ihr denn doch zu stark, selbst wenn der Kurfürst sie im allerzärtlichsten Tone seine liebe Liselotte nannte. Aber es half nichts. Man malte ihr das Glück, das ihrer warte, so lange vor, schilderte ihr den Zorn des allmächtigen Königs, falls man ihm einen Korb gebe, das Toben seines wilden Heeres, das über die unschuldige Pfalz herfalle und noch ärger als die Kroaten und Wallonen Tilly's Wüthe, mit so schwarzen Farben, daß sie endlich, um grenzenloses Unglück abzuwenden und das Glück ihres Hauses aufblühen zu lassen, sich zum „politischen Lamm“ hergab. Es war umsonst; das Opfer war vergebens gebracht; denn das Unglück, das man durch die Heirat beschwören wollte, kam eben durch diese erst herbei. Nicht vergrößert sollte Kurpfalz werden, sondern verkleinert, womöglich aber ganz verspeist. Diese Heirat sollte den wenn auch noch so durchlöcherten Rechtstitel abgeben, um Frankreich festen Fuß in Deutschland fassen zu lassen.

Die Brautwerbung und Verheiratung fand im Jahre 1671 statt. Im folgenden Jahre begann der Krieg Frankreichs mit Holland. Kaiser und Reich schlofen einen sanften Schlaf. Nur der Kurfürst von Brandenburg merkte, auf was es abgesehen sei, daß nach Hollands Bezwingung die Reihe an Deutschland komme. „L'un après l'autre“ war schon damals französische Staatsmaxime. Der Brandenburger ließ also seinen Kollegen, den Kurfürsten von der Pfalz, bitten, seinen Truppen den Durchzug zu gestatten. Dieser wies es unter dem Vorwand völliger Neutralität ab und sagte dem brandenburgischen Gesandten in Gegenwart eines französischen Agenten, „er begreife nicht, wie man um der Holländer willen Krieg anfangen möge, und werde auch nicht dulden, daß sein Land zum Kriegsschauplatz werde.“ Bald darauf kam ein Gesandter

Ludwig's und wünschte, daß der Kurfürst 3000 Mann französische Besatzung in Oppenheim aufnehme. Dieser schlug auch dieses Gesuch rund ab. Unwillig über die Weigerung eines „so kleinen“ Fürsten, ließ Ludwig durch Marschall Türenne 1673 die Pfalz verwüsten, und als der Kurfürst sich bei seinem Herrn Vetter Ludwig beschwerte, erhielt er zur Antwort, was denn ein Kurfürst von der Pfalz gegenüber einem König von Frankreich vermöge? Das sei die verdiente Strafe für die Neutralität der Pfalz.

Karl Ludwig merkte, daß Allianz mit Frankreich soviel als Vasallenthum sei, daß ein deutscher Fürst mit diesem anmaßenden Staate nur als Feind sprechen könne. Er gab daher seine Neutralität auf und unterhandelte mit dem Kaiser. Viel mußte ihm daran liegen, daß die Sache, bevor sie zum Abschluß kam, geheim blieb. Wie war dies aber möglich, da in Wien selbst der Verrath so schwunghaft betrieben wurde, daß der kaiserliche Feldmarschall Montecuculi zu sagen pflegte, „es sei einerlei, ob man die Depeschen an ihn oder gleich nach Paris schicke?“ Ehe das Bündniß abgeschlossen und die kaiserlichen Truppen zur Hilfe da waren, war das Geheimniß schon verrathen, und französische Truppen rückten in der Pfalz ein. Türenne, dessen Vater als Flüchtling einst am pfälzischen Hof gastliche Zuflucht gefunden hatte, der in so manchen Büchern als ein edelmüthiger Feldherr dargestellt ist, hauste auf Befehl seines Sultans von Versailles in der Pfalz so arg als später Melac. Sieben Städtchen und neunzehn Dörfer brannten zu gleicher Zeit, und Weinheim wurde so gründlich ausgeplündert, daß man auch Orgeln und Glocken mit fortführte, ja sogar die Storchnester einer habfüchtigen Untersuchung unterwarf. Von seinem Schlosse zu Friedrichsburg aus sah der Kurfürst die Flammen der an der Bergstraße liegenden Ortschaften, ließ sich aber nicht, wie Ludwig und Türenne meinten, durch diese Barbarei zwingen, in die Arme Frankreichs zu flüchten, sondern gab dem Marschall, der ihm einen solchen Antrag gemacht hatte, zur Antwort, es gebe wieder Steine und Holz, um neue Häuser aufzubauen, schickte ihm ein Schreiben voll bitterer Vorwürfe und zugleich eine Herausforderung zum Zweikampf. Türenne wollte sein theures Leben nicht dem flammenden Schwerte des erzürnten Fürsten preisgeben und entschuldigte sich.



Noch mehrere Jahre dauerten die Gewaltthätigkeiten fort, und Karl Ludwig, dessen Tochter als Herzogin von Orleans dem König von Frankreich so nahe stand, der sich so goldene Berge von diesem Verwandtschafts-Verhältniß versprochen hatte, sah nun seine Verblendung ein und kam zu der Erkenntniß, daß die Vortheile dieser Heirat jedenfalls nicht auf seiner Seite seien. Fünf Jahre nach seinem Tode, als er und sein einziger Sohn, Kurfürst Karl, in der Heiliggeistkirche zu Heidelberg ruhten, traten die wahren Motive jener Brautwerbung zu Tag. Kaum hatte der letzte Sprößling Karl die Augen geschlossen, so erschien ein französischer Parlamentsrath, der Abbé Morel, und verlangte das Erbe der Herzogin von Orleans.

Das war es. Auf das Erlöschen des Hauses Pfalz-Simmern spekulirend, hatte Ludwig so sehnlichst gewünscht, die einzige Tochter des Kurfürsten mit seinem Bruder zu verheiraten. Zwar war es Herkommen im pfälzischen Haus, daß, so lange der Mannsstamm lebte, alle Prinzessinnen auf Besitz an Land und Leuten Verzicht leisteten, und auch Charlotte hatte bei ihrer Verheirathung eine Verzichtsurkunde ausgestellt; zwar war eben diesem Herkommen gemäß und kraft Reichsgesetz und Testament der Pfalzgraf von Neuburg der rechtmäßige Erbe der pfälzischen Kurlande; aber was half dies einem Manne gegenüber, der nach keinem Rechte fragte und die Macht in der Hand hatte, der nur seine Reunionskammern zu berufen brauchte, um seine Ansprüche selbst auf ein Herzogthum im Monde mit juridischen Gründen geltend zu machen? Er gab sich die Miene, als ob er noch sehr großmüthig handle, wenn er nicht die ganze Kurpfalz beanspruche; das Mindeste, was er außer dem Privatbesitz des letzten Kurfürsten verlangte, war, daß der Herzog von Orleans Pfalzgraf von Simmern und Lautern und ebendamt deutscher Reichsfürst werde. Die Privaterbschaft wurde nicht verweigert, wohl aber der Besitz von Land und Leuten. Darauf erschien ein französisches Manifest, welches die Besitznahme des Landes durch den Neuburgischen Pfalzgrafen eine Usurpation nannte, und zugleich rückten Truppen in die Pfalz ein. Das ganze Land wurde besetzt, und als bei der zwischen England, Holland und dem deutschen Reich geschlossenen Koalition Ludwig sich außer Stand sah, die besetzten Landschaften zu behaupten, gab er seine Zustimmung

zu dem Befehle seines Kriegsministers Louvois, „de brûler le Palatinat“.

Es folgten nun jene Mordbrennerzüge von 1688 und 1693, in welchen besonders der Name des Kommandanten Melac sich durch Thaten der wildesten und gemeinsten Brutalität gebrandmarkt hat. Die Greuel des dreißigjährigen Krieges wurden erneuert, Mannheim und viele andere Städte und Dörfer von Grund aus zerstört, Heidelberg zuerst rein ausgeplündert, die Bewohner zu Tod gequält, vier Jahre darauf die Stadt vollständig niedergebrannt und das herrliche Schloß in die Luft gesprengt. Selbst die Gräber wurden nicht geschont. Während Charlotte an der Tafel des Königs Ludwig zu Versailles speiste, fielen dessen unmenschliche Horden über die Trümmer der Heiliggeistkirche her und warfen, nach Schätzen wühlend, die Gebeine der Kurfürsten aus den Särgen heraus. Ganz Europa, Katholiken wie Protestanten, war entrüstet über diese Barbarei eines Hofes, welcher an der Spitze der Civilisation zu stehen behauptete, und doch wagte Ludwig vor den Ohren Charlotten's diese Mordbrennerei durch ein Tedeum zu feiern und ließ eine Münze schlagen, auf deren einer Seite das Bild des verbrannten Heidelberg und die gotteslästerliche Inschrift zu lesen war: *Rex dixit et factum est* (der König sprach's und es geschah).

Selten haben sich die Berechnungen bei einer politischen Heirat so trügerisch erwiesen, als die bei der Heirat Charlotten's. Was zum Glanz des Hauses, zum Schutz des Landes, zur Vergrößerung des Reiches dienen sollte, schlug zum Ruin aus. Noch weit mehr als die Prinzessin war das Land selbst das politische Lamm, das für eine Illusion seines Fürsten zur Schlachtbank geführt wurde. Diese Wahrnehmung verursachte Charlotten, die wider ihren Willen nach Frankreich geschickt, in deren Namen wider ihren Willen das Erbe zuerst gefordert, dann verwüstet wurde, manch' jammervolle Nacht. Immer stehen ihr das zertrümmerte Schloß, die brennende Stadt, die verzweifelnden Einwohner vor Augen. Noch fünfundzwanzig Jahre nach der Zerstörung schreibt sie von St. Cloud aus an ihre Halbschwester, die Kaugräfin Luise: „Wenn ich Mannheim, Schwetzingen oder Heidelberg wiedersehen sollte, glaube ich, daß ich es nicht würde ausstehen können und vor Thränen vergehen müßte; denn wie alles Unglück dort geschehen, bin ich länger als sechs

Monate gewesen, daß, sobald ich die Augen zugethan, um zu schlafen, habe ich die Dörter in Brand gesehen, bin mit Schrecken aufgefahren und länger als eine Stunde geweint, daß ich geschluchzt habe.“ „Es ist keine bessere Luft in der Welt als die zu Heidelberg; aber auf dem Schloß in meinen Appartements ist sie noch unvergleichlich besser. Kein Mensch in der Welt kann besser begreifen, was Ihr, liebe Luise, in Heidelberg gefühlt habt, als ich, kann ohne Schaudern nicht daran gedenken, werd' diesen Abend nicht davon reden, es macht mir zu traurig, konnte nicht schlafen.“

Im November 1671 hatte sie Heidelberg verlassen, um dem Schicksal, das ihrer an der Seite des Herzogs von Orleans wartete, entgegenzugehen. Ihr Vater begleitete sie bis Straßburg. Sie nahm dort von ihm und dem ganzen Glücke ihrer Jugend Abschied, um von all dem, woran ihr Herz hieng, nichts mehr wiederzusehen. Elf Jahre darauf schrieb sie hierüber dem Markgrafen Karl Ludwig: „Ich hätte wohl von Herzen wünschen mögen, daß es sich hätte schicken können, daß ich Euch zu Straßburg hätte umarmen können. Ich glaube, wir würden miteinander geheult haben. Denn wie ich bei dem Döfen bin vorbeigefahren, ist es mir eingefallen, wie ich den Kurfürsten das leztmal da gesehen. Da ist mir das Flennen so greulich angekommen, daß ich's nicht habe verhalten können. Der gute Kopestein und ich wir haben mehr als eine Stunde miteinander geweint, ich hab' ihn ganz lieb drum; der arme Mensch war so froh, wie er mich sah, daß er ganz bleich wie ein Todter war; er hat Euch von Herzen lieb; das ist auch eine Ursach, warum ich viel auf ihn halte.“

Schon in Metz mußte sie aus dem Leidenskelche ihrer neuen Heimat trinken. Es galt, die Religion, für welche ihre Vorfahren und ihre Landsleute so viel geduldet, abzuschwören und katholisch zu werden. Dies war auch der Punkt, weshalb die übrigen protestantischen Fürsten Deutschlands diese Heirat so ungern sahen, weshalb die schon aus Politik eifersüchtigen Holländer den Kurfürsten, welcher als Verbannter so viele Jahre bei ihnen zugebracht hatte, in ihren Zeitungen auf's schärfste angriffen.

Charlotte ergab sich mit Ruhe in diese konfessionelle Metamorphose, welche eine der Bedingungen dieser unglücklichen Heirat war. Doch hatte sie nicht im Sinne, dabei etwas anderes als die

Anlegung eines anderen Gewandes mit sich vornehmen zu lassen. Sie hatte eine viel zu nüchterne, praktische Lebensanschauung, als daß es irgend einem katholischen Geistlichen hätte gelingen können, sie von der Wichtigkeit seiner Dogmatik zu überzeugen. Ihr Grund war und blieb die lutherische Bibel. Und was am Hofe zu Versailles vorgieng, wo jede Verbrecher-Physiognomie mit äußerlicher Frömmigkeit sich schminkte und der königliche Beichtvater mit Hilfe der Frau von Maintenon den alternden König zu einem Ver-nichtungszuge gegen die Hugenotten aufstachelte, war nicht geeignet, ihr eine bessere Ansicht vom Klerikalismus beizubringen. Sie kann sich in ihren Briefen nicht stark genug über dieses Thema ausdrücken und spielt es in verschiedenen Variationen durch.

„Ich halte es mit dem, was der gute ehrliche Oberst Webenheim mir als pflegte zu sagen, daß die rechte Religion in allerhand Religionen und Sprachen sich finden kann, nämlich die von den ehrlichen Leuten.“ „Daß man nach Rom geht, Antiquitäten zu sehen, wie mein Vetter, der Landgraf von Kassel, das kann ich wohl begreifen, aber nicht, daß man alles das Pfaffenwerk sehen will; nichts ist langweiliger. Wer seine Sünden recht bereuen will, hat nicht nöthig, nach Rom zu rennen; in der Kammer ist die Neue ebenso gut. In Frankreich fragt man nicht viel nach Rom, noch nach dem Papst; man ist persuadirt, daß man auch ohne ihn selig werden kann.“ „Meinet Ihr, daß ich die Bibel nicht mehr lese, weil ich hier bin? Ich lese alle Morgen drei Kapitel. Ihr müßt nicht meinen, daß die französischen Katholischen so albern seien wie die deutschen Katholischen. Es ist ganz eine andere Sach mit, schier als wenn's eine andere Religion wäre. Es liest hier die heilige Schrift wer will. Man ist auch nicht obligirt, an Bagatellen und abgeschmackte Miracle zu glauben. Man hält hier den Papst nicht für unfehlbar. Wie er den Herrn von Lavardin excommunicirte, hat man hier nur darüber gelacht. Man betet ihn nicht an, man hält nichts auf Wallfahrten und hundert dergleichen, worin man hier im Land ganz verschieden ist von den deutschen Katholischen, wie auch von den Spaniern und Italienern.“ Dies ist nun freilich unter späteren Regierungen ziemlich anders geworden.

„Ich muß lachen, daß es Euch freut, daß ich von dem lateinischen Geplärr nicht eingenommen bin. Außer einfältigen Leuten läßt sich

niemand davon einnehmen. Man geht nur an solche Orte, den Böbel nicht zu skandalisiren; aber sonst macht niemand groß Werk daraus." „Ich habe das gute Werk, die Fasten zu halten, nicht gethan. Ich kann das Fischeßen nicht vertragen und bin gar wohl persuadirt, daß man bessere Werke thun kann als seinen Magen verderben mit zuviel Fisch essen." „Seid Ihr denn so einfältig, daß Ihr meint, daß die Katholischen keinen rechten Grund des Christenthums haben? Glaubt mir, der Christen Grund ist bei allen Religionen derselbe. Was den Unterschied anlangt, ist nur Pfaffengezänk, so die ehrliche Leute nie angeht. Was uns angeht, ist wohl und christlich zu leben, barmherzig zu sein und uns der Liebe und Tugend zu besleißigen." „Eins ist wahr, daß Pfaffen nehmen, wo sie können, und sich nicht viel bekümmern, wem's gehört oder nicht." „Zu meinen, diese Leute (die Klerikalen) mit Sanftmuth zu gewinnen, ist ein Irrthum; man muß hier gleich die Zähne weisen, sonst kommt man nicht mit ihnen zurecht." „Wenn ich in den Predigten höre, wie man den König lobt, die Reformirten verfolgt zu haben, so werde ich immer ungeduldig darüber; ich kann nicht leiden, daß man lobt, was übel gethan ist." „Der König in England und der in Preußen haben resolvirt, wie man mir berichtet, den Reformirten recht ernstlich beizustehen. Also werden die Pfaffen sich nicht mehr mucken dürfen, welches mich von Herzen erfreut; denn ich wünsche den guten ehrlichen Landsleuten alles Guts und Glück und Segen, und den verfluchten Pfaffen, die sie verfolgen, wünsche ich den Galgen an den Hals, den sie durch ihre Falschheit und Betrug wohl verdient haben."

Geben uns diese Meüßerungen, welche einen polemischen Charakter tragen, ein ziemlich deutliches Bild von den religiösen Anschauungen Charlotten's, so hat sie zur Bervollständigung desselben selbst noch einige individuelle Züge hinzugefügt. „Meint Ihr denn, liebe Luise, daß ich mein Leben weder Psalmen noch lutherische Lieder singe? Ich kann noch viele auswendig, singe sie oft, finde es tröstlich." „Eine Zeit lang war es in Frankreich verboten, in der Bibel zu lesen. Ich lachte und sagte, ich werde es befolgen, und konnte wohl versprechen, die Bibel nicht auf französisch zu lesen; denn ich lese sie allezeit deutsch. Die Bibel ist eine gute, nothwendige und dabei angenehme Lektüre." „Überall habe ich Bibeln: Merian seine ist

hier, die Lüneburgische zu Versailles, und zu Fontainebleau die Reißbibel, so in zwei Tomen ist, und wenn ich von einem Ort weggehe, zeichne ich auf ein klein Papierchen, an welchem Kapitel und Psalmen ich bin, kann also gleich wieder lesen.“ „Ich bin nicht von den Devoten, so stets in den Kirchen stecken und pappeln viel Zeugs daher. Wenn ich unsern Herrn Gott eine bestimmte Zeit angerufen, gehe ich wieder weg und thue, was ich sonst zu thun habe. Ich lasse mich nicht stören und stecke nicht länger in den Kirchen als andere, die den geraden Weg fortgehen und, wie das Sprichwort hier lautet, keine Heiligen fressen.“ „Man hat mich nie gefilzt, in der Kirche zu schlafen, habe mir's also so stark angewöhnt, daß ich es nicht wieder abgewöhnen kann. Wenn man Morgens predigt, schlafe ich nicht, aber Nachmittags kann ich es unmöglich lassen. In den Komödien schlaf ich nun aber gar oft im Opera. Ich glaube, daß der Teufel wenig daran denkt, ob ich in der Kirche schlafe oder nicht; denn Schlafen ist eine indifferente Sache, welche keine Sünde, sondern nur eine menschliche Schwachheit ist.“ „Ihr sagt, man wird nicht müde, die zwei Pfarrer zu hören; aber ich muß zu meiner Schande gestehen, ich finde nichts langweiligeres, als predigen hören, schlaf gleich drüber, kein Opium wäre so sicher mich schlafen zu machen als eine Predigt, insonderheit Nachmittags.“

Man sieht, daß die katholische Kirche an dieser bekehrten Regerin keine bedeutende Eroberung gemacht hat. So unangenehm sie auch durch die Intoleranz und politisch-kirchliche Verfolgungswuth der katholischen Geistlichkeit berührt wird, so erkennt sie doch mit Freudigkeit an, daß man sie in ihrem Privatleben nicht beschränkt. Sie hat ihre deutsch-lutherischen Bibeln, singt Psalmen und liebliche Lieder und schläft während der schönsten Predigt den Schlaf des Gerechten. Schneidender waren andere Verhältnisse, die gleich beim ersten Anblick einen sehr abschreckenden Eindruck auf sie machten. „Hätte mich mein Vater so sehr geliebt als ich ihn, so hätte er mich nicht in ein so gefährliches Land geschickt wie dieses, und wohin ich wider Willen aus purem Gehorsam gegangen bin. Wie ich nach St. Germain kam, war ich als wenn ich vom Himmel gefallen wäre.“

Das erste Zusammentreffen mit dem französischen Hofe fand

in St. Germain statt, wo der König seine neue Schwägerin auf's freundlichste aufnahm. Er war nicht der Schlimmste unter den Schlimmen, wenn auch vieles auf seinen Befehl und unter seiner Firma geschah, was seinem päpstlichen Beinamen „der allerchristlichste König“ wenig Ehre macht. Das offene Wesen seiner Frau Schwägerin, ihr heller, praktischer Verstand, ihre kernhaften Ausdrücke, ihr lustiger Sinn, ihre Freude am Jagen und Reiten, was sein Hauptvergnügen war, das alles machte ihm Charlotte werth. Machte er auch für seine eigene Person von der Sittlichkeit und speciell von der Wahrheitsliebe einen gar zu sparsamen Gebrauch, so imponirte es ihm doch, daß mitten unter diesen Intriguen und Verführungen Charlotte die einzig Reine blieb, und daß er bei ihr sicher war, immer nur die Wahrheit zu hören. Was auch die vielen Klatschzungen in Versailles thun mochten, um die fière Palatine, wie man sie nannte, in ihren Schmutz herabzuziehen oder wenigstens dem König ihr weißes Unschuldsmäntelchen als gefärbt darzustellen: wenn es ihnen auch einmal gelang, auf Momente den König irre zu machen und ihn zu bewegen, daß er sie fragen ließ, ob sie in ein Kloster zu Paris oder nach Maubouillon oder anderswohin gehen wolle, wie dies nach ihres Mannes Tode der Fall war; immer kam er selbst wieder von seinem Argwohn zurück und fand, daß er an seinem Hofe keine treuere Seele, keine uneigenmützigere Freundin habe als Charlotte, daß nur Neid und Bosheit an dieser stolzen Pfälzerin etwas auszufügen vermochten.

Noch auf dem Sterbebette gab er ihr seine Achtung zu erkennen. Als er den umstehenden Prinzessinnen die Einigkeit empfahl, glaubte Charlotte, daß er dies zu ihr und ihres Sohnes Gemahlin sage, und erwiderte: „Ja, ich werde Ihnen gehorchen.“ Darauf drehte er sich um, lachte und sagte: „Nicht Ihnen sage ich dies, denn ich weiß, daß Sie es nicht nöthig haben und zu verständlich sind; ich meine die andern Prinzessinnen, welche es nicht in dem Grade sind wie Sie.“ Ueber sein Benehmen in jener Zeit schreibt sie: „Der König hat in seinem Sterben wohl erwiesen, daß er ein großer Mann war; denn man kann nicht mit größerer Festigkeit und Muth sterben, als er gethan hat. Acht Tage hat er den Tod vor Augen gehabt ohne Furcht und Schrecken, alles ordinirt, als wenn er eine Reise thun wollte.“

Doch ist sie nicht blind gegen die Fehler des Mannes, der den Befehl gegeben hat, die Pfalz zu verbrennen und die Hugenotten in den Gebirgen auszurotten. Nur leitet sie seine Fehler nicht aus Bosheit, sondern aus seiner Unwissenheit und Schwachheit ab, die es seiner heuchlerischen Umgebung leicht machten, ihm die abscheulichsten Befehle abzulocken. Ganz richtig ist dieses Urtheil freilich nicht. Seine Herrschsucht, seine vermeinte Uebermenschlichkeit, das trotzig „l'état c'est moi“ waren fürwahr Faktoren, die nicht außer Rechnung gelassen werden dürfen. Entschuldigend sagt daher Charlotte: „Der König ist in Religionsfachen sehr unwissend, hat sein Lebtag die Bibel nicht gelesen, glaubt alles, was ihm Pfaffen und falsche Devoten sagen, ist also kein Wunder, daß es so übel zugegangen.“ „Er war von Natur gut und gerecht; allein das alte Weib (Maintenon) hatte ihm so eingeprägt, daß es niemand gut mit ihm meine, als sie und seine Minister, so daß er niemand als ihr, seinem Beichtvater und seinen Ministern traute. Da der gute König nicht gelehrt war, hat der Jesuit und das alte Weib in geistlichen Sachen und die Minister in weltlichen Sachen dem König alles weisgemacht, was sie gewollt haben, und die Minister waren meistens der alten „Zott“ Kreaturen; also kann ich mit Wahrheit sagen, daß alles, was böses geschehen, nicht vom König gekommen ist.“

Werden auch diese letzten Worte stark angezweifelt werden, so scheint doch sicher zu sein, daß diese alte „Zott“, wie sie die Maintenon nannte, und ihre Kreaturen eine ganz verwerfliche Camarilla, eine sittlich angefressene Sippschaft war. Ludwig's Gemahlin war Maria Theresia, eine spanische Prinzessin aus dem habsburgischen Hause. Sie war, wie Charlotte sagte, bluteinfältig, aber die beste und tugendhafteste Frau von der Welt, welche alles glaubte, was ihr der König sagte, Gutes und Böses. Zu geistlos und ungewandt, um Ludwig als Königin, geschweige als Freundin zu genügen, begnügte sie sich mit der ihr angewiesenen vereinsamten Stellung. Doch duldete Ludwig nicht, daß ihr die gebührende Achtung versagt und sie in ihren unschuldigen Vergnügungen gestört werde. Als sie im Jahre 1683 starb, sagte er: „Dies ist der erste Verdruß, den sie mir jemals gemacht hat.“

Ueber Ludwig wäre freilich ein anderes Urtheil zu fällen ge-



wesen; denn dieser gab sich seinen Leidenschaften zügellos hin. Das Versailleser Hofleben, das leider in Deutschland manche Nachahmung fand, war der Inbegriff aller Immoralität. Wahrheit, Ehrlichkeit, Treue, Solidität im ganzen Wandel waren Dinge, welche offen verlacht wurden, und nicht minder offen trug man die gegentheiligen Eigenschaften zur Schau. Und wie am Hofe, so war es auch unter dem Volk. Charlotten's Briefe enthalten ganz entsetzliche Beispiele von der Lasterhaftigkeit der Pariser, und sie ruft zuletzt aus: „Ich muß gestehen, ich bin als verwundert, daß Paris noch steht und nicht versunken ist über alles gar Böses, so Tag und Nacht dort vorgeht.“ „Man liest hier im Land nicht allein die Bibel nicht, sondern die Meisten piquiren sich, sie nicht zu glauben; mich wundert nicht, viel Unglück zu sehen, bin mehr verwundert, Paris nicht mit Feuer vom Himmel verbrannt zu sehen.“ „Alles was man in der Bibel liest, wie es vor der Sündflut und Sodom und Gomorrha hergegangen, kommt dem Pariser Leben nicht bei.“

Bei allem Mangel an Religiosität und Moralität versäumte König Ludwig und sein Hof nicht, durch täglichen Besuch der Messe und durch andere Neußerlichkeiten den Schein von Frömmigkeit zu erregen und das eigene Gewissen zu beschwichtigen. Dies gestaltete sich in jenen Zeiten, als Ludwig zu altern begann und die Marquise von Maintenon (so genannt nach einem von ihr angekauften herrschaftlichen Gut) die Herrschaft am Hofe führte, zu jenem häßlichen Extrem, das man Scheinheiligkeit hätte nennen können, das man aber „Devotion“ nannte. „Devot“ zu sein, lautete nun das einfache Recept, durch dessen Anwendung man in Versailles Carrière machte.

Die Maintenon hatte die ersten Jahre ihres Lebens in Amerika verlebt und war in ihrem vierzehnten Jahre als Fräulein von Aubigné nach Paris gekommen. Aus Mangel an Subsistenzmitteln mußte sie bald bei einer reichen, stolzen Frau die Stelle einer Gesellschaftsdame annehmen. Hier hatte sie alle Gelegenheit, diejenige Eigenschaft, welche sie in ihren späteren Lebensphasen so gut brauchen konnte und in so ausgezeichnetem Grade entfaltete, sich anzugewöhnen: die Geduld, die Ausdauer, die Kunst, sich in andere Menschen zu schicken, die Aufwallungen des eigenen Willens zurückzudämmen, auch das Unangenehme scheinbar mit Freuden zu thun,

ganz in dem Willen eines Anderen aufzugehen und die eigenen Pläne nur so nebenbei anzubringen, unter der Hand einschlüpfen zu lassen oder, wenn es sein mußte, mit der Resignation, aber auch mit der Fähigkeit eines geborenen Verschwörers, auf gelegenerer Zeit aufzuschieben.

Unter diesen Verhältnissen lernte sie den berühmten komischen Dichter Scarron kennen. Sein Geist, sein Wiß machte ihn zu einem der ausgezeichnetsten Köpfe; da er aber um vieles älter war als sie und sehr häßlich ausah, so war es einem jungen schönen Fräulein nicht zu verargen, wenn sie sich vor seinen Bewerbungen zurückzog. Er trug ihr seine Hand an, und sie nahm sie an. Der Dienstbarkeit müde sehnte sie sich nach einer selbständigen Stellung, übersah mit der Nachsicht einer barmherzigen Schwester das viele unnöthige Schnörkelwerk, welches die verschwenderische Natur an dem Körper Scarron's angebracht hatte, und fühlte sich glücklich, der männlichen Welt die Thüren ihres Empfangszimmers zu öffnen. Kammen früher die feinen Köpfe von Paris zu Scarron, um seine satirische Alder zu bewundern, so galt nun die Wallfahrt zugleich der schönen, geistreichen Frau. Sich zum Mittelpunkt einer glänzenden Gesellschaft zu machen, war ganz nach ihrem Geschmack.

So trieb sie es neun Jahre; der gute Scarron starb, und bei dem kleinen Gehalt, auf den sie beschränkt war, hielt sie es für das Beste, sich in eine beschauliche Einsamkeit zurückzuziehen. Gebetbücher und derartige Lektüre, fleißiger Kirchenbesuch und Werke der Buße wurden nun mit Ostentation vorgenommen.

Als Erzieherin seiner illegitimen Kinder lernte sie der König später am Hofe kennen, unterhielt sich öfters mit der Witwe Scarron, schätzte ihr feines, würdevolles Benehmen, las ihre Briefe, die wie zum Drucken geschrieben waren, mit größtem Interesse und hörte gar gern, wenn die kluge Witwe einen salbungsvollen Lobgesang auf seine glorreiche Majestät anstimmte. Er mußte sich sagen, daß hier mehr Bildung und Verstand zu finden sei, als er bisher bei Hofdamen gefunden hatte.

An ernste Thätigkeit, an Lektüre sein ganzes Leben lang nicht gewöhnt, suchte er die Leere, die er in späteren Jahren in sich fühlte, durch die Gefühle der Freundschaft, durch die Unterhaltung mit einem ruhigen, verständigen Wesen auszufüllen. Mit großer

Befriedigung bemerkte sie, wie unentbehrlich sie dem Könige werde, bot alle ihre Unterhaltungskunst auf, um seine bösen Launen zu verschuchen, seine Langeweile zu vertreiben, hütete sich sorgfältig, ihm in irgend etwas zu widersprechen, zeigte eine wohl berechnete Zurückhaltung und Sittsamkeit, und ermahnte ihn sogar, sich seiner Gemahlin, der er fast ganz entfremdet geworden war, wieder zu nähern. Zugleich wirkte sie auf sein im dumpfen Kirchenglauben aufgewachsenes, abergläubisches Gemüth durch religiöse Vorstellungen ein und verband sich zu diesem Zweck mit seinem Beichtvater La Chaise.

Die Königin starb; Frau Scarron that, als ob sie den Rückzug antreten wollte, und Ludwig, der nothwendig ein weibliches Wesen an seiner Seite haben mußte, ohne weibliche Unterhaltung und Leitung ja nimmer leben konnte, faßte den kühnen Entschluß, sie zu heiraten. Als er dies seinem Kriegsminister Louvois mittheilte, blieb dieser wie versteinert vor ihm stehen und rief endlich aus: „Ist's möglich? Der größte König auf der Erde will sich so entehren, die Witwe Scarron zu heiraten?“ Ludwig blickte ihn halb verlegen, halb zürnend an. Jener warf sich ihm zu Füßen und beschwor ihn um alles, diesen Vorsatz aufzugeben. Mergelich sagte Ludwig: „Sind Sie närrisch? Stehen Sie auf!“ Am andern Morgen warf die heiratslustige Witwe, welcher der König natürlich den ganzen Vorfall hatte erzählen müssen, dem Kriegsminister sehr kriegerische Blicke zu. Ihr Wille wurde zwar durchgesetzt, aber nur halb. Auf Louvois' dringendes Zureden verstand sich Ludwig dazu, sich in aller Stille und ohne die Sache nachher bekannt zu machen, trauen zu lassen. In Gegenwart des Paters La Chaise, des Gouverneurs von Versailles, eines Kammerherrn und des ersten Kammerdieners wurde in der Schloßkapelle von Versailles die Trauung vollzogen. Die Sache blieb kein Geheimniß. Jedermann wußte, daß Frau von Maintenon die Gemahlin Ludwig's war, und in ihren Gemächern wurde sie auch als solche behandelt, in Gegenwart von Fremden nur als Hofdame, als Marquise vorgestellt.

So viel sie aber auch erreicht hatte, so groß auch der Absprung von dem amerikanischen Fräulein und der Pariser Gesellschaftsdame bis zur Gemahlin des mächtigsten Königs war, so war es ihr doch nicht genug: Königin wollte sie sein und nicht bloß sein,

sondern auch heißen, vor aller Welt als solche anerkannt und verehrt werden. Sie hätte freilich mit der Stellung und dem Einfluß, den ihr Ludwig einräumte oder den sie hinter seinem Rücken ausübte, füglich zufrieden sein können. Während sie eine weibliche Arbeit vor sich hatte oder in einem Buche zu lesen schien, verhandelte Ludwig in ihrem Zimmer mit seinen Ministern; alle Auszeichnungen, alle wichtigen Aemter giengen durch ihre Hand; alle Staatsangelegenheiten wurden zuerst zwischen ihr und den Ministern abgemacht und dann dem König in einer Weise vorgelegt, daß er wie von selbst auf die nämliche Entscheidung kam, welche Frau von Maintenon bereits sanktionirt hatte.

Auch in seiner Familie spielte sie nichts weniger als die Geduldete, sondern trat weit herrischer auf, als es die Königin je gethan hatte. Die Töchter und Schwiegertöchter des Königs kanzelte sie mit der Virtuosität einer alten Gouvernante ab, und mehr als einmal verließen sie ihr Zimmer mit weinenden Augen. Ihr Stolz, ihr Ehrgeiz, ihre Herrschsucht wurden unerträglich, und um so fühlbarer ließ sie ihre Macht werden, je tiefer es sie kränkte, daß der sehnlichste Wunsch ihres Herzens, die öffentliche Bekanntmachung ihrer Ehe und ihre Erhebung zur königlichen Majestät, bei dem sonst so willfährigen Ludwig beharrlich kein Gehör fand. Der Aerger hierüber kühlte ihre Neigung für den König, wenn sie je welche hatte, von Jahr zu Jahr mehr ab, und da man ihrem oft wiederholten Ausspruch, daß es keine größere Pein gebe, als täglich einen Menschen unterhalten zu müssen, der für Unterhaltung nicht mehr empfänglich sei, ein klein bißchen Wahrheit nicht absprechen kann, so läßt sich daraus, auch ohne daß man seiner Phantasie zu viel zumuthet, ein Blick in die Herzenskammer dieser Dame thun, wo eine dicke Kruste von Heuchelei hinter dem glatten Demutsgesicht, ein unschönes Farbenpiel hinter dem obligaten Goldschnitt, ein ordinäres Christenthum hinter den beichtväterlichen Phrasen versteckt war.

In ihrem Streben, daß alles, was zum Hof gehöre, ihrem Willen sich fügen solle, stieß sie auf zwei bedeutende Hindernisse: das eine war Charlotte, das andere deren Sohn. Bei der einflußreichen Stellung, welche die Marquise einnahm, bemühte sich auch Charlotte, mit ihr in ein freundliches Verhältniß zu treten; aber

die Charaktere waren zu verschieden, als daß sich ein günstiger Erfolg erwarten ließ. Auf der einen Seite war ein weiblicher Parvenü von zweideutiger Vergangenheit, welcher, obgleich von königlichen Tugenden wenig an ihr zu entdecken war, selbst die Krone nicht zu hoch stand, ein Weib von verzehrendem Ehrgeiz, das in allen Dingen lieber die krummen als die geraden Wege einschlug, den alternden König beständig in einem Dunstkreis von Sinnlichkeit und gedankenloser Andächteilei gebannt hielt, unter den Hofleuten endlose Intriquen einfädelte und von den Verwandten des Königs immer eins hinter das andere, sogar Kinder gegen die Eltern hegte, in Theurungszeiten alles Korn aufkaufte, um es gegen enorme Preise wieder zu verkaufen, und in Verbindung mit dem gleich heuchlerischen Beichtvater La Chaise und dessen heillosen Nachfolger Tellier dem ignoranten König weismachte, daß ihm Gott alle seine vielen Sünden vergeben werde, wenn er die Hugenotten in Frankreich um jeden Preis, sei es auch durch die grausamsten Rachemittel, zum Katholicismus zwingt. Auf der anderen Seite stand die deutsche Fürstentochter, ein Herz ohne Falsch, lauter wie Gold, welche, wie sie selbst sagte, nie ein Blatt vor den Mund nahm, wahrheitsliebend in allem und gegen alle, ohne einen andern Ehrgeiz als den, ihre Pflichten als Gattin und als Mutter zu erfüllen, allen Intriquen und Aufhegereien so feind, daß man sie „la soeur pacifique“ nannte, der Ausgelassenheit des Hoflebens ganz fremd, von tödtlichem Hass erfüllt gegen jenes heuchlerische, unduldsame, ja blutdürstige Christenthum, das nur die Maske war, um ein barbarisches Heidenthum zu verbergen.

In einem engen Raum zusammengedrängt, zu häufigen Begegnungen verdammt, konnten die Gegensätze kaum scharfer einander gegenüberstehen. Wo ihre Bahnen zusammenkamen, konnte es ohne starke Reibungen nicht abgehen. Was der Maintenon an Charlotte am widerwärtigsten war, waren zwei Umstände: daß sie trotz ihres schleichenden Auftretens von der gescheiden Herzogin durchschaut wurde, und daß diese trotz der ewigen Verleumdungen bei dem König in Achtung stand und zwar in größerer als sie selbst. Noch auf dem Sterbebette sagte Ludwig in Gegenwart der Maintenon zu Charlotte: „Man hat alles gethan, was man konnte, damit ich Sie hasse, Madame, aber es ist ihnen nicht gelungen.“ Er hätte

füglich statt „Man“ „die Maintenon“ sagen dürfen. Denn wo sie nur konnte, übte diese ihre kleinliche Rache gegen Charlotte aus, griff mit ihrer eiskalten Hand in ihr Familienleben ein, ließ alle ihre Briefe öffnen, um ein unbedachtames Wort zu einer Anklage zu benutzen, und setzte es durch, daß, wenn der König mit seinen Damen von einem Spaziergang heimkam, alle anderen mit ihm in's Zimmer eintraten, nur sie vor der Thüre verabschiedet wurde. Offen in's Gesicht wagte sie der Herzogin nichts unangenehmes zu sagen, da sie wohl wußte, welch kräftige deutsche Hiebe die Pfälzerin theilen konnte; aber ihr unvermerkt ein Bein zu unterstellen, das war ihre Art.

Charlotte drückte sich mehrmals stark gegen den Anflug mit den Mesalliancen aus und machte keinen Hehl daraus, daß sie auf ihr Pfalzgrafenthum etwas halte. Da klagte ihr einmal die Dauphine, eine pfalzbaierische Prinzessin, daß die Maintenon zwei Mädchen aus Straßburg habe kommen lassen, sie für Pfalzgräfinnen ausbeute und zu einer Art Kammerjungfern ihrer Nichten gemacht habe. „Lassen Sie das nur gehen“, erwiderte Charlotte, „ich will die Sache schon gut machen; denn wo ich Recht habe, frage ich kein Haar nach der alten Hexe.“ „Darauf sah ich,“ schreibt sie, „durch mein Fenster die Nichte mit dem deutschen Mädchen spazieren. Ich gieng aus und machte es so, daß ich ihr begegnete. Ich rief das Mädchen, fragte, wer sie sei. Sie sagte mir ins Gesicht, sie sei eine Pfalzgräfin von Litzelstein. Ich sagte: So? Ihr seid keine Pfalzgräfin; ich kenne Euren Vater und Eure Mutter, und wofern Ihr Euch wieder für eine Pfalzgräfin ausgebt, werde ich Euch den Rock vom Leibe abschneiden lassen, daß ich's mein Leben nicht mehr hören mag. Das Mädchen nahm sich die Sache so zu Herzen, daß es etliche Tage nachher starb. Das andere Mädchen wurde in eine Pension nach Paris geschickt. Als ich der Dauphine den Vorgang erzählte, gestand sie, sie sei froh, daß ich es gethan; denn sie hätte das Herz nicht gehabt. Doch meinte sie, der König würde mich fülzen; aber er sagte nichts weiter als lachend einigemal: „Es ist nicht räthlich, sich über das Kapitel von Ihrem Hause vor Ihnen lustig zu machen; das Leben hängt davon ab.“ Ich erwiderte: „Ich liebe die Lügen nicht.“

Noch ein anderer Vorfall läßt uns einen Einblick in diese

fortwährenden Plänklergefechte thun. Charlotte besuchte die Dauphine und traf sie ganz verzweifelnd und in Thränen, weil die Maintenon ihr gedroht hatte, sie wolle machen, daß sie beim ganzen Hof, auch beim König verhaßt sei. „Ich sieng zu lachen an,“ schreibt Charlotte, „wie sie mir dies erzählte, und sagte: ist es möglich, daß Sie sich von dieser alten Heze so erschrecken lassen? Sie haben ja nichts von ihr zu fürchten; Sie sind Dauphine, die erste in ganz Frankreich; ohne erschreckliche Ursachen kann man Ihnen nichts thun. Darum, wenn sie Ihnen so droht, antworten Sie nur ferm: „Ich fürchte Ihre Drohungen nicht; Frau von Maintenon steht tief unter mir; der König ist zu gerecht, um mich ungehört zu verdammen. Wenn Sie mich beleidigen, so werde ich es ihm selbst sagen, und wir werden sehen, ob er nicht wagen wird, mich zu unterstützen.“ Die Dauphine war nicht faul, sagte von Wort zu Wort, was ich ihr da gesagt. Die alte Gott antwortete: „Diese Worte rühren nicht von Ihnen her, das sind diese verfluchten Reden der Frau Herzogin von Orleans; Sie haben nicht Muth genug, um so nur zu denken; aber wir wollen sehen, ob diese Freundschaft für die Herzogin Ihnen vortheilhaft sein wird.“ Sie hat seitdem der Dauphine nicht mehr gedroht.

Es kann nicht Wunder nehmen, wenn sich Charlotte über diese impertinente Wirthschaft, wo verzweifelte Existenzen sich gegen tugendhafte Prinzessinnen ein Benehmen wie gegen ihre Mägde erlauben wollten, in den stärksten Ausdrücken ausspricht. Vom Pater la Chaise sagte sie: „er war ein alter achtzigjähriger Mann, hatte lange Ohren, groß Maul, dicken Kopf, lang Gesicht, sah in Summa wie ein Esel aus.“ Nach diesem Signalement war es einer intriganten Frau sehr leicht, mit ihm fertig zu werden. Von der Maintenon ist sie überzeugt, daß sie sie „vor ihren Tod nicht leiden kann, daß sie alles thun wird, was sie nur wird erdenken können, ihr böses anzuthun und sie zu chagriniren,“ nennt sie „die alte Hez, die alte Gott, die Kombombel“ (ein pfälzischer Ausdruck für Devot), ja geradezu einen „lebendigen Teufel“. Trotzdem konnte sie es über sich gewinnen, nach dem Tode Ludwig's (1715) der von ihrer Höhe plötzlich herabgestürzten Marquise eine Trauervisite zu St. Cyr abzustatten, wo dieselbe eine Erziehungsanstalt für dreihundert Töchter armer Edelleute gegründet hatte und 1719 starb.

„Madame! was wollen Sie hier?“ fragte Maintenon. „Ich will meine Thränen,“ sagte die Herzogin, „mit den Thränen derjenigen Person vermischen, welche der König zu meinem lebhaften Bedauern am meisten geliebt hat. Das sind Sie, Madame!“ „Allerdings“, versetzte Maintenon, „er hat mich sehr geliebt, aber er liebte Sie wohl ebenso.“ Diesen eifersüchtigen Seufzer beantwortete Charlotte mit den Worten: „Er hat mir die Ehre angethan, mir zu sagen, daß er mir immer seine Freundschaft bewahrt habe, obgleich man alles, was man konnte, gethan habe, um mich verhaßt zu machen.“ Sie fügte noch hinzu, daß sie alles wisse, aber als gute Christin ihrer Feindin gern verzeihe.

Solche Verhältnisse, für eine Fremde, zumal für eine Deutsche, doppelt widerwärtig, ertrug sie um so schwerer, da ihre ehelichen Verhältnisse nichts weniger als günstig waren. Herzog Philipp von Orleans hatte sie geheiratet, weil sein Bruder, der König, wie oben angeführt, die Pfalz als Brautstück mitzubekommen hoffte. Von einer Neigung, die er zu Charlotte gehabt hätte, war weder vorher noch nachher die Rede. Vielmehr war es ihm unangenehm, daß Charlotte nicht bloß Herzogin, sondern auch seine Gattin sein wollte, und er hat sie um Gotteswillen, ihn weniger zu lieben, weil es ihm gar zu „importun“ sei.

Der Herzog war wie ein nachgeborener Prinz im türkischen Serail erzogen worden. Der Kardinal Mazarin, welcher an ihm als Knaben mehr Lebhaftigkeit als an Ludwig bemerkt hatte, sagte zu dessen Erzieher: „Warum wollen Sie denn aus des Königs Bruder einen tüchtigen Menschen machen? Wenn er geschickter und kenntnißreicher als der König wird, so weiß er nicht mehr, was es heißt, blind zu gehorchen.“ Darauf befahl er ihm, die Studien aufzugeben und ihn an Spielereien zu gewöhnen. So wurde er ein Mensch, der, wie Charlotte sagt, „mehr weibliche als Mannsmanieren hatte, weder Pferde noch Jagden liebte, vielmehr nichts als spielen, Cercle halten, wohl essen, tanzen und gepuht sein, mit einem Wort, alles was die Damen lieben.“ Er war der maître de plaisirs und Ceremonienmeister des Versailler Hofes. Zu nichts ernsthaftem fähig, weichlich an Körper und Geist, furchtsam, unselbständig, brauchte er immer jemand, der ihn leitete, ihm allen Klatzch zutrug, ihn gelegentlich belog und betrog. Seine Günstlinge,



wozu besonders der Chevalier de Lorraine gehörte, übten einen fast dämonischen Einfluß auf ihn aus und brachten es durch die gehässigten Bemerkungen über seine Gemahlin dahin, daß er ihr ganz entfremdet wurde, sie geradezu haßte und sie sogar in ihren gewöhnlichen Ausgaben beschränkte. Ein geistig so verkehrt angelegter Mensch mußte gerade für einen Charakter wie Charlotte fast unerträglich sein. Und doch ergab sie sich dreißig Jahre lang mit Geduld in dieses unwürdige Verhältniß und bedauerte nur, daß Monsieur zu spät zur Erkenntniß gekommen sei. Drei Jahre vor seinem Tode, der im Jahre 1701 erfolgte, sah er ein, wie sehr er ihr Unrecht gethan hatte, und verlebte diese letzte Zeit im besten Einverständniß mit ihr.

Wie schwer sie an ihrem Philipp zu tragen hatte, sieht man an verschiedenen, für die Männerwelt nicht sehr schmeichelhaften Bemerkungen: „Das Heiraten ist mir abscheulich verleidet, lieber ledig bleiben als die größte Königin von der Welt werden.“ „St. Paulus sagt: wer heiratet, thut wohl, wer nicht heiratet, thut besser. Das wäre auch wohl mein Sinn gewesen, wenn es sich hätte schicken können; aber es ist mein Destiin nicht gewesen.“ „Der beste Mann taugt den Teufel nicht. Liebe und Treue in der Ehe ist gar nicht mehr Mode. Die einander lieb haben, gelten für ridicül, und doch lassen die Katholischen die Ehe für ein Sakrament passiren.“ Ihre Ansicht über das Wiederheiraten werden nicht gerade alle Witwen theilen: „Ich kann das Wiederheiraten nicht begreifen; denn entweder hat man Ursache gehabt, den ersten zu lieben oder zu hassen. Hat man ihn lieb gehabt, wie kann man dann einen andern in dessen Platz setzen? Und ist man unglücklich gewesen, so kann ich nicht begreifen, wie man es wagen kann, sich wieder in die Gefahr zu begeben. Also kann ich es nicht verzeihen, es sei denn, daß man Hungers stirbt und jemand findet, so einem Brot geben will; in dem Fall ist es erlaubt, sonst nicht.“

In dem Unglück, das sie als Gattin empfinden mußte, hätten ihr ihre Kinder ein Trost und ein Ersatz sein können. Sie hatte deren drei. Das älteste starb als dreijähriger Knabe an der Kunst der Pariser Aerzte. Das zweite, Philipp, blieb länger am Leben, als es für ihn und andere gut war; das dritte war eine Tochter und bekam den Namen der Mutter. An diesen zwei Kindern hieng

ihr Herz, und gern hätte sie dieselben aus der verdorbenen Luft des französischen Hofes nach Deutschland zu ihrer alten Erzieherin, der Frau von Harling, geschickt; aber ihr Herr Gemahl gieng nicht nur auf dies nicht ein, sondern entzog, von seinen Günstlingen aufgehetzt, die Kinder sogar der Aufsicht und Erziehung ihrer eigenen Mutter, und nannte die gesunde Art, wie sie mit denselben umgieng, eine bäurische, welche sich für königliche Prinzen nicht schicke. Statt dessen verzärtelte er die Kinder aufs übertriebenste, suchte ihnen das Gefühl der Furcht vor ihrer Mutter beizubringen und machte die Marschallin von Grangai zur Ehrendame seiner Tochter. „Man kann gedenken, was das für ein schön Exempel für meine Tochter war; es half aber weder Bitten noch Sagen.“ Doch hatte dieselbe von der Mutter her einen so guten Kern in sich, daß sie zwar, wie alle anderen, verweichlicht, aber nicht verdorben wurde und ihr bis zum Ende mit Liebe zugethan blieb.

Als die kleine „Liselotte“ 21 Jahre alt war, dachte die Frau Mama, trotzdem daß „der beste Mann den Teufel nicht taugt,“ doch daran, ob es nicht eine passende Partie für sie gebe. Sie hatte eine „solche estime vor König Wilhelm von England, daß sie den lieber zum Schwiegersohn hätte als den römischen König.“ „Ich kann meiner Tochter das mit Wahrheit nachsagen, daß sie ganz und gar keine pense zur Koketterie und Galanterie hat; auf diesem Artikel gibt sie mir gar keine Mühe und glaube, daß, wer sie auch bekommen mag, hierin nichts wird zu fürchten haben. Schön von Gesicht ist sie nicht, hat aber eine schöne Taille, gute Mienen, hübsche Haut und ist ein gut Gemüthe.“ Mit einiger Besorgniß nahm sie wahr, daß die heiratsfähigen Könige und Herzoge sich anderwärts verfahren: „Ich bin ganz persuadirt, daß meine Tochter ein alt Jüngferchen bleiben wird, daß vor die meine nichts mehr übrig ist.“ Doch so schlimm gieng es nicht; sie bekam noch den Herzog Leopold von Lothringen und lebte mit ihm in einer erträglichen Ehe. Aus dieser Ehe stammte Franz Stefan, Gemahl der Maria Theresia von Oestreich, und so wurde das „alte Jüngferchen“ die Stammutter des lothringischen Kaiserhauses.

Schlimmer stand es mit ihrem Sohn Philipp. Derselbe hatte das Unglück, einen der schlechtesten Menschen, welche je gelebt haben, den Abbé Dubois zum Erzieher zu haben. Dieser Mensch, der

Sohn eines Apothekers, schwang sich von dem niederen Dienst eines Schreibers bei einem Pfarrer bis zum Cardinal und ersten Staatsminister auf. Er hatte weder viele Kenntnisse noch ein einnehmendes Aeußere, vielmehr einen mißgestalteten Körper und unangenehme Gesichtszüge, aber ungemeyne Schlaueit, Menschenkenntniß, Willenskraft, Beredsamkeit. Da er an seinem Zögling einen starken Hang zur Sinnlichkeit bemerkte, so stürzte er ihn mit der Berechnung eines Mephistopheles in einen Abgrund von Ausschweifungen, aus denen der intellektuell und gemüthlich reich ausgestattete Prinz als ein vollendeter Roué hervorgieng. Nur ein Thor, sagte ihm Dubois, könne an Freundschaft, an Tugend, an Gott und Unsterblichkeit glauben; die göttlichen Gebote seien von unsinnigen Menschen erdacht und nur für Kinder und alte Weiber; der Mensch sei nur des Genusses willen da; den Becher der Sinnlichkeit bis zur Reige zu leeren, solle sein höchstes Streben sein. Ein Prinz wie er dürfe sich über alle Schranken hinwegsetzen, alles sich für erlaubt halten.

Dieser schauerhaften Erziehung sah des Prinzen Vater mit aller Gemüthsruhe zu, und als der König ihn fragte: „Was für eine Religion hat denn mein Neffe?“ erwiderte er ihm mit lustigem Humor: „Er hat die Religion seines Lehrers, welcher selbst keine hat.“ Kaum war der Prinz 17 Jahre alt, so sollte er schon heiraten, und zwar eine illegitime Tochter Ludwig's, Fräulein Franziska Maria. Die Geduld Charlotten's war vollständig aus, als sie dies hörte; ihr Sohn wehrte sich gleichfalls, so gut er konnte; aber es half nichts, denn die Maintenon wollte diese Heirat und hatte bereits Dubois für ihren Plan gewonnen. Durch diese Mesalliance, durch diese Verbindung der legitimen und illegitimen Glieder der königlichen Familie sollte ihre eigene standeswidrige Verbindung um so mehr legitimirt, überhaupt der Unterschied von Legitimität und Illegitimität immer mehr verwischt werden. Zugleich wollte die Marquise für die Zukunft sorgen: möglichenfalls konnte der Prinz nach dem Tode Ludwig's Regent oder gar König werden, und sie hielt ihren Einfluß, ihre hohe Stellung für gesichert, wenn sie ihm ihren früheren Zögling, eben jene Franziska, an die Seite gab. Die Heirat gieng vor sich, und Charlotte schreibt von ihrer Schwiegertochter: „Mein Sohns Heurath hat mir mein ganz Leben verfaßzen

undt mein freudig Gemüthe ganz verstört;“ „Die Fraw ist falsch wie der Teuffel undt seine Mutter.“

Aber die Berechnung erwies sich falsch. Der Prinz, welcher, wie seine Mutter das pharisäische Geseuz der Maintenon durchschaute und verlachte, war nicht der Mann für ihr Gängelband. Sobald sie dies merkte, machte sie rasch eine Schwenkung und entwarf einen anderen Schlachtplan. Die große Sterblichkeit im königlichen Hause übte dabei ihren natürlichen Einfluß aus. Denn nicht genug, daß Ludwig's einziger Sohn, der schon fünfzigjährige Dauphin, im Jahre 1711 starb, im folgenden Jahre starb auch dessen Sohn, der geistvolle Herzog von Bourgogne samt seiner Gemahlin am higigen Fieber, und ein paar Wochen darauf von ihren zwei Söhnen der älteste Prinz, ein fünfjähriger Knabe, an der gleichen Krankheit. Von der langen Reihe einer gesegneten Nachkommenschaft sah Ludwig, der in seinen Eroberungskriegen so viele Tausende seiner Unterthanen hingeopfert hatte, als sollte damit die Rechnung im großen Schicksalsbuch ausgeglichen werden, alle seine männlichen Sprößlinge (außer Philipp von Anjou, seinem Enkel, der als König von Spanien auf die Thronfolge in Frankreich hatte verzichten müssen) vor sich ins Grab sinken bis auf den einzigen schwächlichen Urenkel, der bei Ludwig's Tode erst fünf Jahre alt war und später als Ludwig der fünfzehnte eine so traurige Berühmtheit erlangt hat. Diese raschen Todesfälle hatten etwas Auffallendes, und da der Prinz von Orleans am meisten Vortheile davon hatte, die Regentschaft ihm nun sicher war, bei der schwachen Konstitution des kleinen Ludwig der Thron in halber Aussicht stand, so wagte es die Maintenon, auf ihn als denjenigen hinzudeuten, der alle diese Personen vergiftet habe und nicht ruhen werde, bis auch der Urenkel aus dem Wege geräumt sei. Es gelang ihr endlich, den König kurz vor seinem Tode zu vermögen, daß er in seinem Testament dem illegitimen Herzog von Maine, ihrem Liebling, den Befehl über die Heere und die Erziehung des Dauphin übertrug.

Raum aber hatte Ludwig die Augen geschlossen, so wurde der Herzog von Orleans von dem Parlament zu Paris, das seiner beredten Aussprache Beifall zollte, als Regent anerkannt und das Testament unbeachtet bei Seite gelegt. Die Maintenon mit ihrer

Klientenschaft, von der Charlotte sagt, daß es kein falscheres und böferes Geschlecht auf der Welt gebe als dieses, mußte den Hof verlassen. Man glaubte nun, jetzt sei Charlotten's Zeit gekommen, und sie werde als Mutter des Regenten eine Rolle spielen. Aber mitten im Wellenschlag der aufgeregten Faktionen blieb sie ruhig innerhalb ihrer vier Wände und wollte es bleiben. „Regieren habe ich nie gelernt,“ sagte sie. „Ich verstehe mich weder auf Politik noch auf Staatsfachen und bin viel zu alt, was so schweres zu lernen. Mein Sohn hat Gottlob Verstand, die Sache ohne mich auszuführen. Dieses Königreich ist zu seinem Schaden lange genug durch Weiber, alt und jung, regiert worden. Es ist einmal Zeit, daß man die Mannsleute regieren läßt; also habe ich die Partie gefaßt, mich in gar nichts zu mischen. In England können Weiber regieren; aber wenn's recht geht, sollen in Frankreich die Männer allein regieren.“

Dazu wäre ihr Sohn ganz der Mann gewesen, wenn er nur nicht so gründlich verdorben gewesen wäre. Trotz der dringenden Mahnungen seiner Mutter entließ er den Abbé Dubois nicht, sondern ernannte ihn zum Staatsrath. Was er von ihm hielt, kann man aus den Worten, mit denen er diese Ernennung begleitete, entnehmen: „Aber ein bißchen Rechtlichkeit, Abbé, ich bitte darum.“ Und als jener in Folge seiner Ausschweifungen aufs Sterbebett geworfen wurde und gerade ein schweres Gewitter heraufzog, sagte der Regent lachend: „Das, hoffe ich, ist Reisetwetter für meinen Kauz.“ Charlotte schreibt: „Der Kardinal Dubois hat mein ganzes Leben vergiftet, er ist ein falscher Erzschemel, wie es in ganz Frankreich keinen ärgern gibt, dieser kleine Teufel gehört eher an den Galgen als an den Hof.“ Auch an der Familie ihres Sohnes konnte sie keine Freude haben: „Die Mutter erzieht die Kinder, daß man Schand und Spott daran hat, alle Tage muß ich dies vor meinen Augen sehen, und alles, was ich dagegen sage, hilft nichts.“ Eine der erwachsenen Töchter nennt sie eine tolle Hummel, mit der sie viel Handel bekommen habe. Von einer zweiten Enkelin, der Herzogin von Berry, schreibt sie: „Sie ist wenig zu Mittag, aber wie wäre es möglich, daß sie recht essen könnte? Sie liegt im Bett und isst einen Haufen Käskuchen von allerhand Gattung, steht nie vor zwölf auf, um zwei geht sie an

die Tafel, ißt wenig, um drei geht sie von Tafel, thut keinen Schritt, um vier bringt man ihr allerhand zu essen: Salat, Kästuchen, Obst; Abends um zehn geht sie zum Nachtessen, ißt bis um zwölf, um ein oder zwei geht sie zu Bett; um zu verdauen trinkt sie die stärksten Branntweine.“ Zwei Jahre darauf lautete das Zeugniß der Frau Großmama nicht viel besser: „Die Krankheit der Herzogin von Berry kommt von dem abscheulichen Essen, so sie vergangenes Jahr gethan: sie kam her, setzte sich in die Seine, blieb 3—4 Stunden im Wasser, aß Pasteten, Kuchen, Salat, Schinken, Würste, allerhand so Zeug, fuhr wieder aus, spazierte bis gegen Mitternacht, dann setzte sie sich wieder an die Tafel und aß aufs neue bis um drei Uhr Morgens, und darauf gleich wurde sie auch so dick wie eine gemästete Gans.“ Kaum sind zwei Monate verfloßen, so kommt schon der Todtenschein: „Die arme Madame de Berry hat sich zu Tod gegessen, und daran ist ihre Favoritin Schuld. Man weiß nun, daß sie ihr Nachts allerhand Sachen zu essen gegeben: Fricassée, kleine Pasteten, Melonen, Salat, Milch, Feigen und Pflaumen, und böß Bier in Eis gekalt trinken machen und die Thüre zugesperret und in 14 Tagen keinen Doktor sehen lassen; das hat gemacht, daß das Fieber kontinuierlich worden mit zwei redoublement des Tags, so man nicht mehr hat aufhalten können.“

Wenn auch Charlotte oft rühmt, wie sehr ihr der Sohn trotz seines Leichtsinns zugethan bleibe, wie er überall ihre Partei nehme und ihre ernstern Ermahnungen geduldig anhöre, so mußte sie noch weit öfter klagend eingestehen, daß alle Worte nichts fruchteten. Ihre Lage war auf diese Weise eine klägliche. Drei Jahrzehnte lang hatte sie die Günstlingswirthschaft ihres schwachsinnigen Gemahls mit all der Schmach und dem Unfrieden, den sie ihr brachte, ertragen, eben so lang den jesuitischen Nadelstichen der Frau von Maintenon sich ausgefetzt gesehen, und nun, da jener in der Gruft von St. Denis lag, diese in ihrer Mädchenanstalt zu St. Cyr wie in einer Verbannung lebte, wäre ihr während der Regentschaft ihres Sohnes, im Kreise ihrer Enkel ein friedlich beleuchteter Lebensabend zu gönnen gewesen. Es war nicht so beschlossen. Ein und fünfzig Jahre sollte sie in den Schlössern von St. Germain, von Versailles und in Paris zubringen und eine Fremde bleiben. In ihrer Stellung als Gattin und als Mutter tödtlich verletzt, von

den Intriguen und Ausschweifungen des Hofes angewidert, wurde sie zur Einsiedlerin und brachte ganze Tage, in ihr Cabinet eingeschlossen, mit Lesen und Schreiben zu. Mit ihren alten Bekannten in Deutschland und anderwärts, mit verwandten Naturen sich schriftlich zu unterhalten, ihre innersten Gefühle und Anschauungen, welche der Hof von Versailles weder verstand noch verstehen wollte, mit der Frische und Ursprünglichkeit ihres allzeit jugendlichen Gemüths zu entfalten, ihr tiefes Weh in ein theilnehmendes Frauenherz auszuschütten, ihre reiche Menschenkenntniß, ihre Beobachtungen von Sitten, Gebräuchen, Ereignissen den neugierigen Freundinnen mitzutheilen, ihr Lob der Heimat, ihre Sehnsucht nach dem lieben Deutschland, vor allem nach dem lieben Heidelberg auszudrücken, mitunter auch eine interessante oder pikante Neuigkeit zu erzählen, war ihrem lebhaften Geiste Bedürfniß, ihrem liebevollen Herzen ein süßer Trost.

„Ich habe viel zu schreiben,“ sagt sie. „Sonntag schreibe ich an ma tante unsre liebe Kurfürstin (von Hannover) und in Lothringen (an ihre Tochter), Montags in Savoyen (ihrer zweiten Stieftochter) und an die regierende Königin von Spanien (ihre älteste Stieftochter), Dienstag zu Lothringen, Mittwoch nach Modena, Donnerstag wieder nach Hannover, Freitag zu Lothringen, Samstag ersetze ich, was ich in der Woche nicht habe schreiben können. Wenn ich einen Tag 20 Seiten an die Prinzessin von Wales geschrieben und 10 oder 12 Seiten an meine Tochter, 20 in französisch an die Königin von Sicilien, alsdann bin ich so matt, daß ich keinen Fuß auf den andern setzen kann.“ Sie tadelt es, wenn ihre deutschen Verwandten und Bekannten ihr französisch schreiben, und freut sich, daß der Philosoph Leibniz ihr das Zeugniß gibt, daß sie nicht übel deutsch schreibe; „das tröst mich recht; denn ich würde recht betrübt sein, wenn ich es vergessen sollte.“

In ihrer schmucklosen Weise, in der derben Sprache ihres Jahrhunderts, in der heiteren Lebensphilosophie einer Pfälzerin schildert sie in ihren Briefen sich selbst, ihr ganzes Thun und Treiben und was um sie her vorgeht.

Wenn sie nicht so aus dem Grunde lustig wäre, meint sie, wäre sie vielleicht vor Kummer längst gestorben; so aber werde sie nur dick davon, habe eine monströse Taille in Dicke, sei so viereckig

wie ein Würfel. „Ich muß wohl häßlich sein, ich habe keine traits gehabt, kleine Augen, kurze, dicke Nase, platte, lange Lippen, das kann kein Gesicht formiren, große hangende Backen, ein groß Gesicht, und bin gar klein von Person, dick und breit, kurzer Leib, Summa Summarum: ich bin gar ein häßlich Schätzchen.“ Dies ist nun freilich eine humoristische Selbstkarrikatur. Die noch erhaltenen Porträts zeigen vielmehr, daß ihre Miene durch den Ausdruck ihres ehrlichen, gutmüthigen und munteren Wesens etwas sehr Anziehendes hatte. Es kam ihr sehr zu gut, daß sie von Natur mehr lustig als traurig war, „aber wenn mich was betrübt, geht es mir erschrecklich zu Herzen.“ Noch in ihrem Alter erinnerte sie sich, wie sie in ihrer Kindheit ein wenig muthwillig war und, als ihr die Hofmeisterin die Ruthe geben wollte, so stark zappelte und derselben so viele Stöße mit ihren Füßen gab, daß sie schier zu Tod fiel, oder an das schreckliche Donnerwetter zu Mannheim, bei welchem die furchtsame Jungfer Kolbin so abscheuliche Grimassen schniedet, daß sie meinte, sich krank zu lachen.

Die Vorliebe für alles, was deutsch ist, die Bevorzugung deutscher Sprache, Sitten und Personen klingt in ihren Briefen durch alle Tonarten durch: „Ich halte es für ein groß Lob, wenn man sagt, daß ich ein deutsch Herz habe und mein Vaterland liebe. Könnte ich mit Ehren nach Deutschland, würdet Ihr mich bald sehen. Deutschland war mir lieber, und ich fand es nach meinem Sinn viel angenehmer, wie es weniger Pracht und mehr Aufrichtigkeit hat. Nach Pracht frag ich nichts, nur nach Redlichkeit, Aufrichtigkeit und Wahrheit. Es schickt sich leider nicht, daß ich wieder nach Deutschland soll. Man hat mich, unter uns geredet, wider meinen guten Willen hieher gesteckt; hier muß ich leben und auch sterben, ich mag wohl oder übel sein.“ „Deutschland ist mir noch allezeit lieb, und ich bin so wenig propre vor Frankreich, daß ich mein ganzes Leben mitten im Hof in einer großen Einsamkeit zubringe. Ich höre als recht gern, wie es in Deutschland zugeht, bin wie die alten Kutscher oder Fuhrleute, die noch gern die Peitsch klacken hören, wenn sie nicht mehr fahren können.“ Daher kann sie es auch nicht ertragen, Deutsche zu finden, die ihre Muttersprache so verachten, daß sie nie mit anderen Deutschen reden oder schreiben wollen, und sie findet es abgeschmackt und ridicül, wenn



unsere guten ehrlichen Deutschen nicht befolgen, was man guts in Frankreich thut, dagegen das befolgen, was selber hier getadelt wird. Ihr warmes Nationalgefühl ist empört über die schimpflichen Bedingungen, durch welche der Kurfürst von Sachsen im Ultranstädter Frieden sich den Schwedenkönig Karl XII. vom Hals schaffte: „In meinem Leben habe ich nichts abscheulicheres gehört als den Frieden, so König Augustus gemacht. Er muß voll und toll gewesen sein, wie er die Artikel eingegangen ist; für so ehrvergeffen hätte ich ihn mein Leben nicht gehalten; ich schäme mich vor unsere Nation, daß ein deutscher König so unehrllich ist.“ Auch kann sie nicht begreifen, daß der König von Preußen (Friedrich I.) alles versucht, was möglich, um mehr Ceremonien zu haben; denn „wie Ihr wohl wißt, so bin ich der Ceremonien Erbfeind.“ Um so besser ist bei ihr König Wilhelm von England angeschrieben, der „durch seine Verdienste gewiß einer von den größten Königen ist, die jemals gekrönt worden.“ Schlimmer kommt der Herzog von Braunschweig weg, der nicht nur, was ihre Standesehre verletzt, eine Misheirat eingeht, sondern vollends eine Französin heiratet, „die sich hier glücklich geschätzt hätte und allen ihren möglichsten Fleiß angewandt hatte, um einen von des Herzogs von Orleans ersten Kammerdienern zu heiraten, dessen Sohn noch in meinen Diensten ist.“

„Wie kommt es,“ fragte sie ihre Halbschwester, „daß Ihr ein französisch Fräulein habt? Das sind gewöhnlich gar schlechte Edelleute, so gar nicht mit unserem deutschen Adel zu vergleichen sind. Denn wenn hier ein Bürgerlicher eine Sekretärsstelle vom König kauft, passirt er gleich vor ein gentilhomme.“ Was will „so ein lumpiger Duc“ heißen gegen einen Pfalzgrafen bei Rhein?

Bis aufs Essen und Trinken erstreckt sich ihr Widerwille gegen das ihr aufgedrängte Franzosenthum. Die Delikatessen der französischen Küche lassen sie die einfache, kräftige, gesunde Kost ihrer Heimat nur um so mehr vermissen. „Es ist nun 34 Jahr, daß ich in Frankreich bin, und habe mich noch nicht an das Essen hier im Lande gewöhnen können, esse mein Leben keinen Ragout, kann weder Thee, Kaffee noch Chocolate vertragen, kann nicht begreifen, wie man es gern trinkt. Thee kommt mir vor wie Heu, Kaffee wie Ruß und Feigenbohnen, und Chocolate ist mir zu süß, thut mir wehe im Magen; guten braunen Kohl, Sauerkraut, Schinken

und Knackwurst schmecken mir viel besser, und ein guter Krautsalat mit Speck, diese delikaten Speisen sind meine Sache. Auch eine gute kalte Schale oder eine gute Biersuppe thut mir nicht wehe im Magen; aber das kann man hier nicht haben. Man kann hier keine guten Pfannkuchen machen, Milch und Butter sind nicht so gut als bei uns, auch haben die französischen Köche den rechten Griff nicht dazu. Wie gern wollte ich den Pfannkuchen von Curer Kammermagd essen! Das sollte mir besser schmecken als alles was meine Köche machen.“ Lieber als Kaffee trank sie einen guten Wein; doch konnte sie den Burgunder nicht vertragen, weil er ihr weh im Magen that und ihr wie ein Stein drin liegen blieb; sie trank bis in ihr spätes Alter ihren edlen Bacharacher. Uebrigens fehlte ihr gänzlich, was die Würze der Mahlzeit ist, gute Gesellschaft und angenehme Unterhaltung; vielmehr schreibt sie während ihres Wittwenstandes: „Ich esse das ganze Jahr zu Mittag Mutterallein, eile mich so viel möglich, denn es ist verdrießlich, allein zu essen und zwanzig Kerls um sich zu haben, so einem ins Maul sehen und alle Bissen zählen; esse deßhalb in weniger als einer halben Stunde; Nachts esse ich mit dem König, da sind wir fünf oder sechs an Tafel, jedes ist vor sich weg wie in einem Kloster, ohne ein Wort zu sagen, als ein paar Worte heimlich an seinem Nachbar.“ Auch sonst hatte sie es sehr einsam; sie that „ihr bestes wie einer, der für sich allein geigt.“ Zur Kurzweil unterhielt sie eine kleine Menagerie von Kanarienvögeln, Papageien, Katzen und Hunden, sah in den Katzen die artigsten Thiere von der Welt, hatte zuletzt „nur noch neun Hunde in ihrer Kammer, darunter eine Hündigen, die reine inconnue, das alles versteht wie ein Mensch und keinen Augenblick von mir sein kann, ohne bitterlich zu weinen und zu heulen; auch kommt sie nie von mir, als wenn ich bei Madame de Berry bin; da lass’ ich sie in der Kutsch; die Betrübniß ist groß, aber die Freude auch, wenn sich mich wiedersieht.“

In dieser kerndeutschen Natur kann man die pfälzische Specialität unschwer hindurchschimmern sehen, jenes muntere, witzige, zwanglose Wesen, das man noch heutzutag dort trifft. Mit schmerzlicher Sehnsucht fühlte sie sich stets nach diesem Lande hingezogen und freute sich zu bemerken, daß sie „die guten ehrlichen Pfälzer noch lieb haben,“ behielt auch noch manchen klassischen Ausdruck im Ge-

dächtniß und im Gebrauch; denn sie ist manchmal, „wie man in der lieben Pfalz sagt, krittlich wie eine Wandlaus.“ Auch sind die Heidelbeere, welche man ihr aus der Normandie bringt, bei weitem nicht so schön, saftig und süß, wie die zu Heidelberg am Berg. Nur mischt sich seit den Jahren 1688 und 1693 in dieses Jugendbild immer die Erinnerung an jene Greuel, zu welchen Louvois den König Ludwig beredet hatte. Es graust ihr noch in späten Jahren, wenn sie an alles denkt, was dieser Louvois hat brennen lassen, und sie glaubt, er werde dafür in jener Welt auch recht brennen und schmoren. Freude macht es ihr zu hören, daß Heidelberg und Schwetzingen wieder so wohl aufgebaut ist; sie verlangt nach einem Abriß von den beiden Städten, um sich wieder orientiren und alte Erinnerungen auffrischen zu können, ist aber sehr ungehalten darüber, daß der neue Kurfürst das alte liebe Schloß von Heidelberg nicht wieder zurecht läßt machen, da es ja das Stammhaus ist, und vollends die arme Pfalz verlassen und in seinem Neuburgischen Düsseldorf residiren will. Auch dünkt es ihr, daß er besser daran thäte, sein Geld an die armen verderbten Pfälzer anzuwenden als an Carnevals-Divertissements, das wäre löblicher vor Gott und der Welt; es sei gar nicht à propos in jetziger Zeit, 20 000 Thaler an eine Oper zu wenden, während das arme Schloß noch zertrümmert dastehe. Endlich hört sie mit Vergnügen, daß man auch wieder am Schloß arbeitet; „aber was mich recht ärgert, ist, daß ein Jesuitenkloster gebaut wird.“ „Jesuwitter stehen Heidelberg übel an, wie auch Franziskanermönche, so die Klosterkirch inhaben. Mein Gott, wie oft habe ich an dem Berg Kirschen gegessen morgens um fünf Uhr mit einem guten Stück Brot; damals war ich lustiger als ich nun bin.“

Rührend ist die innige Liebe, welche Charlotte stets zu ihren Halbschwestern, den Raugräsinnen Luise und Amalie und deren Brüdern, behält. „Herzlieb Karlsruhen!“ schreibt sie dem Raugrafen Karl Ludwig, „ich schreibe Euch hier ein Zettelchen, worin ich Euch erinnere, daß Ihr mich als lieb behalten sollt; denn ich hab Euch Schwarzköpffel recht lieb.“ „Herz allerlieb Karlsru! alle unsere Jungfern am Hofe fragen gar oft wie es Euch geht, und sagen, sie möchten Euch gern wieder sehen.“

Ihrer Gesundheit wegen machte sie sich täglich tüchtige Be-

wegung und war Freundin der Jagd, ritt schnell und sicher, wie der rüstigste Jäger. Mit den Ärzten stand sie auf einem ziemlich gespannten Fuß. Als man ihr bei ihrer Ankunft am französischen Hofe ihren Leibarzt vorstellte, erklärte sie, so was brauche sie gar nicht. Sie habe sich niemals zu Ader gelassen und nie zu purgiren eingenommen. Wenn ihr nicht wohl sei, so trolle sie ein paar Meilen zu Fuß herum, dann sei alles wieder in Ordnung. Bei dem Eintreten eines neuen Arztes sagte sie: „das ist mein vierter Doktor, seit ich in Frankreich bin, der wird mir wohl den Garaus machen“.

Die herzliche Theilnahme ihres Sohnes, der, besonders seit seine Tochter, die Herzogin von Berry, gestorben war, öfter zu ihr kam, brachte ihr bei der Abnahme ihrer körperlichen Kräfte viel Trost. „Er war bang,“ sagte sie, „daß ich sterben würde, und froh, wie er mich hat genesen sehen, seine Visiten sind mir gesunder als das Quinquina, sie thun mir nicht wehe im Magen und erfreuen mir das Herz, er erzählt mir als was possirliches, so mich lachen macht; denn er hat Verstand und erzählt gar artig“. Ihre Willenskraft, ihr lebhafter Geist erhielten sie auch im hohen Alter aufrecht; ihr Charakter sicherte ihr die Achtung aller rechtlichen und intelligenten Leute. So schildert sie der Herzog von St. Simon als „eine Fürstin ganz aus der alten Zeit, anhänglich an Ehre, Tugend, Rang, Größe, in Sachen des Anstandes unerbittlich, eine treffliche und treue Freundin, zuverlässig, wahr, gerade, derb, in allen ihren Sitten sehr deutsch und bieder.“ Kräftige, energische, offene Naturen gefielen ihr ganz besonders; Leute dagegen, wie der Herzog von Richelieu, in welchen alle Damen von Paris verliebt waren, sind ihr nichtswürdige Menschen. „Es ist ein klein Krötchen“, sagt sie von ihm, „so ich gar nicht artig finde, hat keine Mienen, noch weniger Courage, ist impertinent, untreu, indiscret; ich heiße ihn allezeit Hinkelmann, denn er gleicht diesem Poltergeist wie zwei Tropfen Wasser.“

Auch im Landschaftlichen zog sie das Natürliche und Einfache dem Künstlichen vor. Auf die Gebäude und Anlagen in den königlichen Schlössern wurden zwar ungeheure Summen verwandt, von 1674 bis 1690, wie man sagt, gegen 150 Millionen Livres, und der Garten zu Versailles mit seinen Grotten, Springbrunnen,

Statuen und Baumgängen wurde lange Zeit als ein Wunderwerk angesehen und von den Höfen Europas vielfach nachgeahmt; allein selbst das Kompliment, welches Ludwig seiner Frau Schwägerin machte: „Sie allein sind es, die die Schönheiten von Versailles genießen“, konnte ihr die geraden Linien des mathematischen Bau- meisters Le Notre nicht angenehmer machen, wenn sie dieselben auch aus Mangel an anderem Terrain fleißig genug durchmaß. „Ich sehe lieber Bäume und Erdreich als die schönsten Paläste und lieber einen Küchengarten als die schönsten Gärten mit Marmor und Springbrunnen geziert, und lieber eine grüne Wiese längs eines Baches als die schönsten vergoldeten Cascaden; mit einem Wort: was natürlich ist, gefällt mir besser als alles, was die Künste und Magnificenz erdenken mag; solche Sachen gefallen mir nur im ersten Augenblick; sobald man's aber gewohnt ist, denkt man nicht mehr daran, und was noch mehr ist, man wird bald müde, aber natürlich Wasser, Wiesen und Wälder kann ich mein Leben nicht müde werden.“

Das Jahr 1722 rückte heran. Charlotte legte in demselben ihr siebenzigstes Jahr zurück. Sie fühlte zwar, daß sie sehr abnahm, und wurde so matt, daß sie kaum ihre Feder halten konnte; doch schrieb sie rüstig fort, und die Kaugräfin Luise erhielt noch manchen seitenlangen Brief. Ihre Constitution war immer noch eine günstige, und bei ihrer einfachen Lebensweise schien ihr, ohne daß sie es gerade wünschte, noch mancher Sommer zu erblühen. Die Ungeschicklichkeit der Pariser Aerzte, welche kleine Unpäßlichkeiten noch größer machten, und der Eigensinn eines Chirurgen, welcher der alten Frau durchaus Blut abnehmen wollte und bei seinem Ueberlaß sehr stümperhaft zu Werke gieng, führten eine schleunige Abnahme der Kräfte herbei. Die feierliche Krönung des Königs Ludwig XV. sollte in Rheims vor sich gehen. Sie glaubte diese Festlichkeit wie den Schlußakt ihrer Laufbahn mitmachen zu müssen und entschloß sich trotz aller Kränklichkeit zur Reise. Vergebens drangen ihre Aerzte und Freunde in sie, den Plan aufzugeben und zu Hause zu bleiben. „Nein,“ erwiderte sie, „erst will ich das liebe Kind noch in seiner irdischen Herrlichkeit sehen und dann mit Freuden zur unvergänglichen hinübergehen.“ So reiste sie nach Rheims, wo sie zum letztenmal mit ihrer Tochter, der Herzogin von

Lothringen, zusammenkam, wohnte der Krönungszeremonie bei und betete am Altar knieend um Heil und Segen für den jungen König. Als sie nach St. Cloud zurückkam, fühlte sie sich „in keinem gar erwünschten Stand“. „Ich nehme stündlich ab, leide Nacht und Tag, und alles was man mir braucht, hilft zu nichts.“ Am 3. December 1722 schrieb sie ihrer „herzallerliebsten Luise“ den letzten Brief, aber „einen gar kurzen; denn ich bin übler als nie, habe diese ganze Nacht kein Auge zugethan, bin gar zu krank, um heute was mehreres zu sagen als daß, in welchem elenden Stande ich auch sein mag, so werde ich, bis daß der Garaus mit mir kommen wird, Euch, liebe Luise, von Herzen lieb behalten.“

Am achten December 1722 schlief sie sanft und ruhig ein in der freudigen Hoffnung, ihre Lieben „im Thal Josaphat wiederzusehen“. Sie war die Ahnfrau der Königsdynastie Orleans, deren einzelne Glieder seither vielerlei Wanderungen und Wandlungen durchgemacht haben. Ein frischeres und kraftvolleres Reis, sagt ein geistvoller Historiker, konnte in das alternde Haus der Bourbons nicht eingimpft werden, als dieses gesunde, reine Blut der pfälzischen Fürstin.

Deutschland wird diese seine Tochter nie vergessen. An einen Hof verschlagen, der durch seine Pracht und seine entnervenden Sitten ganz Europa ansteckte und beherrschte, blieb sie reinen Herzens, schritt, ihrer äußeren und inneren Würde sich bewußt, stolzen und aufrechten Hauptes durch diese Menge von großen und kleinen Despoten, hielt auf dem Posten, der ihr von höherer Hand angewiesen war, unter den widerwärtigsten Verhältnissen mit frommem und tapferem Sinn aus und hatte Muth genug, in dem Schlosse von Versailles offen und frei zu sagen, daß sie „in allem ganz auf den deutschen Schlag“ sei, daß sie eine Deutsche sei und bleiben werde.

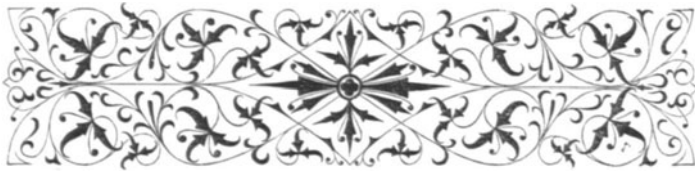




# Marie Antoinette.







## Marie Antoinette.

---

**I**n Wagen fuhr durch den hell erleuchteten Hof der Tuilerien. Es war die Nacht vom 20. auf den 21. Juni 1791. Mitternacht war bereits vorüber. Im nämlichen Augenblick gieng eine verschleierte Dame, in Begleitung eines Herrn, über den Schloßhof. Der Wagen fuhr hart an ihr vorbei. Sie erschrad, sie wagte kaum aufzusehen, kaum zu athmen. Doch der Wagen rollte weiter nach der Stadt. Das Geheimniß blieb verhüllt. Die Königin war gerettet. Für diesmal wenigstens! Marie Antoinette war eben im Begriff, unter dem Schutze eines der Gardes-du-Corps, welche die Reise mitmachen sollten, sich nach dem kleinen Carousselplatz zu begeben. Um der Entdeckung leichter zu entgehen, war ausgemacht worden, daß die einzelnen Glieder der königlichen Familie auf verschiedenen Wegen sich auf jenem Platze zusammenfinden sollten. Die Königin und ihr Begleiter verirrtten sich in dem Dunkel der Nacht; der König wartete gegen eine Stunde auf sie in tödtlicher Angst. Endlich kam sie. Die königliche Familie bestieg einen Mietwagen, der dort bereit stand. Axel Fersen, ein schwedischer Graf in französischen Diensten, lenkte selbst die Pferde und trieb sie in möglichster Eile nach der außerhalb der Barrière befindlichen Station Bondy. Dort war der große vier-spännige Reisewagen. Sechs Personen nahmen darin Platz: der König, die Königin, der Dauphin, die Prinzessin Marie Thérèse, Madame Elisabeth (des Königs Schwester) und Frau von Tourzel, die Oberaufseherin der königlichen Kinder. Hinter diesem Wagen

befand sich noch ein Kabriolet; die ersten Kammerfrauen bei der Prinzessin und beim Dauphin, Madame Brunier und Madame Neville, setzten sich in dasselbe. Auf dem Kutschersitz des großen Reisewagens saßen drei Hofkavaliere, Gardes-du-Corps, in einer neuen Livree von ziemlich auffallender Farbe. Graf Fersen verabschiedete sich. Einer der Hofkavaliere ergriff die Zügel und trieb die Pferde an. Fort gieng es, von Paris fort in die Freiheit. Mit Entzücken athmete die Königin die frische Morgenluft ein.

General Lafayette, Kommandant der Nationalgarde, hatte sich täuschen lassen. Er war es, der um Mitternacht durch den Tuilerienhof fuhr. Der weiblichen Dienerschaft in den Tuilerien waren die Vorbereitungen zur Abreise nicht entgangen. Sowohl Lafayette als Bailly, der Maire von Paris, erhielten Nachricht hievon. Dieser nahm keine Notiz davon; jener wandte sich selbst an den König und fragte ihn, ob an diesen Gerüchten etwas Wahres sei. Ludwig erwiderte: „Kein Gedanke an eine Entfernung!“ Auf dies hin erklärte Lafayette in der Nationalversammlung, er verbürge sich mit seinem Kopfe dafür, daß der König nicht entweiche. Doch verdoppelte er seine Wachsamkeit. In der Nacht des 20. Juni, als schon alles bereit war, die Tuilerien zu verlassen, begab er sich dahin, um den General Gouvion aufzufordern, die königliche Familie aufs schärfste zu bewachen. Dieser gab ihm die beruhigendsten Zusicherungen; Lafayette fuhr getröstet nach Hause; zur nämlichen Stunde war die königliche Familie schon unterwegs nach dem Carouffelplatz.

Ihre Entfernung aus Paris war eine absolute Nothwendigkeit. Die Revolution hatte einen Charakter angenommen, bei welchem nicht bloß der Thron, sondern auch das Leben der königlichen Familie in Gefahr war. Ob diese gerade in einer heimlichen, nächtlichen Flucht ihre Rettung suchen mußte und ob die für die Flucht ausgewählten Mittel gerade die zweckmäßigsten, die sichersten waren, das war eine andere Frage. Die Königin hätte wohl auch einen anderen, von dem Grafen Mirabeau gemachten Vorschlag angenommen; aber der König war nicht dazu zu bewegen.

Es waren zwei höchst ungleichartige Naturen. Ludwig war langsam im Denken und noch langsamer im Handeln; er besaß

ein gutes Herz, aber einen schwachen Kopf; es war sein ernstester Wille, das Wohl des Volkes zu fördern und die schreienden Uebelstände zu beseitigen; aber er wußte nicht, wie er das anfangen sollte, und wenn ihm seine Minister und andere Rathgeber Vorschläge machten, so war die Wahl für ihn eine Qual; er konnte nicht beurtheilen, welcher Vorschlag die meiste Wahrscheinlichkeit des Erfolges für sich habe, und wenn er sich für einen Plan entschied, so schreckte er vor Hindernissen, die sich etwa der Ausführung desselben entgegenstellten, sofort wieder zurück. Von einer Anmuth und Würde, wie sie Ludwig XIV. und Ludwig XV. besaßen, war bei ihm keine Rede. Er hatte in seinem Auftreten etwas Unsicheres und Unbeholfenes; die Redegewandtheit fehlte ihm ganz; für das Militärwesen hatte er keinen Sinn, wohnte selten den Mustern bei, zeigte sich nur bei besonderen Veranlassungen in Uniform. Seine Kenntnisse waren sehr gering. Wer hätte unter der Regierung Ludwig's XV. dafür sorgen sollen? Es war geradezu ein Wunder, daß er an dem sittenloosesten aller Höfe die Sittenreinheit sich erhielt. Weder die Staatsgeschäfte noch die Lustbarkeiten des Hofes hatten für ihn Reiz; nur die Jagd und das Schlosserhandwerk betrieb er mit Leidenschaft. Die Rolle, für die ihn die Natur geschaffen hatte, war die eines Landedelmannes, der seine Güter durch einen tüchtigen Verwalter betreiben läßt, sich eines angenehmen Wohlstandes erfreut und für seine Familie mit rührender Liebenswürdigkeit sorgt; die Vorsehung hatte ihm einen Posten angewiesen, auf welchem kaum die stärksten Charaktere und die scharfsinnigsten Geister sich zu behaupten vermocht hätten. Er sollte der Regent eines moralisch verdorbenen, finanziell zerrütteten und in wilder Gährung befindlichen Staates sein und besaß keine einzige Eigenschaft, um dieser Aufgabe zu genügen. Zu diesen ungünstigen naturellen Verhältnissen kam noch der unglückliche Umstand, daß sein Vater früh starb, und daß er in Folge dessen in ziemlich unreifen Jahren seinem Großvater in der Regierung folgte. Dieser, König Ludwig XV., hatte nur einen einzigen Sohn, der mit einer sächsischen Prinzessin verheiratet war und schon am 20. December 1765 starb. Seine Gemahlin folgte ihm nach anderthalb Jahren. So erhielt Ludwig XVI., der am 23. August 1754 geboren war, schon als elfjähriger Knabe den Rang eines Dauphins. Neun Jahre dauerte

noch die Regierung des Großvaters. Inzwischen vermählte sich der Dauphin.

Der Herzog von Choiseul, Minister des Auswärtigen, arbeitete schon längst darauf hin, daß die französisch-österreichische Allianz von 1756, welche Frankreich in den siebenjährigen Krieg getrieben hatte, durch einen Heiratsbund wieder hergestellt werde. Sein Antrag fand bei der Kaiserin Maria Theresia günstiges Gehör, da diese durch eine solche Verbindung die ihr erwünschte Allianz auf lange Jahre hinaus gesichert glaubte. Die Erzherzogin Marie Antoinette war am 2. November 1755 geboren. Ihre Mutter, die Kaiserin Maria Theresia, beherrschte die österreichischen Erbländer; ihr Vater, Kaiser Franz, früher Herzog von Lothringen, hatte als Kaiser keine Geltung, als Gemahl der Maria Theresia keinen Einfluß und begnügte sich mit der Ordnung der Finanzen Oesterreichs und des Hofes. Als sie zehn Jahre alt war, starb ihr Vater, worauf ihr ältester Bruder, Josef, zum deutschen Kaiser gewählt wurde. Maria Theresia behielt die Regierung der österreichischen Länder bis zu ihrem Tode (1780). Beständig mit Politik beschäftigt, von dem langen, wechselvollen Krieg mit Preußen ganz in Anspruch genommen, konnte sich die Kaiserin der Erziehung und Ausbildung ihrer Tochter nicht in dem Grade widmen, als es wohl erwünscht gewesen wäre. Die Kenntnisse der Prinzessin waren nicht bedeutend; ernsthafte Lektüre liebte sie nicht; sie besaß ungewein viel Lebenslust; der freiere Ton, welcher durch ihren lothringischen Vater an den Wiener Hof verpflanzt worden war, behagte ihr mehr als das an anderen Höfen übliche Ceremoniel. Als das Heiratsprojekt feststand, erhielt sie von dem französischen Abbé von Vermont Unterricht in der französischen Sprache und wurde von ihm mit den Verhältnissen und dem Hofleben zu Versailles vertraut gemacht. Sie war noch keine fünfzehn Jahre alt, der Dauphin noch nicht sechzehn, so wurde die Ehe zwischen beiden schon geschlossen. Im Mai 1770 verließ sie Wien, um ihr Leben unauf löslich an die Geschichte des französischen Thrones zu knüpfen. In Straßburg mußte sie sich von ihrer österreichischen Umgebung verabschieden. Sie schrieb hierüber am 24. Mai ihrer Schwester Marie Christine, welche mit dem Herzog Albert von Sachsen-Teschen verheiratet war: „Das war der Moment, wo

meine armen Damen sich zurückziehen mußten; sie haben mir die Hände geküßt und sind weinend geschieden. Gott! wie sehr hatte ich Lust, sie zu umarmen! Darauf wurde mir mein französischer Hofstaat vorgestellt!" In Nancy versäumte sie nicht, die Familiengruft der lothringischen Herzoge zu besuchen. In der Nähe von Compiègne sah sie zuerst den König und den Dauphin, welche zu ihrer Begrüßung dahin gekommen waren. Sie fand den Dauphin gerade so, wie er auf den Porträts abgebildet war; der König war verbindlich genug, um ihr zu sagen, daß sie in Wirklichkeit noch weit schöner sei als auf dem Bilde. Er machte ihr einen prachtvollen Schmuck zum Geschenk und reiste mit der ganzen königlichen Familie nach Versailles zurück, während die Prinzessin in dem Schloß Mulette übernachtete. Am 16. Mai kam sie in Versailles an und erhielt sofort den Besuch des Königs. Er bezauberte sie durch seine Unterhaltung und durch seine Freundlichkeit so sehr, daß sie schrieb: „Er ist sehr gut und es ist unmöglich, ihn nicht zu lieben.“ Am nämlichen Tage wurde die Vermählung gefeiert. Während der Einsegnung verfinsterte sich der Himmel, und ein heftiges Gewitter kam zum Ausbruch. Die abergläubischen Franzosen sahen darin eine schlimme Vorbedeutung. „Mein Hochzeitstag hat gut angefangen“, schrieb sie am 2. Juni der Kaiserin, ihrer Mutter. Den Schluß der Vermählungsfeierlichkeiten bildete am 30. Mai das Feuerwerk, welches die Stadt Paris veranstaltet hatte. Durch irgendwelche Unvorsichtigkeiten brach in den Gerüsten, wo die Zuschauer sich befanden, Feuer aus. Von allen Seiten drängte sich die Menge dem Ausgange zu; über hundert Menschen wurden erdrückt oder zertreten; gegen tausend sollen an den Folgen dieser Katastrophe gestorben sein. „Ich kann nicht mehr schlafen“, schrieb sie ihrer Mutter, „immer habe ich diese Menge von Opfern vor Augen, wozu wir der Anlaß gewesen sind. Der König und die ganze königliche Familie verdoppeln ihre Güte gegen mich, aber ich bin untröstlich; es ist mir sehr bange auf den Tag, wo der Dauphin und ich unsern öffentlichen Einzug in Paris halten werden.“ Die Pariser konnten auf dieses große Unglück hin dem neuen Ehebund keine glücklichen Tage prophezeien. Der Platz, wo das Feuerwerk stattfand, hieß der Platz Ludwig's des Fünftehnten, dessen Statue kurz vorher dort aufgestellt worden war.

In der Revolution wurde auf dem nämlichen Platz die Guillotine errichtet, und hier war es, wo 23 Jahre nachher der Kopf des Königs und der Königin fiel.

Marie Antoinette hatte schon als Dauphine eine schwierige Stellung. Ihr Gemahl war ziemlich kalt und zurückhaltend gegen sie; die Ehe war ihm durch seinen Großvater und durch den Herzog von Choiseul aufgedrängt worden; erst sieben Jahre nach ihrer Vermählung erwachte er aus seiner Gleichgiltigkeit und zeigte ihr von da an die größte Anhänglichkeit und warme Liebe. Am Hofe Ludwig's XV. herrschte der leichtfertige Ton. Der König wurde von der Gräfin Dubarry, einer sittenlosen Person, beherrscht; der ganze Hof stand unter dem allmächtigen Einfluß dieser Favoritin. Es galt also, einerseits möglichst wenig Berührung mit derselben zu haben, andererseits nicht durch schroffe Abweisung den König selbst zu verletzen. Die Dauphine schrieb am 9. Juli an ihre Mutter: „Der König erweist mir tausend Freundlichkeiten, und ich liebe ihn zärtlich, aber die Schwäche, die er für Madame Dubarry hat, ist zum Mitleid haben; sie ist das einfältigste und frechste Geschöpf, das sich denken läßt. Sie hat jeden Abend mit uns in Marly gespielt; sie kam zweimal mir zur Seite, aber sie hat nicht mit mir gesprochen, und ich habe nicht gerade mich bemüht, eine Unterhaltung mit ihr anzuknüpfen; doch wann es nicht anders möglich war, habe ich gleichwohl mit ihr gesprochen.“ Am 13. September 1771 schrieb sie: „Ich habe gute Gründe zu glauben, daß der König selbst es gar nicht wünscht, daß ich mit der Barry spreche, abgesehen davon, daß er mit mir noch nie darüber gesprochen hat.“ Dieses Benehmen, welches offenbar das würdigste war, erhielt nicht den Beifall der Kaiserin, die sich der Besorgniß hingab, ihre Tochter möchte dadurch die Gnade des Königs verschmerzen. Ihr Brief vom 30. September 1771 enthielt dringende Mahnungen an Marie Antoinette: „Sie haben die Barry nicht anders anzusehen als eine Dame, welche Zutritt bei Hofe und in der Gesellschaft des Königs hat. Sie sind die erste Unterthanin des Königs, Sie sind ihm Gehorsam und Unterwürfigkeit schuldig; Sie haben dem Hofe das Beispiel zu geben, daß der Wille des Königs befolgt wird. Wenn man Gemeinheiten oder Vertraulichkeiten von Ihnen forderte, wäre es etwas anderes; aber ein gleichgiltiges Wort, ge-

wisse Rücksichten, nicht für die Barry, sondern für Ihren Großvater, Ihren Herrn, Ihren Wohlthäter kann man Ihnen schon zumuthen. Statt dessen machen Sie einen empfindlichen Verstoß bei der ersten Gelegenheit, wo Sie ihn verpflichten und ihm Ihre Anhänglichkeit zeigen könnten."

Andere Vorwürfe der kaiserlichen Mama waren gegründeteter. Da die Tochter sich manchmal gar zu sehr gehen ließ, so schrieb die Kaiserin am 1. November 1770: „Ich bitte Sie als Freundin und als zärtliche Mutter, die aus Erfahrung spricht, lassen Sie sich keine Nonchalance zu Schulden kommen, sei es hinsichtlich Ihres Aeußeren, sei es hinsichtlich der Repräsentation. Sie würden es bereuen, aber zu spät, meine Rathschläge vernachlässigt zu haben. In diesem Punkte allein haben Sie weder das Beispiel noch die Rathschläge der Familie zu befolgen; Sie sind es, die in Versailles den Ton anzugeben haben; Sie haben vollständig Glück gemacht, Gott hat Sie überhäuft mit so viel Grazie, mit so viel Anmuth und Gelehrigkeit, daß jedermann Sie lieben muß. Das ist ein Geschenk Gottes, man muß es bewahren, ja nicht damit prahlen, aber sorgfältig es bewahren zu Ihrem eigenen Wohl und zum Wohl aller Ihrer Angehörigen.“ In mehreren Briefen finden wir die Mahnung an die Dauphine, sie solle sich mit guter Lektüre versehen und fleißig lesen, was sie, in ihrer Stellung, weit nöthiger habe als eine andere Dame. Die Kaiserin wünschte daher, daß der Abbé von Vermont ihr jeden Monat angebe, was die Dauphine gelesen habe und zu lesen beabsichtige. Auch findet es Maria Theresia gar nicht hübsch von ihr, daß sie den Deutschen so wenig Freundlichkeit erweise, sich ihrer nicht annehme und ihr Deutschtum zu verleugnen suche. „Glauben Sie mir: der Franzose wird Sie weit mehr schätzen und weit mehr auf Sie halten, wenn er bei Ihnen die deutsche Zuverlässigkeit und Freimüthigkeit findet“. Im Gegensatz zu Elisabeth Charlotte, welche auf nichts stolzer war als auf ihr deutsches Wesen und ihr deutsches Fürstenthum, suchte Marie Antoinette das französische Wesen sich ganz anzueignen und in allem Französin zu sein. Und doch war dieses Bemühen umsonst. Sie galt nicht als solche, sondern mußte ihr Leben lang es hören, wie man sie mit einer Beimischung von Haß die „Oestreicherin“ nannte. Das französische Volk, seit einigen Jahrhunderten in

Rivalität und Krieg mit Oestreich, hatte das Bündniß von 1756 höchst ungern gesehen und sah nun mit gleichen Augen diesen Ehebund an. Die arme Prinzessin galt den Franzosen als die Verkörperung jenes verhaßten Bündnisses; sie war und blieb ein unwillkommener Gast.

Am 10. Mai 1774 starb Ludwig XV. Als der Sarg nach St. Denis geführt wurde, rief man ihm in den Dörfern Schimpfreden nach, und alles jubelte, von einer solch schmachvollen Regierung erlöst zu sein. Er hinterließ eine bedenkliche Erbschaft: in allen Ständen Sittenlosigkeit und Irreligiosität, nirgends Achtung vor dem Thron, nirgends Anhänglichkeit an das Königthum, in dem durch eine unerträgliche Steuerlast gedrückten Bürger- und Bauernstand Haß gegen die privilegierten Stände des Adels und der Geistlichkeit, ein dunkles Gefühl, daß die bisherigen Grundlagen des Staates, die bürgerlichen und kirchlichen Ordnungen, total umgestürzt und durch volksthümliche und freisinnige Einrichtungen ersetzt werden müßten. Im Bewußtsein der eigenen Schwäche und in dunkler Ahnung der Zukunft sanken Ludwig und Marie Antoinette auf die Kniee und riefen aus: „Leite und beschütze uns, Gott! Wir sind zu jung, um zu regieren“. Der neue König war noch nicht 20 Jahre alt, die Königin 18½ Jahre. Doch bedenklicher als die Jahre waren die Charaktereigenschaften.

Während Ludwig XVI., um die finanzielle Noth des Landes zu bewältigen, ein Ministerium um das andere einsetzte und zuletzt keine andere Wahl mehr hatte, als die Reichsstände zu berufen, gefiel sich die Königin in den Vergnügungen des Hofes. Sie liebte Musik, Tanz und Theater, trat wohl auch selbst in ihrem Liebhabertheater als Kammermädchen auf und recitirte Verse, so gut oder schlecht sie auch sein mochten, fuhr auch zur Zeit des Karnevals nach der großen Oper in Paris, um einem öffentlichen Maskenballe beizuwohnen, setzte sich an warmen Sommerabenden auf die dem Publikum zugängliche Terrasse des Versailler Schlosses und ließ die bunte Welt der Spaziergänger hart an sich vorüberziehen. Daß sie eine hübsche Toilette liebte, war begreiflich; ihre Vorliebe für einen auffallenden Kopfschuß von thurmartiger Höhe, der mit langen Federn geschmückt war, fand man lächerlich. Ihre Ausgaben waren größer, als der Staatskasse zuträglich war. In ihrem Verkehr mit



dem Hof war sie maßlos, sowohl in Bezeigung ihres Mißfallens als in den Aeußerungen ihrer Gunst. Während sie Personen, die sie moralisch anwiderten, stolz und rücksichtslos behandelte, andere, die ihr nicht sympathisch waren, sehr gleichgiltig ansah, überhäufte sie ihre männlichen und weiblichen Günstlinge, zu denen besonders die Familie Polignac gehörte, mit Geschenken und Würden, stellte sich zu ihnen auf einen vertraulichen, zu den Damen auf einen zärtlichen Fuß. Die Zurückgewiesenen hegten Haß, die Vernachlässigten Bitterkeit gegen sie, und wie wenige von den Begünstigten standen ihr in ihrer Noth bei! Unter den Prinzen war ihr gefährlichster Feind der Herzog von Orleans. Dieser sittenlose Mensch bewarb sich anfangs eifrig um ihre besondere Gunst, und als er abgewiesen wurde, verfolgte er sie mit tödtlichem Haße; keine Verleumdung war ihm zu schlecht, die er ihr nicht in Schmähschriften oder durch seine Agenten unter dem Volke anhieng. Das Leben der Königin Marie Antoinette war so rein als das irgend einer Königin von Frankreich. Aber da man in Frankreich zwei lange Regierungen hindurch gewohnt war, den Hof als ein Treibhaus von Immoralitäten anzusehen, so konnte nur die größte Vorsicht, nur die konsequenteste Zurückhaltung vor Verleumdungen schützen. Wer am Versailles Hof seinen guten Ruf bewahren wollte, mußte allen bösen Schein meiden, und gerade dies that Marie Antoinette nicht. Daß sie beständig einen engen Cirkel von Freunden und Freundinnen hatte, in welchem es zwanglos zugieng, wurde mißdeutet, zumal da der König gar keinen oder einen sehr harmlosen Antheil an den dortigen Unterhaltungen nahm. Wenn sie sich vollends ohne Begleitung des Königs unter das große Publikum der Pariser Maskenbälle mischte, wo sie, trotz ihrer Verkleidung, erkannt wurde, aber wegen ihrer Verkleidung vor Zudringlichkeiten nicht geschützt war, so hatten die Feinde der Königin alle Gelegenheit, einen ganzen Roman von Frivolitäten aus diesem Akt unbesonnener Neugierde zu fabriciren. In wenigen Jahren war es soweit, daß man allgemein dem Könige alle Regentenfähigkeit, der Königin alle sittliche Haltung absprach, daß im Publikum eine Menge von Verleumdungsschriften verbreitet waren, welche, meist in England oder Holland gedruckt, alle Personen des Hofes aufs schonungsloseste angriffen.

Maria Theresia, von allem, was in Versailles vorgieng, unterrichtet, fühlte sich bei diesen Unbesonnenheiten sehr unglücklich. Sie schrieb ihrer Tochter am 1. Oktober 1776: „Sie gehen sehr leicht über die Armspangen hinweg und wollen nicht daran erinnert sein. Eine Souveränin erniedrigt sich, wenn sie sich schmückt, und noch mehr, wenn sie dies bis zu so beträchtlichen Summen treibt und zu welcher Zeit! Ich sehe nur zu sehr diesen Geist der Zerstreung; ich kann nicht schweigen, denn ich liebe Sie zu Ihrem Besten, nicht, um Ihnen zu schmeicheln. Verlieren Sie nicht durch Leichtfertigkeiten den Kredit, welchen Sie sich anfangs erworben haben! Man weiß, daß der König sehr mäßig und besonnen ist; also würde der Fehler lediglich an Ihnen hängen bleiben. Ich wünsche nicht, einen solchen Wechsel zu überleben“. Ein Schreiben vom 5. Januar 1778 lautete: „Die Bälle in Versailles sind schicklich, und man darf sich da wohl zerstreuen, aber die in der Oper (die Maskenbälle in Paris) sind es durchaus nicht. Sie haben schon im vergangenen Jahre die Unschicklichkeit begangen, dieselben zu besuchen, was mir den höchsten Kummer verursacht hat; aber in diesem Jahre, wo wir so große Hoffnungen für Frankreich hegen, wäre es unverzeihlich, aufs neue sich preiszugeben und Nachts nach Paris zu gehen, den König allein in Versailles lassend. Ihre Gesundheit muß darunter leiden, sie gehört nicht Ihnen allein, Sie müssen sie schonen für uns und für den Staat. Meine liebe Tochter! ich beschwöre Sie, befreien Sie mich von dieser Unruhe und schonen Sie sich! Bei meiner Zärtlichkeit für Sie verdiene ich ein wenig Nachgiebigkeit und Trost.“ Auch von Kaiser Josef II. haben wir einen Brief, worin er seiner Schwester die dringendsten Vorwürfe über den Besuch dieser Maskenbälle macht und sie ermahnt, ein würdevolleres Leben zu führen und ihren Geist mit ernsthaften Dingen, besonders mit der Lektüre guter Bücher zu beschäftigen. Die Nachricht von dem Tode ihrer Mutter, welcher am 29. November 1780 erfolgte, versetzte sie in die größte Betrübnis. Sie schrieb am 8. December an Josef: „Lassen Sie mich Sie umarmen, mein guter und liebster Bruder, in meiner Verzweiflung über die Nachricht von dem Tode unserer vielgeliebten Mutter! Sie war unsere Seele, unser Ruhm, so gefühlvoll, so zärtlich, so gut, die Mutter ihrer Völker, und sie versagte sich den Schlaf, der sie in der Ausübung ihrer Pflicht, Gutes zu thun,

störte. Ich war darüber ganz vernichtet und sehr krank. Ich kann mich nicht fassen, kann nicht aufhören zu weinen; meine arme Kleine (Marie Thérèse), welche auf meinem Bett saß, fragte mich in ihrer Sprache, warum ich weine; ich ließ sie die Hände falten, indem ich den Namen ihrer Großmutter aussprach, welche da oben über uns wacht, nachdem sie uns berathen und uns ein so großes Beispiel gegeben hat. Für Ihre Völker, mein lieber Bruder, ist es ein Glück, daß Sie in Wien sind; ich aber bin untröstlich, Sie nicht bei mir zu haben, wie vor drei Jahren; ich hätte so gerne mit Ihnen von ihr gesprochen, von Ihnen, von unseren Brüdern, von unseren Schwestern; ich habe es so nöthig gehabt. Ich kann mich nicht trennen von dem Briefe, welchen sie vor ihrem Tode an mich diktiert hat; welche Herzensgüte, in einem solchen Moment so an mich zu denken!"

Wenige Jahre nachher finden wir die Königin ohne ihr Verschulden in eine Skandalgeschichte verwickelt, welche unter dem Namen „Halsbandproceß“ eine Berühmtheit erlangt hat. Die Juweliere Böhmer und Bassange in Paris hatten ein prachtvolles Diamanten-Halsband verfertigt und es der Königin zum Kauf angeboten. So sehr sie an kostbarem Schmuck Gefallen fand, so war ihr doch der Preis zu hoch: die Juweliere forderten 1 600 000 Livres. Dies gab Veranlassung zu einem grenzenlosen Betrug. In Paris lebte Cardinal von Rohan, Fürstbischof von Straßburg, Großalmosenier von Frankreich. Er gehörte zu den ersten Familien Frankreichs, wurde vom König „mon cousin“ angeredet, hatte ein glänzendes Einkommen, trotzdem eine große Schuldenlast und führte, obgleich einer der ersten geistlichen Würdenträger, den sittenlosesten Lebenswandel. Einige Zeit war er Gesandter in Wien. Seine Briefe von dort erhielten eine Menge Klatzereien und Bosheiten über die Kaiserin Maria Theresia und ihren Hof. Marie Antoinette erfuhr dies und sorgte dafür, daß er von seinem Posten abberufen wurde. Sie fühlte sich als Tochter verletzt und gab ihm bei jeder Gelegenheit die deutlichsten Beweise ihrer Unnade. Und doch hatte er nichts geringeres vor, als das Herz der Königin zu erobern und durch sie Minister zu werden. Zu seinen Vertrauten gehörte die Gräfin Lamotte. Sie war ein Bauernmädchen; ihr Vater hieß Valois, und auf diesen Namen sich stützend behauptete sie, sie stamme

von einem illegitimen Sohne des Königs Heinrich II., aus dem Hause Valois, ab und gehöre somit zum königlichen Haus. Sie fand viel Glauben mit ihren Schwindeleien und wußte sich in vornehme Kreise einzudrängen. Später heiratete sie einen Leibgardisten Namens Lamotte, der sich für einen Grafen ausgab, und nannte sich nun Gräfin Lamotte-Valois. Sobald diese von Rohan hörte, wie sehr er es bedaure, daß er die Gunst der Königin nicht besitze, und zugleich erfuhr, daß letztere aus Rücksicht für den Stand der königlichen Kasse das Halsband nicht gekauft habe, faßte sie den Plan, sich dieses auf Kosten des Kardinals selbst anzueignen. Außer ihrem Manne war ihr dabei Graf Cagliostro, einer der größten Abenteurer jener Zeit, behilflich. Die Gräfin Lamotte sagte dem Kardinal, daß sie Zutritt zu der Königin erlangt und deren Abneigung gegen ihn nach und nach überwunden habe. Um seine Zweifel vollständig zu beseitigen, eröffnete sie ihm, die Königin wünsche, Abends im Park von Versailles eine geheime Unterredung mit ihm zu haben. Eine Bekannte der Gräfin, Namens Oliva, welche ziemlich viel Ähnlichkeit mit der Königin hatte, wurde veranlaßt, die Rolle derselben zu übernehmen. Die Zusammenkunft gieng vor sich. Die verschleierte Oliva kispelte die Worte: „Das Geschehene ist vergessen“ und ließ eine Rose fallen. Der entzückte Kardinal bückte sich rasch, hob die Rose auf und küßte den Fuß der vermeintlichen Königin, welche, da in diesem Moment ein Geräusch entstand, eiligst floh und verschwand.

Der Kardinal war ebenso glücklich als unglücklich und zu allem bereit, wodurch die zarte Pflanze der königlichen Freundschaft gepflegt werden konnte. Die Gräfin Lamotte sagte ihm, daß er das Herz der Königin vollständig gewinnen werde, wenn er ihr zur Erwerbung des Diamantenhalsbandes ver helfe; er solle dasselbe auf seinen Namen ankaufen; die Königin werde ihm nach und nach in verschiedenen Raten die Summe zurückstellen. Zierliche Billets mit der nachgemachten Unterschrift der Königin bestärkten den Kardinal in seiner Vertrauensseligkeit. Er unterhandelte mit den Juwelieren, und da diese dem verschuldeten Manne ein so kostbares Stück nicht übergeben wollten, so verrieth er ihnen, wer die eigentliche Käuferin sei. Auf dies hin lieferten ihm die Juweliere das Halsband aus. Ein in der Livree der Königin gekleideter Kammer-

diener holte dasselbe ab und übergab es der Gräfin Lamotte und ihrem Manne. Dieser begab sich mit dem Halsband nach England, verkaufte dort die Diamanten einzeln an Juweliere und machte sich ein vergnügtes Leben. Dem Cardinal fiel es zwar auf, daß er die Königin niemals das Halsband tragen sah und daß sie ihn immer noch mit der nämlichen Kälte behandelte. Aber die Gräfin Lamotte wußte solche Bedenken immer wieder zu beschwichtigen. Als der erste Zahlungstermin kam, übergab sie ihm, da auf andere Art kein Geld aufzutreiben war, von dem Erlöse des verkauften Halsbandes 30 000 Livres nebst einem angeblichen Billet der Königin, welche diese Summe als Abschlagszahlung bezeichnete und den Rest zu Ende August zu bezahlen versprach. Die Juweliere warteten eine Zeit lang; endlich, da sie selbst ins Gedränge kamen, gieng ihnen die Geduld aus. Sie wandten sich an die Königin, wünschten ihr Glück zu dem Besitze des prachtvollen Halsbandes und deuteten ihren Wunsch, daß sie bezahlt sein möchten, nur leise an. Der Königin kam die Sache als ein Mißverständniß vor; sie legte den Brief bei Seite. Bald darauf schrieben die Juweliere wieder, verlangten geradezu Bezahlung für das übersandte Halsband und machten dem König Mitteilung hievon. Sie erhielten die Antwort, die Königin wisse nichts von dem Halsband; es müsse ein Betrug vorgegangen sein. Sofort wandten sie sich an den Cardinal. Obgleich dieser in seinem bisherigen Leben keinen Mangel an Verlegenheiten empfunden hatte, so fühlte er sich doch diesmal, bei der Höhe der Summe, bei der Deffentlichkeit der Sache, bei der Hereinziehung der Person der Königin, ganz niedergeschmettert. Das Fest der Himmelfahrt Mariä rief ihn als Großalmosenier zur Messe in der königlichen Kapelle in Versailles.

Nachdem er sich von seinem ersten Schrecken erholt hatte und zu der Einsicht gekommen war, daß er selbst nicht der Betrüger, sondern der Betrogene sei, glaubte er keinen Grund zu haben, der Theilnahme an der Feierlichkeit unter irgend einem Vorwand sich zu entziehen, und begab sich, den Unbefangenen und Unschuldigen spielend, am 15. August 1785 in die Kapelle. Aber sowohl der König als die Königin faßten die Sache nicht so harmlos auf, sobald sie erfuhren, daß der Cardinal, den Namen der Königin mißbrauchend, das Halsband von den Juwelieren erhalten habe. Sie

trauten ihm die Schleichthigkeit zu, daß er durch diesen Betrug seinen zerrütteten Finanzen habe aufhelfen wollen, und der König war bereit, seiner Gemahlin jede Genugthuung für die ihr angethane Schmach zu geben. Vergebens warteten die Besonnenen unter den Ministern, das Verfahren eines einfältigen Menschen, welcher von seiner Umgebung betrogen worden sei, nicht vor ein öffentliches Gericht zu bringen, da zu befürchten sei, daß der Name der Königin darunter leide. Diese, von dem Baron von Breteuil und dem Abbé Vermont, welche beide den Kardinal haßten, übel berathen, wollte von einer Schonung des Kardinals nichts wissen und drang auf ein energisches Einschreiten. Der Kardinal, welcher sich schon in der Kapelle befand, wurde noch vor dem Beginn der Messe in das Kabinet des Königs beschieden. Hier traf er den König, die Königin und einige Minister. Er wurde heftig angelassen, von der erbitterten Königin mit Vorwürfen überhäuft, und als er aus dem Kabinet trat, wurde ihm seine Verhaftung angekündigt. Der Officier, welcher seine Abführung in die Bastille zu leiten hatte, war rücksichtsvoll genug, ihm noch kurze Frist zu lassen; diese benützte der Kardinal, um seinem Generalvikar durch ein Billet die Weisung zu geben, seine geheimen Papiere zu vernichten. Die Gräfin Lamotte wurde gleichfalls verhaftet und in Folge ihrer Aussagen auch Graf Cagliostro; ihr Mann entkam.

Im Namen des Königs wurde vor dem obersten Gerichtshof, dem Parlament, gegen den Kardinal Rohan die Klage wegen Beleidigung der Königin erhoben. Bei den Verhören suchte zuerst die Gräfin Lamotte alle Schuld von sich abzuwälzen und den Kardinal als einen Betrüger, wie ihn der Hof sich dachte, darzustellen; in Folge der Aussagen mehrerer Belastungszeugen mußte sie aber diesen Standpunkt aufgeben und sich selbst als die Hauptschuldige bekennen. Durch den Spruch des Parlaments wurde am 31. Mai 1786 die Gräfin zur Brandmarkung, zur Stäupung und zu lebenslänglicher Einsperrung verurtheilt, Graf Cagliostro freigesprochen, Kardinal Rohan mit 30 gegen 20 Stimmen für nichtschuldig erklärt. Das Volk in Paris begleitete den Freigesprochenen im Triumph nach der Bastille zurück und von da nach seinem Palast. Dieses Urtheil war eine Niederlage des Thrones, besonders der Königin; denn jedermann wußte, wie sich der Hof

alle Mühe gegeben hatte, um die Verurtheilung Rohan's durchzusetzen, und jedermann wünschte, daß das Gegentheil erfolge. Alle Einzelheiten dieses Skandalprocesses wurden von der Pariser Gesellschaft mit Heißhunger aufgegriffen, der Name der Königin aufs rücksichtsloseste herumgezogen, alle Beschuldigungen, die gegen sie gerichtet waren, als erwiesen angenommen, sie selbst als die Hauptschuldige bezeichnet. Als vollends der Hof der Gräfin Lamotte, welche nach kurzer Haft entkam und sich nach England begab, das Manuscript, welches sie über die Halsbandgeschichte zu veröffentlichen beabsichtigte, um viel Geld abkaufte, sah man eben hierin einen neuen Beweis für die Schuld der Königin. Und doch war das Geld umsonst ausgegeben. Die Gräfin nahm das Geld in Empfang und ließ das unausgearbeitete Manuscript, welches die schlimmsten und heftigsten Beschuldigungen gegen die Königin enthielt, doch drucken. Um den guten Ruf der Königin war es von da an für immer geschehen. Ihre persönlichen Feinde, welche recht wohl wußten, daß das, was sie für Beweise ausgaben, nichts weiter als grundlose Beschuldigungen waren, benützten diesen Fall, um die Abneigung und den Haß gegen die Königin immer mehr zu schüren.

Drei Jahre darauf, als sie hörte, daß der König, dem Verlangen des Finanzministers Necker und dem ausgesprochenen Willen des Volkes nachgebend, in die Berufung der Reichsstände eingewilligt habe, rief sie ahnungsvoll aus: „Großer Gott! welche Neuigkeit! Ich fürchte sehr, dieses wichtige Ereigniß ist für Frankreich unheilvoll. Das Parlament hat den König in die Nothwendigkeit versetzt, seine Zuflucht zu einer Maßregel zu nehmen, welche man schon längst als eine für die Ruhe des Königreichs verderbliche angesehen hat.“ Als die Reichsstände in eine konstituierende Nationalversammlung sich umwandelten, den politischen und socialen Zustand des Staates gänzlich veränderten, alle Feudalrechte und alle Privilegien des Adels und der Geistlichkeit am 4. August abschafften, während das Pariser Volk die Bastille erstürmte, da und dort Anhänger des Hofes auf der Straße ermordet wurden, das Landvolk einen neuen Bauernkrieg begann und viele Vornehme, darunter der Graf v. Artois, des Königs jüngster Bruder, und die der Königin so befreundete Familie Polignac, ins Ausland flohen, fühlte sich die Königin in einer

fieberhaften Aufregung. Sie war gewaltfam aus ihren Gewohnheiten herausgerissen, sah sich ihrer intimsten Freunde beraubt, war mitten in den Lärm der Tagespolitik versetzt, für welche sie wenig Sympathie und nicht genug Verständniß hatte. Wenn sie auch die einzelnen Zustände und Personen richtig beurtheilte, so fehlte ihr doch die Einsicht in das Ganze. Wie es in den verschiedenen Schichten der bürgerlichen Gesellschaft Frankreichs aussah, was für ein destruktiver Geist überall herrschte, mit welcher feindseligen Blicken alles, was über das Niveau des Volkes hervorragte, vor allem das Königthum, betrachtet wurde, darüber war sie nicht genug unterrichtet und konnte es nicht sein. Sie schwankte daher in ihren Entschlüssen, gab sich bald den düstersten Besorgnissen für die Zukunft hin und sah nur Heil in rascher Flucht, hoffte bald auf eine rasche Errettung aus diesem revolutionären Chaos, ohne gerade sich klar darüber zu sein, woher diese Rettung kommen sollte, und verwarf jeden Vorschlag zur Flucht, weil sie darin eine freiwillige Abdankung sah. Ihre Heiterkeit, ihre Lebenslust war dahin.

Schon damals wurde dem König der Rath gegeben, zur Sicherheit seiner Person und zur Wahrung der Freiheit seiner Entschlüsse das durch die Nähe von Paris verdächtige Versailles zu verlassen und sich nach Metz zu begeben, um von dort aus mit Hilfe treuer Regimenter die Revolution zu bewältigen. Im Bewußtsein seiner Schuldlosigkeit wies er den Vorschlag zurück. Doch glaubten die Minister, der Sicherheit wegen, das in Douai liegende Regiment Flandern nach Versailles verlegen zu müssen. Bei dem Eintreffen desselben gab die aus lauter Adelligen bestehende Leibgarde den Officieren des Regiments im Opernsaale des Schlosses ein Fest. Die Königin, den Dauphin an der Hand führend, erschien mit dem Könige im Saale, machte die Runde, grüßte freundlich, aber mit sorgenvollem Gesichtsausdruck. Die Gesellschaft, ohnedies vom Wein erhitzt, gerieth über die Schönheit und die Herablassung der Königin in das höchste Entzücken und verließ ihren Gefinnungen den lautesten Ausdruck. Dieser Vorgang erregte in Paris die größte Aufregung. Man sprach von einer königlichen Verschwörung, von einer Bedrohung der Hauptstadt, von der beabsichtigten Flucht der königlichen Familie. Diese Stimmung benützten zwei sehr ungleich



geartete Männer zu sehr ungleichen Zwecken. Der Herzog von Orleans wollte in einem Volksauflauf den König und seine Familie ermorden und selbst den Thron besteigen; der Republikaner Lafayette, Kommandant der Pariser Nationalgarde, wollte den König von Versailles nach Paris bringen, um ihn hier, von seinem reaktionären Hof getrennt, zu einem unmächtigen Bürgerkönig zu machen, dessen Hauptgeschäft darin bestände, die Beschlüsse der Nationalversammlung zu unterzeichnen.

Der Zug der Pariser Weiber des und anderen Gefindels, das im Solde des Herzogs von Orleans stand, und der Marsch der Nationalgarde unter Lafayette sollte diesen Zwecken dienen. Dem Volke wurde vorgeschwagt, man müsse den König nach Paris bringen, damit er der dortigen Theurung ein Ende mache. Am 5. Oktober 1789 zog diese Menge von Paris nach Versailles. Nachdem das Gefindel, das zuerst angekommen war, schon genug Unfug angestellt hatte, traf endlich Nachts 11 Uhr Lafayette mit der Nationalgarde ein. Auf seine Versicherung, daß er die Ordnung mit seinem Blute aufrecht erhalten werde, gab der König den Entschluß, sofort nach Rambouillet zu fliehen, auf. Nachdem Lafayette die wichtigsten Posten im Schlosse durch die Pariser Nationalgarde hatte besetzen lassen, begab er sich gegen zwei Uhr Nachts zur Ruhe. Dies benutzten die von Orleans gedungenen Rotten, erstürmten und plünderten die Kaserne der Leibwache und suchten in das Schloß einzudringen. Gegen sechs Uhr Morgens entdeckten sie einen Nebeneingang, bei dem keine Wache aufgestellt war, stürmten in die Höfe und Gänge, stießen die Leibgardisten nieder und hieben ihnen die Köpfe ab. Mit lautem Geschrei stürzten die Mordlustigen die Treppe hinauf nach den Gemächern der Königin. Mit Mühe und mit Aufopferung ihres Lebens vertheidigten einige Leibgardisten das Vorzimmer, bis die Königin, halb angekleidet, mit ihren Kammerfrauen zu dem König sich gerettet hatte. Endlich erschien Lafayette mit einem Theile der Nationalgarde und trieb das Pariser Mordgesindel aus dem Schlosse hinaus. Der Plan des Herzogs von Orleans war mißlungen. Aergerlich hierüber schrieb er am 6. Oktober seinem Bankier, er solle die verabredete Summe nicht auszahlen, „das Geld ist nicht verdient, der Tropf lebt noch.“

Auf dem Platz vor dem Schloß rief die Menge: „Nieder mit der Königin!“ „Der König nach Paris!“ Ludwig willigte endlich ein, nach Paris zu gehen, ohne jedoch an einen bleibenden Aufenthalt zu denken. Er erschien auf dem Balkon, mit der dreifarbigigen Kokarde auf dem Hut, und wurde mit dem Rufe: „Es lebe der König!“ empfangen. Darauf verlangte die Menge, daß auch die Königin sich auf dem Balkon zeige. Diese zögerte eine Zeit lang; Lafayette sprach ihr Muth ein; ihre beiden Kinder an der Hand, trat sie auf den Balkon. Dieser Anblick entwaffnete die wilde Menge. Als Lafayette, der sie hinausgeführt hatte, sich ihr näherte und ihr die Hand küßte, jubelte die Menge und rief: „Es lebe der General! Es lebe die Königin!“ Wenige Stunden nachher trat die königliche Familie die verhängnißvolle Fahrt nach Paris an. Sieben volle Stunden brauchten sie, bis sie, mitten unter dem bunten Haufen des Volkes und der Soldaten, unter dem Geschrei der Weiber: „Hier bringen wir den Bäcker, die Bäckerin und den Bäckerjungen!“ in Paris ankamen. Nachdem sie auf dem Stadthause auch noch die Begrüßung des Gemeinderathes durchgemacht hatten, trafen sie in später Nacht in dem Tuilerienschloß ein, wo nichts zu ihrer Aufnahme hergerichtet war. Die Nationalgarde übernahm die Bewachung des Schlosses. Vierzehn Tage darauf siedelte auch die Nationalversammlung von Versailles nach Paris über. Die Revolution war an einem neuen Wendepunkt angelangt. Die Straßenbevölkerung von Paris hielt den König und seine Familie in den Tuileries in Gefangenschaft und übte einen unwiderstehlichen Druck auf die Nationalversammlung aus. Wer die unteren Volksschichten zu gewinnen und zu leiten verstand, der war von nun an Herr und Diktator in Paris und in Frankreich.

Kein Wunder, daß die königliche Familie sich aufs neue mit Fluchtplanen beschäftigte, daß das Ausland für ihre Lage sich interessirte, daß Männer, welche zum Sturz des Feudalstaates am meisten beigetragen hatten, sich nun auf die Seite des Königthums stellten. Jenes Verbrüderungsfest vom 14. Juli 1790, bei welchem die Fahnen der 83 Departements von Talleyrand, Bischof von Autun, eingeseget wurden, Lafayette im Namen der Nationalgarde der Nation, dem Gesetz und dem König Treue schwur, der

König die Beobachtung der Verfassung gelobte, die Königin ihren Sohn in die Höhe hob und ihn dem Volk zeigte und dadurch einen Sturm von Begeisterung hervorrief, war eine großartige Theater-scene, ohne nachhaltigen Einfluß. Niemand sah mit solcher Sicherheit voraus, welche schlimme Folgen die Revolution, wenn man ihr keinen Damm entgegensetze, nehmen werde, als Graf Mirabeau. Hatte er früher alles gethan, um die Mißbräuche des alten Frankreichs abzuschaffen, die königliche Gewalt zu beschränken, die Vorrechte des Adels und der Geistlichkeit aufzuheben und eine neue Welt zu schaffen, in welcher Gleichheit vor dem Gesetze galt, so war er jetzt, nachdem diese Ziele erreicht waren, der Ansicht, daß die Revolution zu schließen, Gesetz und Ordnung aufrecht zu halten sei. Während die Jakobiner die Anarchie und Pöbelherrschaft erhalten und permanent machen wollten, sah Mirabeau sein Ziel in der Aufrichtung der konstitutionellen Monarchie erreicht. Er setzte sich daher in der Nationalversammlung den Jakobinern mit der nämlichen Unerblichkeit entgegen, wie früher den Verteidigern des Feudalismus. Er wünschte Minister zu werden, um eine starke Regierung gründen und die Revolution zügeln zu können. Aber der Beschluß der Nationalversammlung, daß keines ihrer Mitglieder ins Ministerium treten dürfe, nahm ihm alle Aussicht hiefür. Mit dem Hof war er schon länger in Unterhandlung und bezog von demselben eine Pension. Dem König, der Königin, den Ministern entwickelte er in seinen politischen Denkschriften seinen Plan zur Gründung einer starken konstitutionellen Regierung. Im Mai 1790 hatte er in einem der königlichen Gärten eine geheime Unterredung mit der Königin. Sie zeigte viel Verständnis für seine Pläne, viel Bereitwilligkeit, auf seine Rathschläge einzugehen. Beim Abschied küßte er die Hand der Königin und rief aus: „Madame, die Monarchie ist gerettet!“ Er war voll von Entwürfen und Hoffnungen. „Die Königin ist der einzige Mann, den der König um sich hat,“ schrieb er in jenen Tagen.

Dem König wurden verschiedene Vorschläge gemacht. Alle stimmten darin überein, daß er nicht in Paris bleiben könne. Die einen riethen, mit Hilfe der Emigranten die Revolution niederzuwerfen und die alten Zustände wiederherzustellen. Diesem Plane

widersetzte sich die Königin mit Entschiedenheit; denn sie hielt eine solche Restauration für eine Unmöglichkeit und wollte den Emigranten nichts zu verdanken haben. Andere sprachen von einer Flucht in die Vendée oder in den Süden, um sich an die Spitze der katholischen Bewegung zu stellen und die ungläubigen Pariser mit Pulver und Blei zu befehren. Zur Ausführung dieses Planes war die Königin muthvoll genug, Ludwig aber zu schwach. Er hatte in der letzten Zeit englische Geschichte studirt und darin gefunden, daß die Hauptanklage gegen König Karl I. die war, daß er den Bürgerkrieg entzündet habe. So schrak er denn, um dem Schicksal Karl's zu entgehen, vor jedem Blutvergießen zurück, wie er auch bei dem Ueberfall in Versailles der Leibgarde den Befehl gegeben hatte, ihn und seine Familie zu schützen, aber die Waffen nicht zu gebrauchen. Und doch konnte man die Gewalt nur mit Gewalt vernichten, wie dies der General Bonaparte am 5. Oktober 1795 gezeigt hat. Ein dritter Vorschlag wollte den König und das Königthum durch die auswärtigen Mächte retten, besonders durch den deutschen Kaiser Leopold II., welcher am 20. Februar 1790 seinem Bruder Josef auf dem Thron gefolgt war. Der König sollte in eine Grenzfestung, etwa nach Montmedy, fliehen, mit treuen Regimentern sich umgeben und von den in Belgien stehenden österreichischen Truppen unterstützt werden. Daß auch bei diesem Plan der König nicht ohne Bürgerkrieg und Blutvergießen die Revolution bewältigen könne, war jedermann klar, nur nicht Ludwig. Dem Grafen Mirabeau erschien der Plan auch aus anderen Gründen bedenklich.

In einer Denkschrift an den König sagte er: „Sich nach Metz oder nach irgend einem anderen Ort an der Grenze zurückziehen, hieße der Nation den Krieg erklären und den Thron aufgeben. Ein König, der im Augenblick der einzige Schirm seines Volkes ist, darf nicht fliehen vor seinem Volke; er darf nicht mit einem Schläge alle die Bande brechen, die dasselbe an ihn knüpfen; er darf sich nicht in die Lage bringen, anders nicht in den Schoß seiner Staaten zurückkehren zu können, es sei denn mit den Waffen in der Hand oder mit der erbettelten Hilfe des Auslandes. Und wer kann berechnen, wozu sich die französische Nation erhitzen ließe, wenn sie sähe, daß ihr König sie preisgebe, um sich Geächteten an-

zuschließen und selbst der Nacht zu verfallen?“ Daß der König nicht länger in Paris bleiben und ohne eine Aenderung der Verfassung nicht bestehen könne, davon war auch Mirabeau überzeugt; aber er wollte keine heimliche Flucht und wollte mit dem Ausland und mit den Emigranten nichts zu schaffen haben. Sein Rath gieng daher dahin: der König solle etwa 20 000 Mann unter dem General Bouillé zwischen Paris und Compiègne zusammenziehen, nach einigen Vorsichtsmaßregeln, wodurch etwaige Gefahren in den Straßen der Hauptstadt selbst beseitigt würden, am hellen Tage die Tuileries mit seiner Familie und den Ministern verlassen und sich nach Rouen, der Hauptstadt der Normandie, begeben. Von dort solle er eine Proklamation an das Volk erlassen und darin erklären, man habe ihm das Recht der freien Entschließung beschränkt, man habe ihn zur Unterzeichnung gewisser Beschlüsse der Nationalversammlung genöthigt; er wünsche daher, dieselbe nach Rouen zu berufen, damit sie dort ihre Arbeiten mit mehr Freiheit fortsetze und diejenigen Gesetze, welche mit einem kräftigen Throne nicht in Harmonie ständen, wieder zurücknehme. Sollte die Nationalversammlung auf eine solche Revision der Verfassung nicht eingehen, so solle der König dieselbe auflösen, sofort neue Wahlen anordnen und der neuen Versammlung, welche in Rouen zu tagen habe, seine Vorschläge machen.

Wurde dieser Plan ausgeführt, so war die Würde des Königthums gewahrt, aller Verdacht beseitigt, und alles was geschah, geschah in Frankreich öffentlich durch Franzosen. Aber Muth, Festigkeit und Beharrlichkeit, nicht bloß gegenüber der Revolution, sondern fast noch mehr gegenüber den Einflüsterungen und Ansprüchen des Adels erforderte die Durchführung dieses Planes. Der König und die Königin stimmten zwar zu; aber jener kam zu keinem Entschlusse. Während er mit Mirabeau durch seine Minister unterhandeln ließ, korrespondirte er mit General Bouillé über die Möglichkeit einer Flucht nach der belgischen Grenze. Mirabeau sah diesem Schwanken mit Widerwillen, mit Ungeduld und mit Besorgniß zu. Er sagte zu seinem Freunde La Marck: „Wenn dies so fortgeht, so müssen der König und die Königin zu Grunde gehen, und der Pöbel wird ihre Leichname mit Füßen treten.“ Bald darauf wurde er, der seinem Körper theils durch Arbeiten, theils

durch sinnliche Genüsse viel zumuthete, von einer heftigen Krankheit ergriffen. Zu den Freunden, welche sein Krankenlager umstanden, sagte er: „Ich nehme die Trauer um die Monarchie mit mir ins Grab; nach mir werden die Aufriührer dieselbe in Stücke reißen.“ Am 2. April 1791 starb er. Die Jakobiner frohlockten; denn sie hatten ihren gewaltigsten Gegner verloren; die Gemäßigten, welche die Monarchie mit der Freiheit versöhnen wollten, trauerten; denn ihre festeste Stütze war zusammengebrochen.

Nach Mirabeau's Tode hatten der König und die Königin niemand mehr, der ihnen einen verständigen Rath ertheilte. Bei seinem Mangel an richtiger Beurtheilung der Zustände und Personen war der König von nun an dem Zufall preisgegeben. Und doch führten die Revolutionsmänner damals die heftigste Sprache und ergriffen die gefährlichsten Maßregeln. Marat nannte den König öffentlich einen Despoten und verlangte, man solle „die Destreicherin“ einsperren; die Jakobiner bildeten aus der Hefe des Volkes, Männer und Weiber, eine sogenannte brüderliche Gesellschaft, die bereit war, das, was in der Nationalversammlung nicht durchzusetzen war, durch Schreien und Losschlagen zu erzwingen; der Einfluß Lafayette's war bereits fast vernichtet, und es handelte sich schon darum, ihm auf seinem Posten als Kommandanten der Nationalgarde einen Jakobiner als Nachfolger zu geben; mehrere Personen wurden als Royalisten ermordet; die Geistlichen, welche dem päpstlichen Befehle gemäß den Verfassungseid verweigerten, wurden mißhandelt. Es war begreiflich, daß der König und die Königin aus dieser Hölle sich hinaussehnten. Ein Vorfall, welcher am 18. April 1791 sich zutrug, verstärkte diese Wünsche. Der König wollte mit seiner Familie nach St. Cloud fahren, um dort die Osterwoche in der Stille mit unbeeidigten Priestern zu begehen. Die königliche Familie saß bereits im Wagen; Nationalgardien waren zu ihrer Bedeckung aufgestellt; aber zahlreiche Volkshaufen, von den Jakobinern schon Tags zuvor zu diesem Zwecke bearbeitet, faßten die Pferde bei den Zügeln und erklärten, daß sie die Flucht des Königs nicht dulden würden. Lafayette, von diesem Vorfall benachrichtigt, eilte herbei und forderte die Nationalgarde auf, die Volkshaufen zu zerstreuen und dem König die Abfahrt möglich zu machen. Aber die Nationalgarde gehorchte ihm nicht und schloß sich an die Auf-

rührer an. Weder Vorstellungen noch Drohungen halfen etwas. Underthalb Stunden dauerte die peinliche Scene. Der König und die Königin waren den herbsten Kränkungen ausgesetzt, mußten zuletzt aussteigen und in den Palast zurückkehren.

Sie wußten nun, daß sie Gefangene waren, und da es dem König zur Ausführung des Mirabeau'schen Planes an Muth und Einsicht fehlte, so betrieben sie aufs eifrigste die Anstalten zur Flucht. Ihr Blick war ausschließlich nach der belgischen Grenze gewandt. Mit Kaiser Leopold II., dem Bruder der Königin, wurde unterhandelt, daß er dort etwa 10 000 Mann zum Schutze der königlichen Familie bereit halten solle. Dieser war mit dem Plane nicht einverstanden. Er fürchtete die Gefahren eines Fluchtversuches, und die möglichen Folgen eines Mißlingens machten ihm bange. Daher bat er in seinen Briefen die Königin dringend, den Gedanken an eine Flucht aufzugeben und die Ereignisse ruhig in Paris abzuwarten. Zugleich theilte er ihr mit, daß die Bourbonen in Spanien, Neapel und Parma gegen die Verletzung der königlichen Rechte ihres Veters Ludwig feierlich protestiren und zugleich, um ihrem Proteste Nachdruck zu geben, in Verbindung mit anderen Fürsten, Truppen gegen die französische Grenze vorrücken lassen würden. Dies würde, hoffe er, die Folge haben, daß alle Parteien, von denen er gerade die extremsten für die am wenigsten kriegsmuthigen hielt, den König um ihre Vermittlung angehen würden, und daß dieser, unterstützt von der königlich gesinnten Grenzbevölkerung, in eine günstigere Stellung käme. Auch wies er darauf hin, daß gerade jetzt eine Spaltung unter den Parteien sich vollziehe, und daß mehrere Männer, welche früher zu den radikalsten gehört hatten, sich der gemäßigten Partei Lafayette's angeschlossen. Die Königin theilte diese Ansicht nicht. Sie glaubte weder, daß die extremen Parteien durch Proteste und Aufstellung von Truppen sich einschüchtern ließen und Furcht vor einem Kriege hegten, noch daß für eine Aenderung der Verfassung zu Gunsten der monarchischen Gewalt von Lafayette und seinen neuen Freunden etwas zu hoffen sei, zumal da dieselben gar keinen Einfluß mehr auf die Massen besäßen. Sie bat also in ihrem Schreiben vom 1. Juni 1791 ihren Bruder Leopold, er möchte für alle Fälle 10 000 Mann an der belgischen Grenze bereit halten, damit sie, wenn sie mit dem König

nach der Grenzfestung Montmedy entfliehe, dort einen Rückhalt hätte. Darauf antwortete Leopold, er könne zwar seine Besorgnisse hinsichtlich ihres Fluchtversuches nicht unterdrücken, werde aber ihren Wünschen entsprechen. An das in Belgien stehende österreichische Heer ließ er die nöthigen Weisungen ergehen.

Der Entschluß war gefaßt. Von der Ausführung desselben hieng alles ab. Man mußte auch im Kleinsten sehr vorsichtig und pünktlich sein, zugleich sehr rasch und muthig handeln. Von allem dem geschah das gerade Gegentheil. Die Vorbereitungen zur Reise und die Ausführung derselben bildeten eine ununterbrochene Kette von Mißgriffen. Die Reise gieng über Châlons, St. Menesbould, Clermont, Varennes nach Montmedy. Von Châlons an sollte, wie mit General Bouillé ausgemacht war, auf jeder Station eine Reiterabtheilung aufgestellt sein. Da aber für die Abreise zuerst die Nacht vom 19. auf den 20. Juni, dann die vom 20. auf den 21. bestimmt war, so entstand eine Verwirrung, so daß die Reiter mehr schädeten als nützten. Die Größe des Reisewagens mußte Aufsehen erregen. Es wäre besser gewesen, wenn Ludwig mit dem Dauphin allein abgereist wäre und die Königin mit ihrer Tochter und ihrer Schwägerin zur nämlichen Zeit einen anderen Weg nach der Grenze eingeschlagen hätte. Doch kann man es der Königin freilich nicht verdenken, wenn sie, die sich so sehr gehaßt wußte, vom König sich nicht trennen wollte. Unter allen Umständen aber wäre es nöthig gewesen, daß die königliche Familie einen im Reisen sehr erfahrenen und gewandten Officier als Reisemarschall mit sich in den Wagen nahm. Dem König wurde zu diesem Zwecke der Graf von Agoult vorgeschlagen, ein Officier von unbedingter Ergebenheit, Entschlossenheit und Gewandtheit. Da aber Frau von Tourzel aufs dringendste bat, sie nicht zurückzulassen und sich zuletzt der Königin zu Füßen warf, so ließ man den Reisemarschall zurück und nahm zu den drei Damen noch eine vierte mit. Dieser Fehler wurde dadurch nicht verbessert, daß drei Hofkavaliere, Gardes-du-Corps, welche mit den Leuten nicht umzugehen verstanden, unbewaffnet auf dem Bock des Wagens saßen.

Die königliche Familie reiste mit einem Reisepaß, der auf eine russische Baronin von Korff ausgestellt war. Die Königin war als die Baronin, Ludwig als ihr Bedienter aufgeführt. Der



königliche Wagen kam glücklich nach Châlons und von da nach St. Menehould. Dort hatte die Ankunft einer Dragonerabtheilung große Unruhe erregt. Als nun der große Reisewagen ankam und der Dragonerofficier ehrfurchtsvoll an den Wagen trat, mußte Verdacht entstehen. Da Ludwig das Wagenfenster aufzog und sich mit dem Officier während des Umspannens unterhielt, so hatte der Postmeister Drouet, vor dessen Hause der Wagen stand, Gelegenheit, sich die Reisenden anzusehen. Er war sofort überzeugt, daß er den König vor sich habe. Da er die Abfahrt des Wagens nicht hindern konnte, so ritt er auf einem Seitenweg nach Varennes. Dort weckte er den Gemeindevorsteher Sauffet, der zugleich Krämer und Lichtzieher war, und theilte ihm seinen Verdacht mit. Der Kommandant der Nationalgarde wurde gerufen und mit diesem und einigen anderen Personen die nöthigen Verabredungen getroffen. Die über das Flüsschen Aire, das die Stadt in zwei Theile theilt, führende Brücke wurde durch das Umwerfen eines Wagens verrammelt.

Gegen elf Uhr Nachts kam der königliche Wagen in Varennes an. Nirgends waren Reiter, nirgends Pferde zum Umspannen. Die Hoffkavaliere suchten in der Dunkelheit nach den bestellten Pferden. Selbst die Königin stieg aus und fragte an einigen Hausthüren. Endlich erfuhr man, daß, was Bouillé in seinem Bericht an den König zu bemerken vergessen hatte, in dem jenseitigen Theile der Stadt im Gasthof zum „Grand Monarque“ schon seit dem Morgen dieses Tages Pferde bereit standen. Die Wagen fuhren daher dorthin, mußten aber vor dem quer über der Brücke liegenden Wagen Halt machen. Als die Kavaliere abstiegen, um das Hinderniß wegzuräumen, erklärte ihnen Drouet, der mit bewaffneten Männern dort stand, daß die Wagen nicht weiter fahren dürften. Sauffet forderte die Reisenden auf, zur Prüfung des Passes ihm in seine Wohnung zu folgen. Während dies geschah, wurden in Varennes und den umliegenden Orten die Sturmglocken geläutet, die Nationalgarde durch Eilboten aufgeboden. In wenigen Stunden waren Tausende von Bewaffneten in Varennes versammelt, welche alle nicht dem König, sondern dem jakobinisch gesinnten Drouet gehorchten.

Die Mitglieder der königlichen Familie befanden sich nebst

ihrem Gefolge alle in einem Zimmer des Sausset'schen Hauses. An den König sich wendend, zeigte Sausset auf dessen an der Wand hängendes Bild und sagte: „Sire, das ist Ihr Porträt!“ Ludwig erwiderte: „Ja wohl, mein Freund! ich bin der König,“ umarmte Sausset und bat ihn, ihn nicht am Weiterreisen zu hindern, da er, nicht um Rache zu üben, sondern nur um sein Leben zu retten, Paris verlassen habe. Um 12<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr Nachts trat der Herzog von Choiseul, welcher mit vierzig Husaren angekommen war, nebst zwei Officieren in das Zimmer. Die Königin, welche eben mit Sausset und ein paar Gemeinderäthen sprach, gieng sofort auf Choiseul zu und reichte ihm freudig die Hand. Sie schöpfte wieder Hoffnung. Die Officiere berichteten von dem Aufstand der Bevölkerung und von dem Abfall einiger Truppentheile. „Was thun?“ fragte der König. Choiseul erwiderte: „Sie retten, Sire! Ich habe hier vierzig Husaren. Ich werde sieben davon absetzen lassen. Eure Majestät besteigen, den Dauphin im Arm haltend, eines der Pferde; die Königin, die Prinzessin, Madame Elisabeth und die Damen Ihres Gefolges besteigen gleichfalls je ein Pferd. Wir werden Sie in die Mitte der dreiunddreißig Husaren nehmen, die noch beritten sind, und, den Säbel in der Hand, Ihnen Bahn brechen. Wir werden Sie über den Fluß bringen; aber es ist kein Augenblick zu verlieren; denn in einer Stunde werden meine Soldaten vom Volke gewonnen sein.“ Der König fragte: „Stehen Sie mir gut dafür, daß in diesem ungleichen Straßenkampf von etwa dreißig gegen achthundert Menschen nicht eine Kugelfugel die Königin oder meine Tochter oder meinen Sohn oder meine Schwester treffen wird?“ Eine absolute Garantie konnte Choiseul nicht dafür geben. Doch war das Risiko nicht so bedeutend. Der König kam zu keinem Entschluß; er wollte bis zum Morgen in Barennes bleiben und die Ankunft Bouillé's abwarten. Choiseul hatte bereits einen Officier in der Richtung nach Montmedy abgeschickt, um den General Bouillé von der Lage des Königs zu unterrichten. Um 4 Uhr kam Kapitän Deslon mit hundert Husaren, ließ diese vor der verammelten Brücke stehen, eilte zum König und fragte nach seinen Befehlen. „Sie sehen ja selbst“, antwortete dieser, „ich kann keine Befehle ertheilen, ich bin Gefangener; sagen Sie Herrn von Bouillé, er solle thun, was er könne!“ Darauf

kehrte Deslon zu seinen Husaren zurück und wartete auf die Ankunft des Generals.

Von der Straße her, wo die Volksmenge sich von Stunde zu Stunde vermehrte, hörte man den Ruf: „Es lebe die Nation! Nach Paris! Nach Paris!“ Die Königin, zwischen zwei Kisten mit Talglichtern und Seife sitzend, wandte sich mit den rührendsten Bitten an Frau Sauffet, um diese zu veranlassen, ihren Mann dahin zu vermögen, daß er die königliche Familie abreisen lasse. Die Frau war bis zu Thränen gerührt, aber sie wagte nichts zu thun. „Guter Gott!“ sagte sie, „sie würden meinen Mann ermorden. Ich liebe den König sehr. Aber, Madame, hören Sie wohl, ich liebe auch meinen Mann sehr. Er ist verantwortlich.“ Durch Bitten war nichts zu erreichen. Dadurch wurden die Leute nur noch muthiger und trotziger. Wenn Bouillé nicht kam, war alles verloren. Zwischen fünf und sechs Uhr hörte man Wagen-gerassel. Zwei Herren stiegen vor dem Hause aus und traten ein. Es waren bereits die Sendboten, welche dem König von Paris aus nachgeschickt worden waren. Baillon, der Abgesandte des Pariser Gemeinderathes, trat zuerst in das Zimmer. Er war in der höchsten Aufregung und brachte nur mit Mühe einige Worte heraus: „Sire, Sie wissen, ganz Paris ermordet sich gegenseitig, unsere Frauen, unsere Kinder sind vielleicht schon getödtet; reisen Sie nicht weiter! Das Interesse des Staates, unsere Frauen, unsere Kinder!“ Bei diesen Worten erhob die Königin ihre Hand, wies nach dem Dauphin und der Prinzessin, welche auf Sauffet's Bett eingeschlafen waren, und sagte: „Bin ich nicht auch Mutter?“ „Nun gut!“ sagte der König, „was wollen Sie denn?“ „Sire, ein Dekret der Nationalversammlung!“ erwiderte Baillon. „Wo ist es?“ fragte der König. „Mein Mitgesandter hat es“, antwortete Baillon. Nun trat Herr von Romenf, Adjutant Lafayette's, ein. Derselbe war seit Oktober 1789 von Seiten Lafayette's, als Kommandanten der Nationalgarde, der Königin beigegeben, um sie überallhin, wohin sie gieng, zu begleiten. Bei seinem Eintreten rief die Königin erstaunt: „Wie, mein Herr, Sie sind es? Das hätte ich nie geglaubt! Wenn Sie Ihren Namen berühmt machen wollen, so haben Sie ein sehr sonderbares und gehäßiges Mittel gewählt.“ Als er von Lafayette sprach, sagte die Königin: „Ach

Lafayette! er hat nichts als seine amerikanische Republik im Kopf; er wird schon sehen, was eine Republik ist. O die Unverschämten!" Der König nahm das Dekret der Nationalversammlung entgegen, worin sämtliche Civil- und Militärbehörden aufgefordert wurden, der „Entführung“ des Königs sich zu widersetzen und denselben nach Paris zurückzuführen. Nachdem er es gelesen hatte, sagte er: „Es gibt in Frankreich keinen König mehr.“ Die Königin nahm das Papier zur Hand und durchflog es. Der König nahm es wieder, las es noch einmal und legte es auf das Bett, auf welchem seine beiden Kinder schliefen. Hastig ergriff die Königin das Papier und warf es mit Heftigkeit auf den Boden, mit den Worten: „Ich will nicht, daß meine Kinder davon besudelt werden.“ Ein allgemeines Gemurmel erhob sich. Die Gemeinderäthe und Bauern, welche sich im Zimmer befanden, sahen in dem Verfahren der Königin eine entsetzliche Profanation. Choiseul, den üblen Eindruck bemerkend, hob das Papier auf und legte es auf den Tisch.

Inzwischen hatten sich mehr als 10000 Menschen in Varennes versammelt, darunter viele Nationalgardisten. Romeuf drang auf sofortigen Aufbruch und Rückreise. Der König, auf Bouillé wartend, zögerte. Einige sprachen schon davon, man solle ihn mit Gewalt in den Wagen schleppen. Gegen acht Uhr Morgens verzweifelte der König an der Ankunft Bouillé's und erklärte sich bereit zur Rückreise. Die beiden Wagen wurden in Bereitschaft gesetzt und fuhren unter dem Triumphgeschrei der Menge ab. Eine Stunde nachher, um neun Uhr, traf Bouillé mit seinem Reiterregiment vor Varennes ein. Er konnte den König nicht mehr einholen; denn die Pferde, welche schon neun Stunden im Lauf waren, hatten eine Erholung nöthig. Bouillé kehrte um und hielt es für gerathen, das französische Gebiet zu verlassen. In der Nähe von Epernay begegneten der königlichen Familie am 23. Juni die von der Nationalversammlung ernannten drei Kommissäre: Latour-Maubourg, ein Gefinnungsgenosse Lafayette's, Barnave, welcher in die Fußstapfen Mirabeau's zu treten wünschte, und Petion, welcher den starren Republikaner affectirte. Zum Zweck der nöthigen militärischen Vorkehrungen war ihnen der General Mathieu Dumas beigegeben. Barnave und Petion setzten sich in den königlichen Wagen, Latour-Maubourg und Dumas mit Frau von Tourzel in

den zweiten. In jenem gieng es etwas eng her; der Dauphin mußte bald von diesem, bald von jenem in den Armen gehalten werden. Barnave benahm sich fein und zartfühlend und zeigte der Königin gegenüber viel Sympathie und Anhänglichkeit; Petion trat barsch und rücksichtslos auf, erklärte die Monarchie für einen überwundenen Standpunkt und sprach die Ueberzeugung aus, daß das französische Volk reif zur Republik sei.

Am 25. Juni war der Einzug in Paris. Er war einem Leichenzug nicht unähnlich. Die wildesten Revolutionäre beabsichtigten, die königliche Familie während des Einzugs in Masse zu überfallen und zu ermorden, um alle Hindernisse mit einem Schlag wegzuräumen. Aber die Nationalversammlung traf genügende Vorkehrungen, bot die ganze Nationalgarde auf und ließ Spalier bis zu den Tuileries bilden. In der Presse war die Losung gegeben, den König mit Todtenstille zu empfangen. „Wer vor dem König den Hut abzieht, wird geschlagen, wer ihn beleidigt, wird gehängt.“ In der Nähe der Tuileries stand ein mordlustiger Haufe und machte den Versuch, durch die Nationalgarde durchzudringen, als eben die Königin, welche zuletzt ausstieg, nach dem Eingang des Schlosses sich wandte. Aber die Nationalgarde leistete energischen Widerstand, und adelige Herren, welche herbeigeeilt waren, standen zum Schutze der Königin bereit. Was Mirabeau vorausgesagt hatte, war nun eingetreten. Vor der Flucht war die Erhaltung der Monarchie, wenn auch schwierig, so doch möglich; nach derselben war sie eine Unmöglichkeit. Von der Ansicht ausgehend, daß der König das Ausland gegen Frankreich habe in die Schranken rufen wollen, zeigte sich das Volk von nun an feindselig gegen König und Königthum.

Schon am 24. Juni hatte die Nationalversammlung die Suspension des Königs ausgesprochen, die königliche Gewalt an sich gerissen und beschlossen, daß der König und die Königin, wenn sie wieder in den Tuileries angekommen seien, eine besondere Wache erhalten sollten. Die vor den Thüren der Zimmer aufgestellten Schildwachen ließen ohne besondere Erlaubniß niemand ein. Die königlichen Gatten konnten sich nur flüchtig sehen und sprechen. Die Thüren zu ihren Schlafzimmern mußten Tag und Nacht geöffnet bleiben; Marie Antoinette konnte sich ohne Zeugen kaum

ankleiden und auskleiden. Drei Kommissäre der Nationalversammlung verhörten beide wegen ihrer Flucht. Die Königin gab auf Barnave's Rath an, daß sie nach dem Willen des Königs, dem sie Gehorsam schuldig sei, sich von Paris entfernt habe. Die Suspension und Bewachung sollte, nach einem Beschluß der Nationalversammlung, erst dann aufhören, wann die neue Verfassung abgeschlossen war. Am 3. September war diese Arbeit fertig. Eine Deputation überreichte dem König die Urkunde. So sehr es ihm auch widerstrebte, dieselbe zu unterzeichnen, so blieb ihm doch nichts anderes übrig. Am 14. September leistete er in der Nationalversammlung den Eid auf die Verfassung. Die Volksvertreter saßen auf ihren Stühlen, der König blieb stehen. Als er nach Hause kam, warf er sich auf einen Stuhl und weinte über die erlittene Demüthigung. Die Königin, welche von einer Seitenloge aus die Scene mitangesehen hatte, versprach sich von einem unter solchen Dissonanzen wieder eingesetzten Königthum nicht viel Gutes. Sie sah schlimme Zeiten herankommen. An den Grafen Mercy schrieb sie: „Die Verfassung ist etwas so Widernatürliches, daß sie sich nicht lange halten kann. Welches Unglück aber auch über mich kommt, ich kann mich in die Umstände fügen, aber niemals werde ich in etwas willigen, was meiner unwürdig wäre; erst im Unglück fühlt man, was man ist. Mein Blut fließt in den Adern meines Sohnes, und ich schwöre, daß er einst sich als würdigen Enkel der Maria Theresia zeigen wird.“ In einem Schreiben an Kaiser Leopold vom 4. Oktober 1791 spricht sie zwar davon, daß in Folge der Annahme der Verfassung das Volk wieder Vertrauen zum König zu haben scheine, verhehlt sich aber auch nicht, daß das Volk nicht die nöthige Kraft habe, um den in den Klubs und in der Presse erlassenen verbrecherischen Befehlen Widerstand zu leisten. Zugleich bittet sie ihren Bruder, die Emigranten im Zaum zu halten, deren unbesonnenes Treiben die Lage der königlichen Familie nur verschlimmern würde. „Kommen die Emigranten bewaffnet nach Frankreich zurück, so ist alles verloren, und es wäre unmöglich, das Volk zu überzeugen, daß wir nicht im Einverständnisse mit ihnen sind.“ Ihre einzige Hoffnung beruhte auf dem Einmarsch der Oestreicher und Preußen in Frankreich. Daß dies ihr Untergang sei, davon hatte sie keine Ahnung.

Die extremen Parteien machten einen neuen Versuch, den König zu ermorden und das Königthum abzuschaffen. Der König hatte sich geweigert die Beschlüsse des Gesetzgebenden Körpers gegen die eidverweigernden Priester und über die Auflösung der königlichen Garde zu unterzeichnen, und hatte sein Ministerium geändert. Auf dies hin hieß es, das Volk werde dem „Herrn und der Frau Veto“ einen Besuch machen. Am 20. Juni 1792 zogen die Vorstädter, darunter etwa 30000 Bewaffnete, gegen die Tuilerien, erzwangen den Eingang und drangen in das Zimmer ein, in welchem sich der König mit einigen Ministern und Nationalgardisten befand. Zwei Stunden hatte hier der König den Anprall der Volksmasse auszuhalten, welche ein blutendes Kalbsherz mit der Unterschrift „Aristokratenherz“ und das Bild einer am Galgen hängenden Königin in die Höhe hob, Drohungen und Schimpfwörter gegen den König austieß, mit Piken und Bajonetten ihn bedrohte und ausrief: „Weg mit dem Veto! Bestätigung der Dekrete!“ In eine Nische zurückgedrängt, von einigen treuen Nationalgardisten, welche ihm zu Hilfe gekommen waren, beschützt, blieb er bei aller Gefahr standhaft. Doch entgieng er der Demüthigung nicht, daß er, von der Menge genöthigt, eine rothe Jakobinermütze aufsetzen mußte. In einem anderen Zimmer war die Königin, von Adligen und Nationalgardisten umgeben, den Schmähungen und Flüchen der Weiber und Männer preisgegeben. Dem Dauphin, welcher bei ihr war, wurde gleichfalls die rothe Mütze aufgesetzt. Die Würde und Hoheit der Königin schreckte auch die Frechsten von Thätlichkeiten ab. Gegen sieben Uhr Abends verlief sich die Menge, von dem Bürgermeister Petion wegen ihrer Weisheit und ihres Ordnungssinnes belobt, und die Königin traf wieder mit dem König zusammen. Sie fielen einander weinend in die Arme.

Der beabsichtigte Streich war mißlungen. Die verbrecherische Bande hatte, durch die Haltung des Königs entwaffnet und durch die Nationalgarde zurückgehalten, keinen Mord gewagt. Doch hatte sie den Weg in die Tuilerien gefunden und suchte ihn bald wieder auf. Wer noch Sinn für Gesetzmäßigkeit und Ordnung hatte, war empört über die Pöbelscenen vom 20. Juni und fühlte Beschämung darüber, daß niemand in Paris Muth genug hatte, um diese Mordbanden mit kräftigen Schlägen niederzuschmettern. Lafayette, welcher

nicht mehr Kommandant der Nationalgarde war und damals ein Kommando an den Grenzen hatte, eilte nach Paris, verlangte vom Gesetzgebenden Körper strenge Bestrafung der Empörer und wurde vom König empfangen. Mit einigen Gleichgesinnten arbeitete Lafayette an der Verwirklichung des Mirabeau'schen Planes: der König sollte, von seiner Schweizer-Garde und seinen Nationalgarden umgeben, offen Paris verlassen, sich nach Compiègne begeben und dorthin, nach Auflösung des Gesetzgebenden Körpers, eine neue Volksvertretung zur Revision der Verfassung berufen; mit der Sprengung des Jakobinerklubs und der Vernichtung seiner Führer durch die Nationalgarde sollte dieser Plan eröffnet werden. Aber der König und die Königin hofften zu vertrauensvoll auf die Siege der Oestreicher und Preußen, und Marie Antoinette wollte mit Lafayette nichts zu thun haben. Während Madame Elisabeth, als Lafayette aus der königlichen Audienz sich entfernte, ausrief: „Vergessen wir, was hinter uns ist! Werfen wir uns in die Arme des einzigen Mannes, der uns retten kann!“ sagte die Königin in heftigem Tone: „Lieber untergehen, als Lafayette und den Konstitutionellen die Rettung verdanken!“ Sie schrieb am 4. Juli: „Sie kennen die Ereignisse vom 20. Juni; unsere Lage ist schrecklich und wird immer bedenklicher; es gibt nur Gewaltthat und Raserei auf der einen Seite, Schwachheit und Trägheit auf der anderen; man kann weder auf die Nationalgarde noch auf die Armee zählen; man weiß nicht, ob man in Paris bleiben oder sich anderswohin werfen soll. Es ist höchste Zeit, daß die Mächte ein entschiedenes Wort sprechen. Alles ist verloren, wenn man die Anführer nicht durch die Furcht vor naher Strafe zurückhält. Sie wollen um jeden Preis die Republik und haben, um dahin zu gelangen, beschloffen, den König zu ermorden; es ist nothwendig, daß ein Manifest die Nationalversammlung und Paris verantwortlich macht für sein und seiner Familie Leben.“

Dieses Manifest erschien am 25. Juli. Nach dem Tode des Kaisers Leopold hatte am 1. März dessen Sohn, Erzherzog Franz, die Regierung in Oestreich übernommen und war zum Kaiser gewählt worden. Nach einigen diplomatischen Verhandlungen ward ihm am 20. April von Frankreich der Krieg erklärt, Preußen schloß sich an ihn an, die Heere beider rückten am 25. Juli in Lothringen



ein, und zugleich erließ der Oberbefehlshaber, Herzog Ferdinand von Braunschweig, ein Manifest an die Franzosen, das eine sehr gebieterische Sprache führte und die Stadt Paris und alle Auführer für jede Mißhandlung des Königs verantwortlich machte. Dies hieß Del ins Feuer gießen. Die Auführer verlangten vom Gesetzgebenden Körper die Absetzung des Königs, und da sie sahen, daß sie hiefür keine Mehrheit in der Versammlung finden würden, so nahmen sie die Ausführung selbst in die Hand. Am 10. August rückten die Söldlinge der Jakobiner, verstärkt durch einen Zuzug mordlustiger Marseiller, aufs neue gegen die Tuilerien vor. Die Vertheidigung derselben beruhte auf den 950 Schweizern, auf etwa 2000 Nationalgarden und 900 berittenen Gensdarmen. Wer von dieser Mannschaft einen energischen und rücksichtslosen Gebrauch machte, war des Sieges sicher. Nachdem der wackere General Mandat, Oberbefehlshaber der Nationalgarde, auf verrätherische Weise umgekommen war, lag alles auf den Schultern des Königs Ludwig, welcher an diesem Tage nicht in Uniform, sondern in violettem Hoffleide sich zeigte. Sehr zur Unzeit erregte Marie Antoinette die Eifersucht der Nationalgarde gegen die zu ihrem Schutze herbeigeeilten adeligen Officiere. Auf letztere hinweisend sagte sie zu einem Kreis von Nationalgardisten: „Die da sind unsere Freunde! Sie werden sich Ihnen anschließen und Ihnen zeigen, wie man für seinen König stirbt.“ Auf die Aeußerung einiger Adelligen: „Jetzt ist es Zeit, Muth zu zeigen!“ gab die Nationalgarde zur Antwort: „Es fehlt uns daran nicht; wir werden ihn aber nicht an Ihrer Seite beweisen.“

So fieng der Tag mit Trennung und Spaltung an, während die größte Einheit nöthig gewesen wäre. Ludwig konnte sich zu keinem Entschluß, zu keinem Befehl an die Truppen aufraffen. Als er zu diesen in den Hof hinabgieng, fühlte er sich außer Stande, eine anfeuernde Anrede zu halten, brachte kaum ein Wort heraus und kam gebrochen und verzweifelnd zurück. Dies benützte Syndikus Röderer, ein Genosse Petions, für seine verrätherischen Plane. Es war 7 Uhr Morgens. Noch war kein Angriff auf das Schloß erfolgt; die Schweizer standen fest wie eine Mauer da. Da kam Röderer, als immer neue Scharen Volkes anmarschirten, herbei und sagte: „Sire! Eure Majestät haben nicht fünf Minuten mehr zu

verlieren! Sie können nur in der Volksvertretung sicher sein." Die Königin fuhr heftig auf und erklärte es für eine Schmach, sich in eine Versammlung zu begeben, welche so viele dem Königthum feindliche Beschlüsse gefaßt hätte. Als der König schwankte, machte Röderer, der dessen Schwäche kannte, ihn verantwortlich für das durch seine Weigerung entstehende Blutvergießen und rief wiederholt: „Ganz Paris rückt gegen uns an.“ Endlich gab der König nach und sagte: „Laßt uns gehen!“ Begleitet von der Prinzessin Lamballe, Frau von Tourzel und einigen Ministern verließ die königliche Familie die Tuilerien, um nie wieder dahin zurückzukehren. Unter den Verwünschungen des Pariser Pöbels, welcher Todesdrohungen gegen die Königin ausstieß, kam der Zug, von Schweizern und Nationalgarden geschützt, in den Saal des Gesetzgebenden Körpers. Der König sagte beim Eintritt: „Ich bin hieher gekommen, um ein großes Verbrechen zu verhüten; ich glaube nirgends sicherer zu sein als in Ihrer Mitte.“ Darauf wurde ihm und seiner Familie die Loge der Stenographen angewiesen, ein Raum von 12 Fuß Breite und 6 Fuß Höhe. Hier brachten die Flüchtlinge den Tag und einen Theil der folgenden Nacht, 16 volle Stunden zu, während die Tuilerien von den Volkshäufen erstürmt, die durch einen Befehl des Königs vom Widerstand abgehaltenen Schweizer niedergemezelt wurden, und die Versammlung den Beschluß faßte, die königliche Gewalt zu suspendiren, den König und seine Familie unter Aufsicht zu stellen, dem Dauphin einen Erzieher zu geben und einen Nationalkonvent einzuberufen.

Die königliche Familie wurde in der Nacht auf den 11. August in das ehemalige Kloster der Feuillants gebracht, wo ihnen einige Zellen angewiesen wurden. Einige vornehme Damen besuchten am folgenden Tage die Königin. Diese mußte, da sie beschädigte Schuhe und keine frische Wäsche hatte, die Damen bitten, ihr das Nöthige herbeizuschaffen. „Ich hätte nicht geglaubt, daß es einer Königin von Frankreich an Schuhen fehlen könnte,“ sagte sie lächelnd. Am 13. August fand die Uebersiedlung der königlichen Familie nach dem „Temple“ statt, einem alten Gebäude mit einem Thurme, welches zur Zeit Philipp's des Schönen seinen Erbauern, den Mitgliedern des Tempelherrenordens, als Gefängniß gedient hatte. Es war ein düsterer, unheimlicher Ort, in welchem sich bald eine ganze

Hölle von Schleichigkeit aufthat. Es folgten die Septembertage, die Einberufung des Nationalkonvents, die Abschaffung des Königthums, die Einführung der Republik. Unter den Opfern der Septembertage befand sich auch die Prinzessin von Lamballe. Sie durfte nicht bei der königlichen Familie bleiben, wurde verhaftet und, da sie sich weigerte, dem Königthum Haß zu schwören, im Gefängniß getödtet. Ihr Kopf wurde auf eine Pike gesteckt und an den Fenstern des Temple's vorbeigetragen. Die Königin erkannte den Kopf ihrer Freundin und fiel in Ohnmacht.

Im Temple bewohnte der König das erste, die Königin mit den beiden Kindern das zweite Stockwerk des Thurmes. Die Thore, Treppen und Gänge waren mit Nationalgardisten besetzt, die absichtlich aus den gefürchtetsten Bataillonen ausgewählt waren. Außerdem wurden von der seit dem 10. August eingesetzten Kommune alle 24 Stunden neue Kommissäre abgeschickt, welche zu jeder Stunde in die Zimmer eintraten, um sich von der Anwesenheit der Mitglieder der königlichen Familie zu überzeugen, und dadurch die Damen fortwährenden Verlegenheiten aussetzten. Es war dem Könige zwar gestattet, mit den Seinigen täglich eine Stunde im Hofe des Temple's auf und ab zu gehen und Luft zu schöpfen; da aber bei diesem harmlosen Spaziergang in dem engen, ummauerten Raum eine Menge von Nationalgardisten die Bedeckung bildete und Santerre, der neue Kommandant der Nationalgarde, mit entblößtem Säbel dem Zuge voranschritt, so war diese Erholung eine tägliche Qual. Die Wachen fanden eine Genugthuung darin, in Gegenwart der Damen unanständige Worte auszustossen oder der Königin beim Vorübergehen Tabaksrauch ins Gesicht zu blasen. Nur beim Mittag- und Abendessen durfte der König mit den Seinigen zusammen sein, und auch dann nur unter den Augen der Kommissäre; die übrige Zeit brachte er in der Einsamkeit zu und beschäftigte sich viel mit Lektüre. Die königliche Familie ertrug diese herben Schickungen mit christlicher Geduld; sogar die Königin mit ihrer lebhaften Natur und ihrem habsburgischen Selbstbewußtsein zeigte eine wunderbare Ergebung.

Der 20. Januar 1793 war für sie ein schrecklicher Tag. Den Jakobinern des Nationalkonvents war es nicht genug, das Königthum abgeschafft zu haben und den König wie einen Verbrecher

gefangen zu halten und zu behandeln: sie wollten des Gedankens los sein, daß er befreit und wieder auf den Thron gesetzt werden könnte. Zur Beschwichtigung dieser Besorgniß gab es nur ein einziges, absolut sicheres Mittel, und vor diesem schrakten sie nicht zurück. Des Verraths und der Verschwörung gegen das Land angeklagt, stand Ludwig am 11. December 1792 vor den Schranken des Konvents. Als er an diesem Tage in den Temple zurückkam, wurde ihm der Befehl der Kommune mitgetheilt, daß er von nun an seine Familie, die wohl an den ihm zur Last gelegten Verbrechen mitschuldig sei, nicht mehr sehen dürfe. „Auch nicht meinen Sohn, der erst sieben Jahre alt ist?“ fragte der König. Nur unter der Bedingung wollte man dies erlauben, wenn der Dauphin nicht mehr zu seiner Mutter zurückkehre. Um den Sohn, der noch so sehr der mütterlichen Pflege bedurfte, dieser nicht zu berauben, nahm der König seinen Wunsch wieder zurück. Wir finden ihn in diesen Leidenstagen weit standhafter und größer als je. Er vergab seiner Würde nicht im geringsten etwas. Aber was auch er und seine Vertheidiger für seine Unschuld vorbringen mochten: sein Tod war eine beschlossene Sache. Am Tage der Abstimmung war der Sitzungsaal des Konvents von der rohsten Menschenmenge umstellt, welche jeden mit dem Tode bedrohte, der nicht für den Tod stimmte. Und doch sprach sich am 17. Januar 1793 bei einer Versammlung von 721 Mitgliedern eine Mehrheit von nur einer einzigen Stimme unbedingt für die Todesstrafe aus.

Als Ludwig durch seinen Vertheidiger Malesherbes das Urtheil erfuhr, war er sehr ruhig und zeigte nur dann einige Entrüstung, als ihm jener mittheilte, daß auch der Herzog von Orleans für den Tod gestimmt habe. Die Hinrichtung war auf den Vormittag des 21. Januar festgesetzt. Der Gedanke an die Königin und an seine Kinder war es allein, der ihm die letzten Stunden qualvoll machte. Am Abend des 20. wurde den Seinigen erlaubt, ihn im unteren Stockwerk besuchen zu dürfen. Jetzt erst erfuhren sie durch ihn seine Verurtheilung und seine bevorstehende Hinrichtung. Zwei Stunden lang, von acht bis nach zehn Uhr, blieben sie beisammen. Es war ein ununterbrochenes Schluchzen und Weinen, ein fortwauerndes Umarmen. Nach zehn Uhr erhob sich Ludwig; die Seinigen hielten ihn fest umschlungen; die Tochter fiel ohnmächtig

auf den Boden; er riß sich los und blieb allein. „Nun ist auch das überwunden,“ sagte er, „warum muß man lieben und geliebt werden in solchen Schmerzen? Denken wir jetzt an das eine, was Noth thut, an das ewige Heil!“ Nach ruhigem Schlafe bestieg er am 21. den Wagen, blickte noch einmal zu den Fenstern der Seinigen hinauf und fuhr dem Richtplatz zu. Die Königin bemerkte erst einen Augenblick nachher seine Abfahrt und rief, von Schmerz überwältigt, aus: „Es ist vollbracht! Wir werden ihn nicht wiedersehen.“ Sie fiel mit den Ihrigen auf die Kniee und betete für den König. Nach zehn Uhr bestieg Ludwig das Schaffot und starb durch die Guillotine. In der Stadt herrschte an diesem Tage die Todtenstille eines schuldbeladenen Gewissens. „Wir haben unsere Schiffe hinter uns verbrannt,“ rief der elende Marat.

Die Königin blieb mit ihren beiden Kindern im Temple. Da kam am 3. Juli das Schrecklichste über sie. Unter dem Vorwand, daß royalistische Umtriebe zur Befreiung des Dauphin gemacht würden, beschloß der Wohlfahrtsausschuß die Trennung des Sohnes von der Mutter. „Der Gemeinderath vollzog diesen Beschluß mit jubelnder Grausamkeit“, erzählt der Historiker Sybel. „Seine Beamten erschienen inmitten der Nacht, um der aus dem Schlafe emporgerissenen Mutter den Befehl zu verkünden. Eine entsetzliche Scene erfolgte. Länger als eine Stunde leistete sie den Schergen verzweifelten Widerstand, warf sich über das Bett des Knaben und deckte ihn so mit ihrem Leibe gegen die Angreifer. Kein Zureden, keine Drohung half; sie wich und wankte nicht, bis plötzlich einer der Menschen ihre Tochter ergriff: er werde das Mädchen niederstoßen, wenn sie nicht den Sohn überliefere. Da brach die Arme zusammen und ließ sich ein Kind entreißen, um das andere zu retten. Nach dieser grauenvollen Nacht gab es für sie kein Schlimmeres mehr; bei allen weiteren Qualen hatte sie nur noch stille Ergebung und sichere Todeshoffnung. Die Verfolger ließen sie nicht lange darauf harren. Am 1. August ließ der Wohlfahrtsausschuß durch den Konvent die Abführung der Königin in die Conciergerie und ihre Ueberweisung an das Revolutionsgericht verfügen.“

Am folgenden Tage wurde die Königin auch von der Tochter und der Schwägerin getrennt und in das Gefängniß der Conciergerie gebracht. Dort wurde ihr ein feuchtes Lokal als Aufenthaltsort

angewiesen, in welchem ein schlechtes Feldbett, ein alter Strohsessel und ein kleiner Tisch die einzigen Möbelstücke waren. Durch eine Art Vorhang und durch einen Bettschirm war das Lokal in zwei Theile getheilt, von denen der eine von zwei Gensdarmen eingenommen war. Diese waren hier Tag und Nacht, sahen wiederholt in den von der Königin bewohnten Raum hinein, und die rohesten von ihnen unterhielten sich in gemeiner Weise, riefen der Königin Schmähreden zu und bliesen durch die zahlreichen Oeffnungen Tabaksrauch hinein. Doch fand die Königin in ihrem Elend auch sympathische Herzen, namentlich unter den Frauen. Es werden Namen von Frauen mitgetheilt, welche mit Gefahr ihres Lebens die Aufseher zu gewinnen und den Weg in die Conciergerie sich zu verschaffen wußten und der Königin, welche übrigens äußerst vorsichtig war, bessere Nahrungsmittel, frische und feinere Wäsche, wärmere Strümpfe brachten. Eine Obsthändlerin, bei welcher ein wohlgesinnter Aufseher eine Melone kaufte, sagte: „Ach wenn sie für die Königin wäre!“ wählte die schönste aus und nahm keine Bezahlung dafür an.

Aber die Jakobiner ruhten nicht, bis sie ihren Schandthaten auch noch die der Ermordung einer wehrlosen Frau hinzusetzten. In der Konventsitzung vom 3. Oktober 1793 erklärte der Fanatiker Billaud-Varennes: „Es ist noch ein Beschluß zu fassen: ein Weib, der Schandfleck der Menschheit und ihres Geschlechtes, die Witwe Capet soll endlich auf dem Schaffot für ihre Frevel büßen.“ Am 14. Oktober wurde die Königin vor das Revolutionstribunal gestellt und angeklagt, daß sie mit dem Ausland konspirirt, den Bürgerkrieg angestiftet und in diesem Sinne auf den König eingewirkt habe. „Sie erschien in zerlumptem Kleide“, erzählt Sybel weiter, „mit graugewordenem Haare, aber in so ruhiger Würde und leuchtender Resignation, daß selbst das Publikum dieses Tribunals sich der Ehrfurcht und des Mitleids nicht erwehrte. Ihren Höhepunkt erreichte diese Stimmung, als Hebert unter den Belastungszeugen auftrat. Er hatte den achtjährigen Sohn und die zwölfjährige Tochter der Angeklagten mit einem Verhöre gepeinigt, ob die Mutter mit jenem in unzüchtigem Verkehr gestanden; es war ihm gelungen, von dem Knaben, welchen sein Wärter, der Schuster Simon, bald mit Schlägen quälte, bald mit Branntwein berauschte, die Unter-

zeichnung eines mit solchem Inhalte besudelten Protokolles zu erschleichen; es hatte, damit ja die ganze Partei sich mit dem Brandmal dieser Abscheulichkeit belaste, der Gemeinderath seine Bemühungen gebilligt, der Jakobinerklub seine Erzählung beklatscht. Jetzt kam er zu dem Gerichte, um die Königin vor der Hinrichtung noch mit dieser Anklage zu entehren. Sie aber schwieg zuerst, und dann zur Antwort aufgefordert vernichtete sie ihn mit den halberstickten Worten: eine Mutter kann auf solche Dinge nichts entgegenen; ich rufe jede Mutter an, die etwa hier anwesend ist. Ein tiefes Murren gieng durch den Saal, und die Richter wagten keine weitere Frage. Als Robespierre davon hörte, rief er aus: „Der elende Dummkopf! er wird unsere Feinde zum Gegenstand des Bedauerns machen.“ Die Königin antwortete beim Verhör auf alle Fragen sehr besonnen und präcis; daselbe dauerte den ganzen Tag und die folgende Nacht; in dieser langen Zeit wurde ihr nicht die geringste Nahrung gereicht; ein Gensdarm, der ihr auf ihr wiederholtes Bitten ein Glas Wasser verschaffte, erhielt vom Vorsitzenden einen Verweis. Das Revolutionstribunal sprach einstimmig das Todesurtheil über sie aus. Sie vernahm den Ausspruch, ohne eine Miene zu verziehen. Als sie am 16. Oktober in der Früh nach der Conciergerie zurückgebracht wurde, vergoß sie einen Strom von Thränen. Dann schrieb sie einen Brief an ihre Schwägerin, die Prinzessin Elisabeth, von welcher die Tochter der Königin bereits getrennt worden war, empfahl derselben die Sorge für ihre beiden Kinder, ermahnte diese zu gegenseitiger Liebe und Freundschaft und hob namentlich hervor, der Dauphin möge niemals die letzten Worte seines Vaters vergessen, mit welchen dieser ihn aufforderte, er solle niemals den Tod seiner Eltern zu rächen suchen. Am Schlusse des Briefes sagt sie: „Leben Sie wohl, meine gute und zärtliche Schwester! Wenn doch dieser Brief in Ihre Hände gelangte! Denken Sie immer an mich! Ich umarme Sie von ganzem Herzen, ich umarme meine armen und theuren Kinder. Mein Gott! wie zerreißt es mir mein Herz, sie auf immer verlassen zu müssen!“ Gegen sieben Uhr wurde sie geweckt, um von einem beeidigten Priester zum Tode vorbereitet zu werden; aber sie weigerte sich, seinen Beistand anzunehmen. Um elf Uhr wurde ihr angekündigt, daß ihre Stunde nun gekommen sei. Sie wurde genöthigt,

das schwarze Kleid, das sie seit des Königs Tod getragen, mit einem weißen, zerrissenen Bettmantel zu vertauschen. Sie bestieg den Karren. Der Weg von der Conciergerie zum Richtplatz wurde absichtlich sehr langsam zurückgelegt, damit sie die Beleidigungen des Pöbels länger zu ertragen hätte. Es ertönten die Rufe: „Nieder mit der Tyrannei! Es lebe die Republik!“ Auf dem Richtplatz angelangt, bestieg sie mit sicherem Schritte das Schaffot. Um 12<sup>1</sup>/<sub>4</sub> Uhr fiel ihr Haupt. Es wurde dem Volke gezeigt mit dem Rufe: „Es lebe die Republik!“ Ihr Leichnam wurde, wie der des Königs, auf dem Magdalenenkirchhofe in ungelöschtem Kalk begraben.

Die Prinzessin Elisabeth, welcher kein anderes Verbrechen nachgewiesen werden konnte, als daß sie die Schwester des Königs war, wurde am 4. Mai 1794 hingerichtet. Es blieben noch die beiden Kinder übrig: Marie Therese, geboren am 19. December 1778, und Ludwig XVII., geboren am 27. März 1785. Letzterer wurde, nachdem er aus den Armen seiner Mutter gerissen worden war, dem Schuster Simon, einem Verehrer Marat's, übergeben, mit der ausdrücklichen Weisung, ihn so zu behandeln, daß man seiner bald „los werde“. Ein volles halbes Jahr wurde das arme Kind von dem Unmenschen und dessen Frau auf kannibalische Weise an Leib und Seele mißhandelt. Als dann Simon in den Gemeinderath gewählt wurde und Politik trieb, wurde der Prinz vom Januar bis Juli 1794 allein in eine kleine Zelle gesperrt, in welche in dieser ganzen Zeit niemals ein Mensch hineinkam, niemals frische Luft hineingelassen wurde; kein Wechsel der Wäsche fand statt; kein Wasser zum Waschen wurde gebracht, keine Unreinigkeit hinausgeschafft, einmal des Tages durch ein Gitter Nahrung ihm gebracht, bestehend in einem kleinen Stück Fleisch, Brot und Wasser. Nach dem Sturze der Jakobiner wurde ihm von den neuen Machthabern wieder ein Wächter aufgestellt. Als dieser die Thüre öffnete, war er ganz entsetzt über den Anblick, der sich ihm darbot. „In giftiger Atmosphäre lag auf schmutzigem Lager, in halbverfaulte Lumpen gehüllt, das blasse, abgemagerte Kind, die Haare verwirrt, der Kopf mit Ausschlag, der Nacken mit eiternden Geschwüren, der Körper mit wimmelndem Ungeziefer bedeckt; die Augen waren weit geöffnet, aber matt und erloschen, der Rücken krumm zusammen-



gezogen, alle Gelenke angeschwollen oder blutig wund.“ Auf die Fragen des Wärters gab das Kind keine Antwort und seufzte endlich: „Ich will sterben.“ Die Behandlung des Knaben wurde zwar von nun an menschlicher; aber von einer Pflege desselben war keine Rede; denn die Direktorialregierung wollte so wenig als der Konvent, daß der Prinz davonkomme. Als der Regierung gemeldet wurde, daß der kleine Capet krank sei, schickte sie drei Tage lang keinen Arzt, und als sie einen solchen schickte, befolgte sie nicht seinen Rath und ließ das Kind von Abends acht Uhr bis Morgens neun Uhr hilflos und allein in seinen Schmerzen liegen. Am 8. Juni 1795 endlich erfolgte der erlösende Tod. Hefstiges Heimweh nach der Mutter erfüllte das Kind in seinem bitteren Seelen- und Körperleiden. Oft unterdrückte es, wenn es unter den Schlägen des Schusters Simon fast verzweifelte, sein Stöhnen, damit die Mutter es nicht höre und deshalb betrübt werde. Im Juni 1795, als Marie Antoinette seit fast zwei Jahren schon todt war, gab der Knabe auf die Frage des Wärters, warum er weine, zur Antwort: „Ich bin immer allein, meine Mutter ist ja in dem anderen Thurme geblieben.“ In seiner letzten Lebensstunde fragte ihn der Wärter, ob er Schmerzen empfinde. Er antwortete bejahend und setzte hinzu: „Aber die Musik dort oben ist so schön!“ Darauf rief er plötzlich laut: „Ich höre die Stimme meiner Mutter“, und fragte: „hat wohl die Schwester die Musik auch gehört?“ Wenige Augenblicke darauf verschied er. Seine Schwester, welche vergebens gebeten hatte, den sterbenden Bruder sehen und pflegen zu dürfen, blieb von der königlichen Familie allein am Leben. Sie wurde im December 1795 gegen die von General Dumouriez an die Oestreicher ausgelieferten Konventsdeputirten an Oestreich übergeben. Im Jahre 1799 vermählte sie sich mit dem Herzog von Angoulême, einem Sohne des Grafen von Artois (des späteren Königs Karl X.), lebte lange in der Verbannung, kehrte während der Restauration nach Frankreich zurück und mußte im Jahre 1830 aufs neue die Heimat verlassen.





Charlotte Corday.





## Charlotte Cordaſj.

---

**M**an ſtand im vierten Jahre der Revolution. Der Triumph der Männer des Umſturzes war ein vollkommener. Wenn auch zum mindeſten vier Fünftheile des franzöſiſchen Volkes dieſe neuen Ideen und Verhältniſſe haſten, ſo war doch die offene Oppoſition nirgends eine maſſenhafte, noch weniger eine einheitliche, und wo ſie ſich am erbittertſten zeigte, wie in der Vendée, wurde ſie durch rückſichtsloſe Schläge niedergeschmettert. Da brach die gefährlichſte Oppoſition im Schoße der Revolution ſelbſt aus. „Girondiſten oder Jakobiner“ war die Frage, von deren Entſcheidung einige Monate lang das Schickſal Frankreichs, ja Europa's abhieng. Die Revolution beobachtete ein ähnliches Verfahren wie der Griechengott Kronos, nur mit dem kleinen Unterſchied, daß dieſer zärtliche Vater Kronos ſeine eigenen Kinder verſchlang, während die Revolution ihre eigenen Väter einen nach dem andern verſpeiſte. Die Reihe kam zuerſt an die Girondiſten, an Männer wie Barbaroux, Briffot, Vergniaud und andere. Nachdem das Königthum geſtürzt, Freiheit und Gleichheit eingeführt, die Republik gegründet war, wünſchten die Girondiſten dieſe ewigen Septemberscenen, dieſes fortwährende Gemetzel, dieſen Krieg im Innern und nach Außen beendigt zu ſehen und ein kraftvolles, aber gerechtes und unblutiges Regiment zu führen. Biſher waren ſie beim Volke eben ſo verhaßt geweſen wie die Jakobiner; nun aber, da ſie für die wichtigſten perſönlichen Güter, für Leib und Leben, für Recht und Eigenthum, für Sitte und Sicherheit jedes Einzelnen in die Schranken traten,

hatten sie die allgemeinste Zustimmung für sich. Ihnen gegenüber glaubten die Jakobiner auch jetzt noch nur durch die strengsten Maßregeln herrschen zu können. Durch ein Zwangs-Anleihen bei den Reichen sich Geld zu verschaffen und diese zu vernichten, den Bauern den Kornpreis vorzuschreiben und dadurch dem Pariser Pöbel wohlfeiles Brot zu verschaffen, alle feindlichen Parteien unter die Soldaten zu stecken und in den Krieg gegen die Oestreicher an die Grenze zu schicken, dies waren die eben so kommunistischen als terroristischen Grundsätze dieses kleinen Haufens, der sein blutiges Banner über Frankreich schwang. Ihre einflußreichsten Mitglieder waren Robespierre, St. Just und Couthon; der erstere war ihr Hauptredner und strebte nach einer Diktatur. Von untergeordneter Bedeutung im Konvent, von der höchsten aber beim Pöbel und in einigen Sektionen (Stadtbezirke, deren es 48 gab) war Johann Paul Marat. Er war eigentlich Arzt und stammte aus dem Fürstenthum Neuchâtel. Man hielt ihn stets für einen sonderbaren Kopf, für einen Menschen voll fixer Ideen. Niemand verstand es so wie er, die ruchlosesten Sachen offen und ungeschminkt seinen Freunden und Feinden in's Gesicht zu sagen. Was die Andern nur als tiefes Parteigeheimniß auszusprechen wagten, scheute er sich nicht mit der derbsten Ehrlichkeit und Unbefangtheit auf offener Tribüne und in seinem Journal „Der Volksfreund“ zu äußern. Handelte es sich um die Ermordung der politischen Gegner, um Raub fremden Eigenthums, um Meuterei der Soldaten gegen ihre Officiere, so hielt er das für sehr natürliche Sachen und forderte sie als das gute Recht des Volkes. Er hatte einen Hauptantheil an der Ermordung des Königs und an dem Septemborgemetzel und forderte in seinem Volksfreund noch 200,000 Köpfe, um die Revolution vollenden zu können.

• Alle Andersdenkenden ohne Gnade zu ermorden und auf diesem Leichenfeld eine kommunistische Pöbelherrschaft mit einer Marat'schen Diktatur aufzupflanzen, Reichthum, Bildung, Ehre, Sittlichkeit zu vernichten, war nicht etwa nur sein geheimer Plan, sondern sein offen ausgesprochenes Ziel. Dabei trug der Volksfreund, wie er sich gerne nennen ließ, kein Bedenken, von dem elenden Herzog Philipp von Orleans, damals Philipp Egalité genannt, welcher auf den erledigten Königsthron spekulirte, Geld anzunehmen und

mit diesem schmachvollen Geld sein stets unreinliches Zimmer mit kostbaren Atlastmöbeln einzurichten. Auch lag es ganz in seinen kommunistischen Ideen, einen schmutzigen Liebeshandel nach dem andern einzugehen. Da er den untersten Klassen auf jede Weise schmeichelte, ihre Wünsche und Begierden als ihre heiligen Rechte verkündigte und vertheidigte, so war er bald der Liebling des Pariser Pöbels und konnte über denselben als über ein gehorames Heer verfügen, ihn zu jedem Gewaltschritt, auch gegen den Nationalkonvent verleiten. Dadurch aber erregte er den Neid und den Verdacht der hervorragendsten Männer seiner Partei und war seinen Genossen im Konvent selbst unbequem. Als er das Volk zur Bestrafung der Verräther und der untreuen Abgeordneten, welche den „Tyranen“ (Ludwig XVI.) durch Appellation an das Volk oder durch Einsperrung hatten retten wollen, aufrief, setzten es die Girondisten, welche damit gemeint waren, durch, daß er vor das Revolutionstribunal gestellt wurde. Da erklärten mehrere Sektionen, daß sie Marat bis auf den Tod vertheidigen würden, und forderten als Repressalie die Ausstoßung der vorzüglichsten Girondisten. Dies war der erste Angriff gegen den Konvent von Außen und wies auf den Untergang der Girondisten hin. Marat, der sich anfangs versteckt hatte, stellte sich, als er seines Sieges gewiß war, dem Revolutionsgericht, wurde freigesprochen und im Triumph in die Versammlung des Konvents getragen (24. April). Um so heftiger und unverschämter hegte er jetzt den Pöbel gegen seine Feinde auf, und als der 2. Juni anbrach, der über das Schicksal der zwei großen Parteien entscheiden sollte, sah man ihn, von einem Haufen Straßebuben umgeben, gegen den Konvent anmarschiren. Die Versammlung war von mehreren tausend Bewaffneten umstellt, Kanonen gegen den Saal gerichtet und dem Präsidenten wurde erklärt, daß niemand herausgelassen werde, bis die auf einer Liste aufgeführten Deputirten ausgeliefert und verhaftet seien. Marat gieng selbst bei den Kanonieren herum und sagte ihnen: „Keine Schwäche! verlaßt euren Posten nicht, bis man sie euch ausgeliefert hat.“ Aller Widerstand war gebrochen. Die Liste der Opfer wurde verlesen, von Marat der eine gestrichen, ein anderer hinzugefügt, gegen dreißig Girondisten den Gensdarmen ausgeliefert und zunächst in gelinde und anständige Haft gebracht, um nach

wenigen Monaten in schmutzige Kerker und unter die Guillotine zu gelangen.

Die rohe Gewalt hatte gesiegt, die Anarchisten, wie man diese Jakobiner nannte, begannen ihren Vernichtungskrieg gegen die auf-rührerischen Städte und Departements, welche sich der gefangenen Girondisten annahmen und aus ihrem bitteren Haß gegen den Pariser Terrorismus keinen Hehl machten. Ein Theil der gefangenen Deputirten war entflohen und hatte sich, die einen nach Lyon, die anderen in die Bretagne und die Normandie begeben, um die Bewegung in gehörigen Fluß zu bringen. Sie wurden überall mit offenen Armen aufgenommen. Es war der Plan, eine Armee aufzustellen und gegen Paris zu marschiren. Im nördlichen Frankreich war der Hauptversammlungsplatz der Unzufriedenen die Normandie, und in dieser die Stadt Caen. Dahin hatten sich Barbaroux, Pétion und andere geflüchtet, und sie suchten die ganze Provinz zu einer ähnlichen Bewegung wie in der Vendée zu begeistern. Da sie aber ihren republikanischen Eifer gar zu stark betonten, so fand die Mittelklasse, welcher auch sie noch zu weit giengen, keinen Grund, ihr Leben auf's Spiel zu setzen und dem Demokraten Barbaroux gegen den Demokraten Robespierre oder Marat beizustehen. Ihr Aufruf zu den Waffen hatte daher einen sehr schwachen Erfolg. Am 7. Juni 1793 fand eine Revue der Nationalgarde in Caen statt. Man wollte ein Freiwilligen-Bataillon zu dem Heere der normännischen Föderalisten, das gegen Paris bestimmt war, stoßen lassen. Eine Menge von Zuschauern wohnte dieser Revue bei, darunter auch eine Jungfrau von großer und edler Gestalt, von schönem Antlitz, das ebensowohl Milde als Stolz verrieth und seine Theilnahme an dem Los dieser Freiwilligen nur schwer verbergen konnte. Sie hielt es für unnöthig, so viele brave Männer zu einem so gefährlichen Unternehmen nach Paris zu schicken; sie glaubte, mit der Ermordung des einzigen Marat werde der Anarchie ihr Kopf genommen sein, und hiezu, dachte sie, sei auch der Arm eines Weibes stark genug. Daher beschloß sie, sogleich nach Paris zu reisen. Sie hegte weder Bedenken über die Rechtmäßigkeit ihrer That, noch Furcht vor deren Ausführung, glaubte vielmehr ebenso sehr eine göttliche Sendung zu erfüllen, wie einst Johanna von Orleans bei ihrem kriegerischen Auftreten. Geseze und Obrigkeit

im wahren Sinn des Wortes gab es damals keine mehr, man befand sich im Zustand der Nothwehr, und hier, glaubte sie, gälten andere Gesetze als die der gewöhnlichen Moral.

Diese Jungfrau, welche sich zur Mächerin für so viele tausend unschuldig Hingeschlachtete aufwarf und sich zur Rettung ihres Vaterlandes als freiwilliges Opfer hingab, war Anna Maria Charlotte Corday de Armont. Sie war den 28. Juli 1768 zu Saint Saturin im Calvados-Departement geboren, stammte aus einem edlen normännischen Geschlecht und war mütterlicherseits eine Enkelin des berühmten Dichters Corneille. Ihr Vater war ehemals königlicher Stallmeister und suchte ihre vorzüglichen Anlagen durch gute Erziehung und Unterricht auszubilden. Sie las die klassischen Werke der neueren Schriftsteller und Dichter, noch mehr der alten, und nahm sich die großen Charaktere der alten Römer zum Muster. Zu jener Zeit hatte sie das Landgut ihres Vaters verlassen und lebte in Caen in dem Hause der ihr verwandten Frau von Bretteville. In Begleitung des alten Dieners dieser Frau erschien sie einigemal auf dem Stadthause, um sich für Verfolgte und Eingekerkerte zu verwenden. In letzter Zeit interessirte sie sich besonders für eine Freundin, Namens Alexandrine von Forbin, welche mit ihr im Fräuleinstift in Caen erzogen, später Nonne in einem Kloster zu Troyes geworden und nach der Schweiz gegangen war. Als Emigrantin war sie ihrer gesetzlichen Pension beraubt worden, und als nichtsdestoweniger Charlotte die Ansprüche derselben geltend machte, wurden die Akten hierüber zur Entscheidung durch den Minister des Innern nach Paris geschickt. Da Barbaroux der Familie Forbin befreundet war, so begab sie sich zu ihm und bat ihn um seine Unterstützung. Derselbe erklärte ihr, daß die Akten thörichterweise nach Paris geschickt worden seien, und daß die Sache in Caen selbst zum Austrag gebracht werden müsse, daher er auch sofort an das Konventsmitglied Düperret schrieb und ihn um Zurücksendung der Akten bat. Aber weder Akten noch Antwort kam. Um jene Zeit wurde die politische Aufregung in Caen von Tag zu Tag heftiger, und in Charlotte reifte ein stiller Entschluß. Da kam jene Musterung am 7. Juli: ihr Plan stand fest, ihr Wille war unerschütterlich. Was vorher Zweck gewesen war, wurde nun Mittel.



Die Angelegenheiten ihrer Freundin Forbin kamen ihr sehr gelegen, um, ohne damit einen auffallenden Schritt zu begehren, nach Paris reisen zu können. Am Abend dieses Tages kam sie wieder zu Barbaroux und bat ihn um ein Empfehlungsschreiben an den Minister in der Sache ihrer Freundin. Barbaroux meinte, daß die Empfehlung eines Verbannten ihr mehr schaden als nützen würde, und versprach, ihr ein Schreiben an Düperret mitzugeben. Petion, der auch zugegen war, äußerte seine Verwunderung, daß sie als Aristokratin zu Republikanern komme. Sie entgegnete ihm: „Ihr urtheilt heute über mich, ohne mich zu kennen; es wird ein Tag kommen, an dem Ihr wissen werdet, wer ich bin.“ Am 8. Juli erhielt sie das Schreiben von Barbaroux, nebst einem Billet, worin er sie bat, ihm von den Details ihrer Reise Nachricht zu geben. Dieses Billet beantwortete sie mit dem Versprechen, ihn nicht nur von den Details, sondern mehr noch von dem Erfolg ihrer Reise zu benachrichtigen. Sie hielt ihr Versprechen.

An ein Liebesverhältniß zwischen Charlotte und Barbaroux ist entfernt nicht zu denken, so verbreitet auch der Glaube daran war. Beide sahen sich in Caen nur dreimal und nie ohne Zeugen. Daß Charlotte, die einen so gewaltigen, eben diese Girondisten so sehr interessirenden Plan im Schilde führte, sich ungenirt mit diesen Männern unterhielt, zumal in einer Sache, die mit ihrem Plan in Verbindung stand, kann niemand auffallend finden.

So reiste sie am 9. Juli ab, heiter wie ein Spartaner, der in den Kampf gieng. Sie unterhielt sich unterwegs lebhaft mit ihren Mitreisenden, und einer derselben machte ihr einen Heiratsantrag. Mit großem Humor gieng sie auf die Sache ein, sagte aber zum Schluß: „Wir spielen beide Komödie, und es ist schade, daß wir mit so viel Geschick dazu keine Zuschauer haben.“ Am 11. Juli Mittags kam sie in Paris an und stieg im Hôtel de la Providence ab. Als die Wirthin erfuhr, daß sie von Caen komme, fragte sie, ob es wahr sei, daß von dort eine Armee nach Paris kommen wolle. Lachend antwortete sie, daß sich kaum dreißig Freiwillige eingeschrieben hätten und daß auch diese keine Feinde der Pariser seien. Nachdem sie ein wenig ausgeruht hatte, suchte sie Düperret auf und übergab ihm den Brief, worin Barbaroux ihn bat, Charlotte wegen der Forbin'schen Sache zum Minister des

Innern zu geleiten. Düpperret gieng am 12. Juli Vormittags mit ihr zum Minister; aber dieser war nicht zu sprechen, und so ließ sie diese Sache, die nur Nebenache war, fallen.

Zu Düpperret sagte sie: „Bürger Düpperret! Ich muß Ihnen einen guten Rath geben. Machen Sie sich los vom Konvent und ziehen Sie sich zurück! Sie können doch nichts ausrichten. In dessen wären Sie im Stande, Gutes zu wirken. Gehen Sie daher nach Caen, wo Sie mit Ihren Kollegen dem gemeinen Wesen nützlich sein können.“ Aber er erwiderte ihr, sein Posten sei zu Paris, und nichts könne ihn bewegen, ihn zu verlassen. Darauf entgegnete sie ihm: „Sie begehen einen dummen Streich.“ Durch diese Aufforderung, Paris zu verlassen, wollte sie, wie es scheint, die Gefahr von ihm abwenden, in welche er durch den Umgang mit ihr kam. Sie erlaubte ihm daher auch nicht, sie am folgenden Tage zu besuchen, machte selbst auch keine Besuche bei ihren Bekannten und entwarf Nachmittags in ihrer Wohnung eine Adresse an das französische Volk. „O Frankreich!“ ruft sie in derselben, „dein Heil liegt in der Hand des Gesetzes; ich verletz' es nicht, indem ich Marat tödte; die Welt hat ihn bereits verurtheilt; er ist außerhalb des Gesetzes; wer will mich deßhalb verurtheilen? Bin ich schuldig, so war es auch Alcides, als er die Ungeheuer vertilgte. O mein Vaterland! Deine Leiden zerreißen mein Herz; nur mein Leben selbst kann ich dir opfern, und ich danke dem Himmel, daß er mir die Freiheit gab, es dir darbringen zu können. Ich will, daß mein letzter Seufzer meinen Mitbürgern Heil bringe, daß, wenn man mein Haupt durch Paris trägt, es ein Zeichen werde, unter dem die Freunde der gesetzlichen Ordnung sich erheben mögen. Mein Vater, meine Freunde wissen nicht um meine That. Verfehle ich meine That, so möge sie Frankreich wenigstens den Weg weisen. Auf! erhebe dich! Du kennst deine Feinde, treffe sie mit deiner Hand!“

Am 13. Juli gieng sie Morgens 8 Uhr aus, kaufte sich im Palais Royal ein Messer und verbarg es. Auf dem Plage des Victoires stieg sie in eine Kutsche, ließ sich vor Marat's Haus, das in der rue des cordeliers war, führen und verlangte ihn zu sprechen. Dieser aber lag schon seit einiger Zeit an einer Krankheit darnieder, daher Charlotte abgewiesen wurde. Auf

diesen Fall gefaßt, gab sie der Magd einen Brief und gieng weg. Der Brief lautete: „Ich komme von Caen, wo man mich verfolgt hat. Ihre Liebe zum Vaterland muß Sie wünschen lassen, die Verschwörung kennen zu lernen, mit welcher man dort umgeht. Ich erwarte Ihre Antwort.“ Abends kam sie wieder und sagte, sie müsse ihn diesmal sprechen. Aus Furcht vor einer nochmaligen Abweisung hatte sie einen zweiten Brief in Bereitschaft, den man bei ihrer Durchsichtung fand. Der Inhalt desselben war: „Ich habe Ihnen diesen Morgen geschrieben. Haben Sie meinen Brief erhalten? Kann ich hoffen, für einen Augenblick Gehör bei Ihnen zu finden? Wenn Sie meinen Brief erhalten haben, so hoffe ich, daß Sie meine Bitte nicht abschlagen werden. Sie sehen, wie wichtig die Sache ist. Es bedarf weiter nichts, als daß ich unglücklich bin, um Anspruch auf Ihren Schutz zu haben.“ Anfangs schien es, als ob sie auch diesen zweiten, dringenden Brief abgeben müsse, um sich Einlaß zu verschaffen; denn die Magd und die 29jährige Simonne Evrard, Marat's Haushälterin, wiesen sie auch diesmal ab. Aber Charlotte bestand auf ihrem Verlangen, und Marat, der den Streit hörte und erfuhr, daß die Frau ihn besuchen wolle, welche jenen Brief an ihn geschrieben habe, befahl, sie einzuführen.

Marat saß eben im Bad und war mit einem Bademantel bekleidet. Als Charlotte eintrat, fragte er sie, was für Eröffnungen über die Verhältnisse in Caen sie ihm zu machen habe. Nun schilderte sie ihm die dortige Bewegung und nannte ihm die Namen der Deputirten, welche sich nach ihrer Flucht in Caen aufhielten, und der Municipalbeamten und bedeutendsten Bürger, welche es mit jenen hielten. Marat hörte ihr mit großer Aufmerksamkeit zu und verhehlte seine Freude über den gehofften Fung nicht. Er nahm ein Bleistift, legte sich gegen den Tisch, der rechts vom Badeszuber stand, hinüber, und während Charlotte ihm die Namen angab, schrieb er sie auf und fügte hinzu: „Es ist gut! Diese Rebellen werden alle auf die Guillotine kommen.“ Bei diesen Worten zog Charlotte, welche links vom Badeszuber stand, das Messer heraus und stieß es Marat unter der linken Brust tief in's Herz. „Zu Hilfe, meine liebe Freundin!“ waren seine letzten Worte. Auf diesen Ruf stürzte sein Diener, Namens Bas, der die Blätter

seiner Zeitschrift zusammenzulegen und auszugeben hatte, und Simonne Evrard vom Nebenzimmer herein und sahen hier Marat entseelt zusammengesunken, das Blut aus seiner Brust hervorströmend, dort Charlotte ganz erfüllt von der Größe ihrer That, heiter, ruhig, unbeweglich. Wüthend, unter lauten Verwünschungen fielen sie über Charlotte her, Was schlug sie mit einem Stuhl zu Boden, Simonne trat sie mit den Füßen. Es gab eine Scene der wildesten Rache. Charlotte ließ alles ruhig über sich ergehen. Ihr Plan war ihr ja gelungen! Dieser Gedanke hob sie über alle Schmach und alle Mißhandlung hinweg. Auf das Geschrei der Hausbewohner eilten Nachbarn und Polizeibeamte herbei. Charlotte gestand ihre That und ließ sich willig durchsuchen. Man fand bei ihr 150 Livres in barem Geld, 140 in Assignaten, eine goldene Uhr, einen Kofferschlüssel, den oben angeführten Brief an Marat, die Adresse an das französische Volk, einen Paß und einen Taufschein. Letzterer sollte, falls sie bei ihrer That auf der Stelle den Tod fände, die Identität ihrer Person feststellen. Sie zeigte bei dem vorläufigen Verhör eine Ruhe, die alle in Erstaunen setzte. Als man ihr vom Schaffot sprach, lächelte sie verächtlich. Nachdem das Protokoll aufgesetzt war, wurde sie in Begleitung des Kommissärs des Sicherheitsausschusses in einem Wagen in das Abteigefängniß abgeführt. Das Volk, zu dem die Kunde der That bereits gedrungen war, eilte herbei, um die Mörderin seines Lieblings nicht bloß zu sehen, sondern geradezu in Stücke zu zerreißen. Lechzend nach Blut umschwärmten Männer und Weiber den Wagen; die Kommissäre brauchten ihre ganze Autorität, um einen thätlichen Angriff abzuhalten. Die Gefängnißthüre der Abtei schloß sich hinter ihnen.

Die Nachricht von Marat's Ermordung verbreitete sich schnell in ganz Paris. Der Schrecken im Konvent, als einer von der Tribüne herabrief: „Marat ist ermordet!“ war ungeheuer. Man verhaftete den Ruser, da man ihn für einen Sendling der Gegenrevolution hielt. Während die Anhänger der Girondisten im Stillen jubelten und bereits ihren Sieg vor Augen sahen, glaubten die Jakobiner nichts als Dolche gegen sich gezückt zu sehen. Man hielt es für ausgemacht, daß man es hier mit dem Vorpiel einer großen Verschwörung zu thun habe, deren Endzweck die Ermordung

der angesehensten Jakobiner, die Erhebung des Dauphins auf den Thron und die Errichtung eines girondistischen Ministeriums sei. In Charlotte sah man nur das gedungene Werkzeug der Verschwörer, glaubte übrigens nicht, daß sie ein Mädchen sei, sondern hielt sie für eine verkleidete Mannsperson. Von verschiedenen Sektionen erschienen Deputationen vor dem Konvent, äußerten ihren Schmerz über Marat's Tod und nannten ihn „den Freund der Menschheit, den Schrecken der Aristokraten, die Schutzwehr der Freiheit, den Apostel und Märtyrer der Revolution.“ Das Volk, das seine Heiligen so muthwillig weggeworfen hatte, schuf aus ihm einen neuen Heiligen, schwur bei dem Namen Marat's, legte auf vier Wochen Trauerkleider an, und wer um jene Zeit mit einem Knaben beschenkt wurde, der gab ihm den Vornamen Marat. Als der Diener Bas im Jakobiner-Klub erschien, um über die That Bericht abzustatten, wurde ihm der Dank der Versammlung für sein würdiges Benehmen ausgedrückt, und der Präsident gab ihm den Bruderkuß. Man sprach bereits davon, Marat die Ehre des Pantheons zu geben, obgleich nach dem Gesetz niemand früher als zwanzig Jahre nach seinem Tode dahin gebracht werden durfte. Da ergriff Robespierre, welcher durch dieses neue Martyrium sich zu sehr zurückgesetzt und in Schatten gestellt sah, das Wort und sprach: „Wenn ich heute spreche, so habe ich das Recht, es zu thun. Es handelt sich um Dolche; sie erwarten mich; ich habe sie verdient, und es ist Sache des Zufalls, wenn Marat vor mir getroffen worden ist. Ich habe also das Recht, in die Diskussion mich einzumischen, und ich thue es, um mich zu wundern, daß Eure Energie sich hier erschöpft in eitlen Deklamationen, und daß Ihr nur an eitlen Pomp denkt. Das beste Mittel, Marat zu rächen, ist, seine Feinde unbarmherzig zu verfolgen. Verzichtet auf unnütze Diskussionen und rächt Marat auf eine seiner würdigen Weise!“

Diese Rede machte nicht den gewünschten Eindruck. Die Jakobiner ließen es sich nicht nehmen, Marat ein pomphaftes Leichenbegängniß zu veranstalten und ihm zu Ehren ein neues Fest zu feiern, wobei die Fischweiber, in tiefe Trauer gehüllt, als Revolutionsdamen aufmarschirten. Seine Büste wurde im Sitzungssaal des Gemeinderaths aufgestellt, sein Herz in eine Urne gelegt und diese in den Klub der Jakobiner gebracht, wo sie als Reliquie

aufbewahrt werden sollte. Ein Mitglied hielt dabei eine Rede, verglich Marat mit Jesus Christus und gab jenem den Vorzug.

Die Tage des Wahnsinns waren angebrochen. Der Leichnam wurde in der mit dreifarbigem Tüchern behängten Franziskanerkirche auf einem Paradebett ausgestellt, der Körper halb entblößt, so daß man die Wunde und die mit Blut gefärbte Hand sehen konnte, das Bett mit Blumen bestreut, das Haupt mit einem Eichenkranz umwunden. Alles strömte herbei, um den „Märtyrer der Freiheit“ zu sehen, zum Theil aber auch, um sich im Stillen an dem Anblick dieser Leiche zu weiden. Am 16. Juli fand unter der Theilnahme des ganzen Konvents und einer Deputation der Pariser Sektionen das Leichenbegängniß statt. Der Zug begann Abends 7 Uhr und bewegte sich durch mehrere Straßen. Der mit der Anordnung der Feierlichkeit beauftragte Maler David hatte anfangs im Sinne, Marat im Badezuber, in der nämlichen Stellung, in welcher er ermordet worden war, aufzuführen. Zur rechten Seite des Zubers sollte der alte Tisch, an dem er zu schreiben pflegte, angebracht werden, und in der einen Hand sollte Marat seine Feder in die Höhe halten. Aber die rasche Verwefung bei der Sommerhitze verhinderte die Ausführung dieses Planes. Man mußte sich mit einer andern, wenn auch weniger plastischen Anordnung begnügen. Der Leichnam wurde auf einem Paradebett getragen und war mit einem nassen Tuch, das zum Schutz gegen die Verwefung zuweilen mit frischem Wasser angefeuchtet wurde, bedeckt, doch so, daß man die Wunde sehen konnte. Unmittelbar hinter ihm trug ein Mann auf einer Pike den blutigen Bademantel, darauf vier Weiber den Badezuber, und zuletzt kam auch der berühmte Tisch, auf dem früher die blutathmenden Blätter des „Volkshreund“ geschrieben wurden. Der Zug gieng durch mehrere Straßen der Stadt, machte öfters Halt, erhielt durch militärische Musik und Kanonenschüsse eine weitere Feierlichkeit und kam erst Nachts 11 Uhr in die Franziskanerkirche zurück. Man begab sich in den Garten des Klosters, der beleuchtet und mit dreifarbigem Fahnen geschmückt war. Der Präsident des Konvents hielt eine Rede, ein anderes Mitglied legte einen Eichenkranz auf Marat's Haupt, darauf wurde er unter den Bäumen des Franziskanerklosters, wo er sich oft über patriotische Gegenstände mit seinen Mitbürgern

unterhalten hatte, beerdigt. Sein Grab deckte ein roher Stein mit der Inschrift: „Hier ruht der Freund des Volkes, den die Feinde des Vaterlands ermordeten. Mögen die vormaligen Adligen die Asche von ihres Gleichen in prächtigen Tempeln und in einem kostbaren Pantheon aufbewahren! Den Sansculotten allein gehört der Tempel der Natur.“ Solchen Götzendienst, der sich freilich mehr possierlich als feierlich ausnahm, trieb man mit einem Menschen, der, wenn ihn nicht die rächende Hand einer Jungfrau getroffen hätte, im Juli des nächsten Jahres eben so sicher auf die Guillotine gekommen wäre, als Robespierre und seine übrigen Genossen.

Inzwischen hatte der berüchtigte Fouquier-Tinville, der sich als öffentlicher Ankläger beim Revolutionstribunal zum Abscheu der Menschheit gemacht hat, am 15. Juli das Zeugenverhör vorgenommen. Am 16. fand das gerichtliche Verhör der Thäterin selbst statt. Charlotte machte ihm keine große Mühe, gab selbst eine getreue Darstellung ihrer That, bekräftigte die Aussagen der Hauptzeugen und beantwortete alle Fragen auf's präciseften. Aus diesem Verhör möge zur Charakteristik Charlottens einiges hervorgehoben werden:

„Was hat Sie verleitet, Marat zu ermorden?“

„Seine Verbrechen.“

„Was verstehen Sie unter seinen Verbrechen?“

„Die Verwüstung Frankreichs, den Bürgerkrieg, den er angezündet.“

„Wodurch begründen Sie dieses?“

„Er hat das Blutbad vom September hervorgerufen; er hat den Bürgerkrieg unterhalten, um sich zum Diktator Frankreichs aufzuwerfen; er hat durch die Verhaftung der Deputirten am 2. Juni ein Attentat auf die Souveränität des Volkes verübt. Das Ungeheuer hat uns vier Jahre lang durch seine Verbrechen entehrt; zum Glück war er kein Franzose.“

„Hatten Sie Mitschuldige?“

„Ja.“

„Wer sind sie?“

„Alle rechtschaffenen Männer in Frankreich. Kennen Sie das menschliche Herz so wenig, um nicht einzusehen, daß es weiter

keiner fremden Eingebung bedurfte, und daß man besser seinen eigenen Willen vollführt, als einen fremden?“

„Wußte Barbaroux den Beweggrund Ihrer Reise?“

„Wie sollte er ihn wissen?“

„Hatten Sie sonst auf niemand einen Anschlag beabsichtigt als auf Marat?“

„Nein, er allein war mein Gegenstand.“

„Lieben Sie die republikanische Verfassung?“

„Ob ich sie liebe? Ja, ich liebe sie und kenne sie besser als irgend jemand; aber den Franzosen fehlt es an Geist und Energie, um gute Republikaner zu sein. Ich sehe nichts als Egoisten, die sich auf den Ruinen ihrer Mitbürger zu erheben suchen. Ich sehe in dem Konvent unwissende und feige Memmen, welche dulden, daß einige Bösewichter die Menschen mit Füßen treten und den Bürgerkrieg entzünden. Ich bin es müde, länger unter einem so herabgewürdigten Volke zu leben.“

„Kennen Sie dieses Messer?“

„Ja, es ist dasfelbe, mit welchem ich den Anarchisten getödtet habe.“

„Hat Ihnen Düpperret den Brief an Marat diktiert?“

„Nein, dies hatte ich nicht nöthig.“

„Was war Ihre Absicht bei Marat's Ermordung?“

„Den Unruhen in meinem Vaterlande ein Ende zu machen und nach England zu gehen, wenn ich nicht gefangen würde.“

„Wie konnten Sie Marat für ein Ungeheuer halten, da er Ihnen aus bloßer Menschlichkeit den Zutritt erlaubte, als Sie ihm geschrieben hatten, Sie würden verfolgt?“

„Was kümmert es mich, daß er sich menschenfreundlich gegen mich bewiesen hat, wenn er ein Wütherrich gegen andere war?“

Nach diesem Verhör, am Abend des 16. Juli, wurde sie von der Abtei in die Conciergerie gebracht und vollendete hier den bereits angefangenen Brief an Barbaroux, um ihm, ihrem Versprechen gemäß, die Details ihrer Reise mitzutheilen. Er ist datirt: „Aus dem Gefängniß der Abtei, am zweiten Tag der Vorbereitung auf den Frieden“, mit welcher Bezeichnung sie wohl die Hoffnung ausdrücken wollte, daß durch ihre That Frankreich der innere Friede wiedergegeben werde, und er enthält eine merkwürdige Mischung



von Scherz über Erlebtes und von ernsthaften, erhabenen Betrachtungen über das Vaterland und ihre nahe Zukunft. „Ich gestehe,“ heißt es darin, „daß ich mich eines treulosen Kunstgriffs bedient habe, um vor ihn gelassen zu werden. Als ich von Caen abreiste, zählte ich darauf, ihn auf der Höhe seines „Berges“ im Konvent (der Ort, wo die Jakobiner im Konvent saßen) zu treffen; aber er war nicht mehr im Konvent. Mein Prozeß wird morgen um 8 Uhr angefangen. Ich hoffe noch am nämlichen Tage in die elysäischen Felder hinüber zu gehen und mich zu Brutus, Skävola und einigen andern Alten zu gesellen; denn die Neueren haben keinen Reiz für mich, sie sind so armselig, so erbärmlich!“ Zugleich schrieb sie einen Brief an ihren Vater (ihre Mutter war ihr früh entrisen worden): „Verzeihen Sie mir, bester Vater, daß ich ohne Ihre Einwilligung über mein Leben verfügt habe. Ich war die Rächerin vieler unschuldigen Opfer, vielen andern Unglücksfällen habe ich vorgebeugt. Das Volk, eines Tages aus seinem Irthum gerissen, wird sich freuen, von einem Tyrannen befreit zu sein. Ich hoffe, daß man Sie nicht beunruhigen wird; auf alle Fälle, glaube ich, werden Sie in Caen Vertheidiger finden. Ich habe zu meiner Vertheidigung Gustav Doulcet gewählt. Eine solche That braucht keine Vertheidigung, es ist nur wegen der Form. Leben Sie wohl, mein lieber Vater, ich bitte Sie, vergessen Sie mich nicht, oder freuen Sie sich vielmehr über mein Los; denn die Sache, für die ich sterbe, ist schön. Ich umarme meine Schwester, die ich von ganzem Herzen liebe, und alle meine Verwandten. Gernnern Sie sich an Corneille's Vers: „Das Verbrechen verursacht Schande, nicht das Schaffot.“

Der 17. Juli war der entscheidende Tag. Charlotte wurde vor das Revolutionstribunal geführt, vor welchem die schwurgerichtliche Verhandlung stattfand. Der Deputirte Doulcet hatte sich geweigert, ihrer Bitte gemäß ihre Vertheidigung zu übernehmen; daher gab ihr das Gericht Chaveau als Rechtsbeistand. Da eine Anklage gegen Marat diesem sofort den Kopf gekostet hätte, so blieb ihm zu ihrer Vertheidigung kein anderes Mittel übrig, als daß er aus ihrer Selbstverleugnung und Ruhe zu beweisen suchte, daß die Begeisterung für ihre politischen Ideen bei ihr bis zum Fanatismus gestiegen, daß sie daher bei Verübung der That nicht bei Verstand, nicht zurechnungsfähig gewesen sei. Aber der Augenschein sprach

zu sehr gegen diese Annahme, als daß dieselbe, wenn dies je unter diesen Umständen möglich gewesen wäre, auf die richterliche Entscheidung einen Einfluß hätte haben können. Die Geschworenen erklärten Charlotte einstimmig für schuldig, das Tribunal verurtheilte sie zum Tod und zur Konfiskation ihres Vermögens. Auch jetzt verlor sie ihren Gleichmuth nicht. Sie sagte scherzhaft zu ihrem Vertheidiger: „Sie haben mich auf eine feine und edelmüthige Art vertheidigt. Es war die einzige, die sich für mich schicken konnte. Ich danke Ihnen dafür. Sie hat Ihnen meine ganze Hochachtung erworben, wovon ich Ihnen einen Beweis geben will. Die Herren da (auf die Richter zeigend) haben soeben gesagt, daß mein Vermögen konfiscirt ist. Ich bin noch etwas im Gefängniß schuldig und gebe Ihnen daher den Auftrag, diese Schuld zu tilgen.“ Sie hatte am vorhergehenden Tage an den Sicherheitsausschuß ein Schreiben gerichtet, mit der Bitte, ihr einen Maler zu senden. Wie man die Bildnisse großer Verbrecher zu besitzen wünsche, um dadurch das Andenken an ihr Verbrechen lebendig und wach zu erhalten, so sei es gewiß auch passend, die Bildnisse treuer und guter Bürger zu haben. Dieser letzten Sitzung wohnte nun ein Maler bei. Es war ein Deutscher, Namens Hauer, Schüler des berühmten David, zugleich Kommandant bei einem Bataillon der Nationalgarde. Als sie ihn während der Sitzung bemerkte, wie er eben mit dem Entwurf beschäftigt war, suchte sie ihm, trotz des Aufregenden und Ermüdenden dieser Gerichtsscene, durch ihre Stellung und durch die Ruhe und Heiterkeit ihres Gesichts auf jede Weise die Aufnahme des Bildes zu erleichtern. Nach beendigter Sitzung wurde sie in das Gefängniß zurückgeführt. Sie verlangte zu Mittag zu speisen und aß ein gebratenes Huhn. Als sich ein Geistlicher bei ihr meldete und ihr seinen religiösen Beistand anbot, schickte sie ihn wieder fort mit den Worten: „Danken Sie denjenigen, welche Sie geschickt haben, für ihre Aufmerksamkeit gegen mich; aber ich bedarf Ihres Beistandes nicht.“ Darauf schrieb sie noch ein Billet an Doucet: „Sie sind ein Feiger, daß Sie sich geweigert haben, mich zu vertheidigen, da es doch eine so leichte Sache war. Derjenige, der es übernommen, hat sich seines Auftrags mit aller möglichen Würde entledigt. Meine Erkenntlichkeit gegen ihn wird bis zum letzten Augenblick dauern.“ Nur noch wenige Stunden hatte

sie übrig und diese brachte sie in Gesellschaft des Malers zu, der auf ihre Einladung nach der Sitzung zu ihr in's Gefängniß gekommen war, um ihr Bild zu vollenden. Sie drückte ihm ihre Freude aus, daß Frankreich von einem Ungeheuer wie Marat befreit sei, und ihre Hoffnung, daß die schlimmsten Zeiten ihres Vaterlandes vorüber seien, und bat ihn, ihrem Vater eine Kopie von dem Bilde zu schicken. Dasselbe wurde später von der kaiserlichen Galerie erworben und befindet sich in der Versailler Sammlung. Auf diesem Bilde hat Charlotte ein ernstes und verständiges, dabei mildes und weiches Gesicht, aschblonde Haare, eine weiße Haube und ein weißes Kleid. Wer eine Stunde vor seiner Hinrichtung dem Maler noch ein solches Bild bieten kann, in dem wohnt ein Heldenmuth ohne Gleichen. Der Maler hatte sich noch nicht verabschiedet, als der Henker eintrat, das rothe Hemd in der Hand haltend. Der Karren stand im Hofe, wüthend tobte die Menge. Da wandte sie sich noch einmal zu dem Maler und sagte ihm: „Ich weiß nicht, wie ich Ihnen für das Interesse danken soll, das Sie mir beweisen; ich habe Ihnen dafür nichts zu bieten als dies: bewahren Sie es zu meinem Andenken.“ Mit diesen Worten schnitt sie eine Locke ihres schönen Haares ab und überreichte sie ihm. Als der Maler sich entfernt hatte, setzte sie sich auf einen Stuhl und man schnitt ihr langes Haar ab, für welchen Dienst sie noch besonders dankte. Dann zog man ihr über ihre Kleider das rothe Hemd, das Gewand der Mörder, an; ihre weiße Haube behielt sie auf dem Kopfe. So bekleidet trat sie ihre letzte Reise an. Es war 5½ Uhr Abends am 17. Juli.

Als sie die Conciiergeerie verließ und in den Hof kam, bestieg sie nebst dem Henker den Karren. Eine ungeheure Menge füllte den Hof und die Straßen, alle Fenster waren mit Zuschauern besetzt, es war kaum möglich, durch diese Massen hindurchzukommen; der Zug brauchte eine volle Stunde, bis er auf dem Richtplatze ankam. Mit Gebrüll und Verwünschungen wurde Charlotte empfangen, von Drohungen und Spott wurde sie begleitet. Gewaltige Fäuste ballten sich gegen den Karren und schienen Willens zu sein, noch in letzter Stunde dem Henker seine Beute zu entreißen und Marat's Mörderin in dem Staub der Straße herumzuziehen, mit Tigerlust sie zu zerfleischen. Aber die sorglose Ruhe, die in ihrem

Antlitze lag, das stille, unschuldsvolle Lächeln, der mitleidsvolle Blick verwirrte und entwaffnete auch die rohesten Gemüther. So kam sie gegen 7 Uhr auf dem Richtplatze an und bestieg mit ruhigem, festem Schritte das Schaffot. Sie nahm sich die Haube selbst vom Haupt. Als man ihr den rothen Mantel und das Halstuch abnahm und sie sich so mit bloßem Nacken den Blicken der Zuschauer ausgesetzt sah, überflog eine leichte Röthe ihre Wangen. Es war eine unaussprechliche Scene. Da stand sie, das schöne Mädchen von der Normandie, mit ihrem starken, muthigen Herzen, mit ihrem unbeugsamen Willen, mit ihrer glühenden Vaterlandsliebe, und blickte, die Schultern halb entblößt, mit ihrem dunkeln Auge freundlich auf das Volk hernieder. Sie grüßte es mit lächelnder Miene und wollte einige Worte sprechen. Aber man wagte nicht, sie sprechen zu lassen, da man sah, wie sehr das Volk von diesem Anblick ergriffen war. Nun wandte sie sich zur Guillotine und legte ihr Haupt selbst dahin, wohin es ihr der Henker gewiesen hatte. Todtenstille herrschte ringsum, das Beil fiel, sie hatte vollendet. Der Henker erhob das Haupt und zeigte es dem Volke, das mit Staunen noch das Lächeln der Lebenden in ihm wahrnahm. Doch rief es wie gewöhnlich: „Es lebe die Nation! Es lebe die Republik!“ Als aber der Henker Samson (nach einer andern Nachricht ein anderer Mann, Namens Legros) dem hingehaltenen Haupte einige Schläge in's Gesicht gab, entstand ein allgemeines Murren unter der Menge, die Polizei verwies es ihm und gab ihm eine Gefängnißstrafe.

So starb Charlotte Corday. Die Revolution hatte auch dieses Opfer verschlungen. Doch sah sie mit Schrecken, „daß dieses außergewöhnliche Mädchen bereits ein nur zu großes Interesse erregt habe, daß man mit Begierde jede Kunde von ihr und ihrer That verschlinge, daß die Bewunderung größer sei als der Abscheu“. Dies zeigte sich an Adam Lux, jenem Mainzer Klubbisten, welcher mit Georg Forster nach Paris gekommen war, um die dortige Freiheit zu bewundern. Er sah sich bald vollständig getäuscht und trat als offener Bewunderer Charlotten's auf. Ganz erfüllt von dem Eindruck, den sie bei ihrer Hinrichtung auf ihn gemacht hatte, gab er eine Lobrede auf sie heraus, worin er den Vorschlag machte, man solle ihr eine Bildsäule errichten und die Inschrift darauf

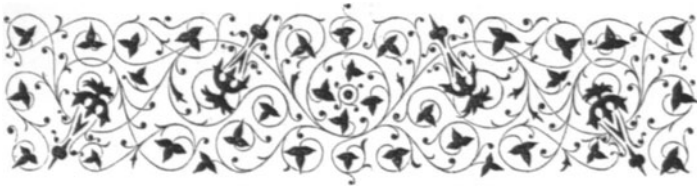
setzen: „Größer als Brutus!“ Er wurde verhaftet und büßte seine ideale Anschauung mit dem Kopfe.

Freilich hatte ihre That nicht den von ihr gehofften Einfluß auf den weiteren Gang der Revolution; denn Marat war nicht das Haupt derselben, sondern mehr das lasterhafte Werkzeug in den Händen kälter und klügerer Führer. Mit frischer Mordlust giengen die Jakobiner an's Geschäft, die Deputirten Düperret und Fauchet, welche letzterer Charlotte nie gesehen hatte, wurden als angebliche Mitschuldige verhaftet und eine große Anzahl von Girondisten ausgestoßen und dem Gericht übergeben. Die sogenannte Schreckensherrschaft begann, und dieses blutige Drama spielte noch seinen schändlichsten Akt aus. Der Name Charlotten's als ein Symbol weiblichen Heroismus erhielt sich und wird sich erhalten, so lange es eine Geschichte gibt.



Kaiserin Josephine.





## Kaiserin Josephine.

**D**er neunte Thermidor oder der 27. Juli 1794 war einer jener entscheidungsvollen Tage, an denen die französische Revolution so reich ist. Jener zähe Jakobiner, welchen man als die Verkörperung der Schreckensherrschaft ansah, welcher an den Tausenden von Opfern noch nicht genug hatte, sondern mit seiner Gleichheitsmaschine, der Guillotine, fortmachen wollte, bis alle Welt sich zu seinen wahnsinnigen Ideen bekannte, Robespierre, wurde an diesem Tage gestürzt und am folgenden nebst 21 seiner Anhänger hingerichtet. Und um mit diesen Schreckensmännern noch gründlicher aufzuräumen, ließ man am dritten Tage noch 71 andere Jakobiner, den größten Theil des Pariser Gemeinderaths, denselben Weg gehen, welchen sie den König und die Königin hatten gehen lassen. Das Schlimmste war überstanden. Nicht als ob man nicht noch einige Zeit das unterirdische Donnern dieses Bewußts gehört hätte, vor seinen plötzlichen Ausbrüchen sich nicht hätte in Acht nehmen dürfen! Aber jenen massenhaften Hinrichtungen unter Robespierre kam doch nachher nichts mehr gleich.

Jedermann war davon überzeugt. Ueberall sah man fröhliche Gesichter, beglückwünschte und umarmte man sich. Denn die Masse des Volkes, so verwildert sie auch durch die Einflüsse eines fünfjährigen Taumels war, hatte doch diese „rollenden Särge“, wie man die Hinrichtungskarren nannte, herzlich satt. Der Mensch will Veränderung, und vollends der Pariser. Hatte man Jahre lang nichts als die unsinnigste Tyrannei, nichts als Mordscenen gesehen,

so wollte man zur Abwechslung auch wieder einmal etwas vom Leben und seinen tausendfachen Freuden genießen. Die Theater wurden wieder eröffnet, Marat's Büste auf der Bühne zertrümmert, die grollenden Jakobiner im Parterre durchgeprügelt. Schenk- und Kaffeehäuser belebten sich, Tanzmusik erscholl jeden Abend in allen Quartieren der Stadt. Wer noch ein paar Silbermünzen oder eine Handvoll jener fast entwertheten Assignaten hatte, der suchte ihrer im frischen Sinnengenuß los zu werden. Auch den Departements theilte man möglichst schnell die frohe Botschaft mit. Mit Postpferden verließen die Glücklichen Paris und riefen in den Dörfern und Städten den Vorübergehenden zu: „Freut euch, meine Freunde, Robespierre ist nicht mehr!“

War schon unter denen, welche noch frei umherwandeln konnten, die Freude so groß, wie mußte sie vollends in den Gefängnissen zu einem himmelhohen Jauchzen ausschlagen! Barras und Tallien, die Hauptleiter dieser neuen Krisis, begaben sich gleich nach dem Siege in die Stätten der Unglücklichen. Sie revidirten die Listen, strichen nach Herzenslust aus und entließen die Gefangenen zu Hunderten. Alles, bekannt oder unbekannt, flog sich hier in die Arme und eilte hinaus an das sonnige Licht. Tallien wußte recht wohl, für wen er den 9. Thermidor gemacht hatte. Den Tag vorher hatte er von zarter Hand ein Schreiben erhalten: „Bald werde ich vor das Revolutionstribunal gestellt werden. Ich sterbe mit der Verzweiflung im Herzen, einem Feiglinge, wie Sie sind, angehört zu haben.“ Dies Billet wirkte. Und die Aeußerung Robespierre's: „Jeder Tag, den Tallien noch zu leben hat, schließt eine Gefahr für die Republik in sich“, war gleichfalls geeignet, großherzige Entschließungen zu fassen. Er kaufte sich einen Dolch, um damit entweder Robespierre oder sich selbst zu ermorden. Mit dem Falle des ersteren war auch die schöne Schreiberin gerettet, welche zugleich mit Josephine von Beauharnais im Gefängniß gewesen war, und deren Verwendung bei Tallien letztere ihre sofortige Befreiung zu verdanken hatte.

Als Tallien vom Konvent nach Bordeaux geschickt worden war, um auch hier Schlachtopfer für die Guillotine aufzusuchen, wurde er durch den Anblick einer der schönsten Frauen jener Zeit in seinem Blutdurst aufgehalten. Dies war Therese Cabarrus, Tochter eines



spanischen Bankiers, welche sich wider ihren Willen mit dem Parlamentsrath von Fontenay verheiratet hatte. Derselbe wurde den Jakobinern verdächtig und mußte fliehen. Dies benützte die lebenslustige Theresie und ließ sich von dem aufgezwungenen Gemahl scheiden. In Bordeaux, wohin sie sich von Paris aus begeben hatte, kam sie, da man es damals nicht bloß auf die Royalisten, sondern auch auf die Kapitalisten abgesehen hatte, als reiche Frau ins Gefängniß und sah dort den, welcher zu ihrem Henker bestimmt war. Aber Tallien konnte dieses bezaubernde Bild nicht aus dem Sinn bringen, war der Ansicht, daß die französische Republik recht wohl bestehen könne, auch wenn er die schöne Theresie zu seiner Frau auswähle, befreite die angebetete „Bürgerin“ und führte sie heim in seine Wohnung. Ein neues Leben gieng ihm auf. Mit Schrecken bemerkten seine Freunde die ungeheure Umwandlung in seiner Gesinnung, wie der blutdürstige Tiger plötzlich zu einem sanften Lamm geworden war und es kaum noch übers Herz bringen konnte, ein Todesurtheil zu unterschreiben. Plötzlich kam ein Dekret aus Paris, worin Robespierre seinen Herrn Kollegen zurückrief. Frau von Fontenay begleitete ihn und wurde bald nach ihrer Ankunft verhaftet. Im Gefängniß lernte sie Josephine kennen, und die beiden jungen, schönen Witwen, in manchen Beziehungen ihres Charakters einander ähnlich, schloßen Freundschaft. Ohne den neunten Thermidor war Theresie verloren; denn die Jakobiner konnten es ihr nicht verzeihen, daß sie aus dem wilden Tallien wieder ein menschliches Wesen gemacht hatte.

Auch nachher verfolgten sie sie mit ihren gemeinen Schmähungen, während die Bürger, deren so viele ihrem Einfluß und ihrer Verwendung die Befreiung vom Gefängniß und von der Guillotine verdankten, sie „Unsere liebe Frau von Thermidor“ nannten. Sie heiratete Tallien, und das Töchterchen, das sie bekam, nannte er sehr bezeichnend „Thermidor“. Als Frau Tallien spielte sie eine Zeitlang eine der ersten Rollen in Paris. Doch blieb sie auch diesem Manne nicht treu. Während ihr Gemahl mit Napoleon nach Aegypten zog, ließ sie sich von ihm scheiden, sah sich aber in ihrer Erwartung, als Freundin Josephinen's am Hofe des ersten Konsuls und Kaisers eine hervorragende Stellung einzunehmen, sehr getäuscht. Napoleon liebte diese republikanischen Frauen, welche eine so bunte

Vergangenheit hinter sich hatten, nicht sehr und verbot ihr geradezu den Zutritt an seinem Hof. Daher schloß sie sich an dessen boshafte Feindin, die Frau von Staël, an, und um hinter dem raschen Avancement des korsischen Officiers nicht gar zu sehr zurückzubleiben, heiratete sie 1805 den Fürsten Chimay.

Was wollte dies freilich heißen gegen den kühnen Flug, den die schöne Kreolin am Arme ihres zweiten Gatten nahm! Marie Rose Josephine war auf der Insel Martinique, einer der kleinen Antillen, welche den Golf von Mexiko umsäumen, den 9. Juni 1763 in der Stadt St. Pierre geboren. Ihr Vater, Tascher de la Pagerie, von altem französischem Adel, bekleidete dort die Stelle eines Hafenskapitäns. Umgeben von der üppigsten Vegetation, im täglichen Anblick der imposanten vulkanischen Berge, des Meeres und seiner Wunder, im behaglichsten Wohlstand erzogen, von aufmerksamen Sklaven bedient, verlebte sie eine glückliche Jugendzeit. In ihrem fünfzehnten Jahre kam sie nach Frankreich und vermählte sich dort, wie zwischen den beiderseitigen Eltern längst ausgemacht war, im Jahre 1780 mit dem gleichfalls auf Martinique geborenen Vicomte Alexander Beauharnais, dessen Vater früher Generalgouverneur der Antillen gewesen war. Durch ihren Gemahl, welcher damals Major war, wurde sie in die höchsten Kreise eingeführt und erregte durch ihre natürliche Grazie, durch die vornehme Eleganz ihrer Erscheinung, durch die liebenswürdige Lebhaftigkeit ihres Geistes nicht geringes Aufsehen. Ihr Wuchs war untadelhaft, die geringste ihrer Bewegungen von vollendeter Anmuth, ihre Kleidung zeugte von außerordentlichem Geschmack. Selbst die Königin Marie Antoinette, an deren Hof doch manche Schönheit über die Bühne wandelte, fand Gefallen an dieser lieblichen Gestalt und bezeigte ihr ein freundliches Wohlwollen. So sehr ihr diese Triumphe schmeicheln mochten, so beglückte sie es doch noch mehr, daß sie die Mutter von zwei reichbegabten Kindern wurde, Eugen und Hortense.

Ihr Gemahl war ein Mann von edlem Charakter, trefflicher Bildung, echtem Patriotismus. Im amerikanischen Freiheitskrieg hatte er unter General Rochambeau rühmlich gekämpft, wurde bei seiner Rückkehr vom Hofe gut aufgenommen und später vom Adel zu Blois zu den Generalstaaten abgeordnet. So sehr er auch auf seinen Adel etwas hielt, so schloß er sich doch der Nationalversamm-

lung an und erklärte sich in der berühmten Nacht des vierten August für die Aufhebung aller Feudalrechte und Privilegien, aller Vorrechte des Adels und der Geistlichkeit, für die gleichmäßige Vertheilung der Steuern auf alle Stände und die Zulassung aller Bürger zu allen Staatsämtern. Andererseits suchte er das revolutionäre Treiben und das Klubwesen vom Heere fern zu halten und sorgte, so viel an ihm lag, für Aufrechthaltung der Disciplin und für die Bewahrung eines ehrenhaften Geistes unter den Truppen. Er gehörte der Partei der gemäßigten Monarchisten, der sogenannten Konstitutionellen, an, sprach freisinnig und verständig, hielt aber entschieden auf Ordnung, widersetzte sich der Anarchie und dem Terrorismus und ließ sich durch nichts abhalten, offen seine Meinung auszudrücken. Zweimal wurde er von der Versammlung zu ihrem Präsidenten erwählt, und sein Verdienst war es hauptsächlich, daß bei der verunglückten Flucht des Königs und seiner Familie eine würdige Mäßigung in der Versammlung sich kundgab.

Solch edle Grundzüge und Handlungsweise konnten in einer Revolution, welche es darauf abgesehen hatte, „das Strahlende zu schwärzen und das Erhabne in den Staub zu ziehn“, nicht lange unangefochten bleiben. Zwei Umstände waren es hauptsächlich, welche Beauharnais verderblich wurden: die Unmöglichkeit, Mainz zu entsetzen, und seine Stellung als Adelige. Die Jakobiner waren noch nicht damit zufrieden, daß er mit hochherzigem Sinn die Privilegien des Adels hingab und denselben damit als besonderen Stand aufhob; sie meinten, er solle es auch billigen, daß man irgend einer Person aus ihrem adeligen Namen ein Verbrechen machte, und daß in Folge dessen sämtliche adelige Officiere aus der Armee gestoßen würden. Unter solchen Umständen, erklärte er, wolle er nicht mehr General sein, und nahm seine Entlassung. Als er auf seinem Landgut zu Ferte=Imbault verweilte, erhoben seine Feinde die Beschuldigung gegen ihn, daß er als Obergeneral der Rheinarmee mehrere Wochen unthätig geblieben sei und dadurch wesentlich zu dem Fall der Festung Mainz beigetragen habe. Sogleich wurde er nach Paris geschleppt und dort ohne weiteres zum Tode verurtheilt. Die Bitten seiner Gemahlin hatten keine andere Folge, als daß auch sie ins Gefängniß abgeführt wurde. Mit Ruhe betrat er das Schaffot, das am 23. Juni 1794 seinem Leben ein Ende machte.

In dem Briefe, in welchem er von Josephine Abschied nahm, sagte er: „Ich sterbe mit der Ruhe eines durch die zärtlichsten Gefühle beseelten Vaters, aber auch mit dem Muth eines freien Mannes, mit reinem Bewußtsein und rechtschaffenem Herzen, dessen glühendster Wunsch das Glück der Republik ist. Lebe wohl, meine Liebe! tröste Dich mit Deinen Kindern, tröste sie, indem Du sie bildest und namentlich dahin unterweist, daß sie durch Tugend und Vaterlandsliebe das Andenken meiner Hinrichtung auslöschen und meine Verdienste und Ansprüche an die Dankbarkeit des Volkes wieder in Erinnerung bringen. Lebe wohl! Du kennst diejenigen, welche ich liebe; tröste sie und verlängere durch Deine Pflege mein Leben in ihrem Herzen. Lebe wohl! ich drücke Dich und meine theuren Kinder zum letztenmal in diesem Leben an meine Brust.“

So stand Josephine allein mit ihren zwei Kindern, und es war nahe daran, daß die letzteren sich ohne die Mutter durch die Welt schlagen mußten. Aber auch in dem Gefängnisse macht man interessante Bekanntschaften und knüpft wichtige Verbindungen an.

Die Freundschaft, die sie im Gefängnisse mit der schon erwähnten Frau von Fontenay schloß, befreite sie aus ihrer peinlichen Lage. Auf die Bitten der Geliebten Tallien's wurde nach Robespierre's Sturz auch Josephine aus dem Kerker entlassen und ihren Kindern zurückgegeben. Sie war nun frei, aber auch fast an den Bettelstab gebracht; denn die Revolution verschlang nicht bloß die Menschen, sondern konfiscirte auch deren Güter. Außer Stande, in Paris leben zu können, folgte sie der Einladung eines alten Freundes, Chanvrier, zog zu ihm in sein Haus im Dorfe Croissy und suchte hier für sich und ihre Kinder durch ihrer Hände Arbeit den Lebensunterhalt zu verdienen. Auch ihre Kinder, später zu so hohen Stellungen berufen, sollten sich hier auf alle Wechselfälle des Geschicks vorbereiten: man sah Eugen an der Hobelbank eines Tischlers, Hortense mit Spizenkloppeln beschäftigt.

Doch dauerte dieser reizende Kontrast in dem Leben der einst von geschäftigen Sklavenhänden bedienten Kreolin nicht lange. Einer der Machthaber jener Zeit, Barras, dem sie durch Tallien und dessen Gemahlin empfohlen war, fieng an, sich für die schöne Witwe zu interessiren, und verschaffte ihr einen Theil ihrer Güter wieder.

Nun zog sie wieder nach Paris und sah sich bald in den Vordergrund der damaligen höheren Gesellschaft gestellt. In den Salons, welche Barras und Tallien eröffneten, glänzte sie mit Frau Tallien als Königin der Mode, der Schönheit und Liebenswürdigkeit. In diesem bunt zusammengewürfelten Gesellschaftsleben, wo Revolutionäre mit altadeligen Damen verkehrten, herrschte ein sehr freier Ton. Nach dem erheuchelten Puritanismus des Robespierre'schen Regiments gab man sich wieder in seiner natürlichen Gestalt und warf sich wie nach langer Meerfahrt dem frischen Leben in die Arme. In anderen Gesellschaften gefiel man sich in den sonderbarsten Excentricitäten. Man liebte es, die Oberwelt hart an die Schatten der Unterwelt zu rücken, und fand einen besonderen Reiz darin, einen Kirchhof oder den mit den Blutspuren der September=Mezeleien noch besudelten Klosterhof der Karmeliter als Tanzboden zu benützen. Ein Kostüm à la victime, wo die Herren das kurzgeschorene Haar und den zurückgeschlagenen Kragen derer, welche zur Guillotine abgeführt wurden, zur Schau trugen, galt für besonders geistreich, und die Damen fühlten sich aufs angenehmste berührt, wenn die Herren sie zum Tanze durch jenes unheimliche Nicken des Kopfes aufforderten, welches das Herunterfallen des abgeschnittenen Kopfes nachahmen sollte. Alles erinnerte nicht nur an den Vulkan, auf dem man stand, sondern spielte auch damit: es gab Kreise, bei denen niemand Zutritt erhielt, der nicht irgend ein Glied seiner Familie durch die Guillotine verloren hatte.

Bei dem feinen Takt, durch welchen sich Josephine stets auszeichnete, fiel es ihr nicht schwer, in der Gesellschaft der neuen Machthaber ihre Würde zu wahren und die Manen ihres ersten Gemahls nicht zu verletzen. Und eben hier war es, wo sie ihren zweiten kennen lernte.

General Bonaparte lebte im Jahre 1795 ohne Anstellung in Paris. Er hatte sich bei der Eroberung von Toulon als einen tüchtigen Militär erwiesen und zeigte sich, ohne für die Republik begeistert zu sein, als eifrigen Republikaner, da er nur dadurch seinen gewaltigen Plänen eine Bahn eröffnen zu können glaubte. Aber seine Freundschaft mit dem jüngeren Robespierre gereichte ihm nach dem 9. Thermidor nicht zur Empfehlung; er wurde verhaftet, jedoch bald wieder entlassen und das Zeugniß ihm ausgestellt, daß „die

militärischen und örtlichen Kenntnisse des besagten Bonaparte dem Staate nützlich sein könnten.“ Doch verlor er bei der Reduktion der stark angewachsenen Zahl von Generalen sein Kommando, nicht aber seinen Gehalt. Zur Disposition gestellt, trieb sich der 26jährige General, eine schwächliche Figur mit scharfen Gesichtszügen, gelbem, magerem Aussehen, in der Hauptstadt herum. Wenn er bald in stolzer Zurückgezogenheit den Schweigsamen spielte, bald lebhaft und glühend mit seinem forsjischen Temperament hervorbrach, so wußten die Meisten nicht, was sie aus ihm machen sollten, und er stieß mehr ab, als daß er anzog. Wer aber etwas vom Militärwesen verstand und sich mit ihm näher auf einen Gegenstand dieser Sphäre einließ, bewunderte das Rasche seiner Auffassung, das Präcise und und Klare seiner Darstellung. Ein Entwurf zur glücklicheren Führung des italienischen Krieges empfahl ihn dem Kriegsminister, und der Abgeordnete Doulcet, welcher mit der Leitung des Kriegswesens beauftragt war, ohne technische Kenntnisse davon zu besitzen, glaubte seinen Beruf nicht besser erfüllen zu können, als wenn er den kenntnißreichen General, der überall mit solcher Sicherheit auftrat und in allen schwierigen Fällen gleich Rath zu schaffen wußte, sich zur Seite stellte und in der Prüfung und Ausarbeitung der Armeebefehle sich seines Rathes bediente. Drei Monate lang war Bonaparte der militärische Berather des Wohlfahrtsausschusses, der eigentliche Leiter der Revolutionskriege; da kam eine weitere Gelegenheit, sich als den Mann der rettenden That zu zeigen.

Am fünften Oktober erhoben sich die royalistischen Bürger von Paris gegen den Konvent, der eben im Begriff war, mit dem größeren Theil seiner Mitglieder zu der eben erst geschaffenen Direktorial-Regierung überzugehen. Die Sache stand mißlich. Der Konvent und die Sieger vom neunten Thermidor schienen verloren. Barras, zum Oberbefehlshaber der Regierungstruppen ernannt, traute sich in dieser kritischen Lage nicht genug militärische Kenntnisse zu und erbat sich Bonaparte als zweiten Befehlshaber. Nun bekam schnell alles eine andere Gestalt: die Fehler der Gegner wurden benutzt, die eigenen Vortheile ausgebeutet, in wenigen Stunden ein rücksichtsloser Schlachtplan durchgeführt und die Royalisten mit Kartätschen heimgeschickt. Bonaparte hatte den Konvent gerettet. Die Regierung der fünf Direktoren, unter welchen Barras und

Carnot sich befanden, ließ sich im Palaß Luxemburg nieder. Carnot, welcher, ohne Feldherr zu sein, das Kriegswesen gründlich verstand, entwarf, um die Aufmerksamkeit des Volkes von dem unbeliebten Direktorium auf andere Gegenstände zu lenken, einen neuen Kriegsplan, wonach drei Heere zu gleicher Zeit in das Innere von Deutschland gegen Wien vorrücken sollten. Während Jourdan vom Niederrhein, Moreau vom Oberrhein aus angriffen, sollte ein drittes Heer von der piemontesischen Grenze aus gegen Mailand ziehen. Es fragte sich, wem man diesen Befehl übertragen sollte. Man mußte keinen Würdigeren als Bonaparte, der mit solchem Vertrauen von einer Eroberung Italiens sprach. Mit dieser Wahl wurde vielfach ein anderer Umstand in Verbindung gebracht.

Als nach jenem Aufstand die Entwaffnung der Bürger angeordnet war, trat der zwölfjährige Eugen Beauharnais mit dem ganzen Feuer eines edlen, für das Andenken seines Vaters glühenden Sohnes vor den General Bonaparte und bat ihn in begeisterten Worten, Thränen in den Augen, um die Zurückgabe des Degens seines hingerichteten Vaters. Von der Liebenswürdigkeit des Sohnes auf die Vorzüge der Mutter schließend, suchte Bonaparte ihre Bekanntschaft, und obgleich sie sechs Jahre älter als er war, fühlte er sich doch vollständig gefesselt. Eine Anmuth, die, eben weil sie eine natürliche war, auch keinen Augenblick sich vergaß, sich nie über einer Unschicklichkeit, über etwas Ungraziösem ertappen ließ, eine Stimme, die durch ihren weichen, melodischen Klang jedem tief ins Herz eindrang, eine Freundlichkeit, der man das Wohlwollende der Gesinnung so sehr anmerkte, dies alles war ihm dem Artilleriegeneral auf seinen Feldzügen noch nie vorgekommen, und er entschloß sich, sich um ihre Hand zu bewerben. Die gesellschaftlichen Verbindungen, welche die 33jährige Witwe mit den damaligen Regierungsmännern und mit dem alten Adel hatte, und ihr Vermögen, das in einer jährlichen Rente von 25 000 Franks bestand, waren nicht ungünstige Zugaben.

Josephine bedachte bei diesem Antrag nur ihre, zwar äußerlich glänzende, im ganzen aber doch prekäre Stellung. Und wenn sie von sich ganz absehen wollte, so glaubte sie doch die Gelegenheit, ihren Kindern einen zweiten Vater zu geben, ihrem Sohne an der Seite eines so genialen und energischen Feldherrn eine weite Ruhmesbahn zu

eröffnen, nicht unbenutzt lassen zu dürfen. Sie gab daher unter Billigung ihres Gönners Barras und ihrer Freundin Tallien ihre Einwilligung, und die Vermählung wurde vor der bürgerlichen Obrigkeit zu Paris am 9. März 1796 vollzogen. Die Zeugen waren Kapitän Lemarois, Bonaparte's Adjutant, und ein Herr Calmelet, Freund der Familie Beauharnais. Eine kirchliche Einsegnung galt in jenen Zeiten für eine überflüssige Ceremonie.

Man hat nun vielfach, auch noch in neueren Schriften, die Sache so dargestellt, als ob Napoleon nur dieser Heirat seine Ernennung zum Oberbefehlshaber der italienischen Armee zu verdanken gehabt und als ob Barras aus Gefälligkeit für Josephine ihm diese wichtige Stelle verschafft hätte. Dies ist entschieden unrichtig, wobei übrigens nicht bestritten werden soll, daß diese Verbindung mit einer in den herrschenden Kreisen so verehrten Frau der Anerkennung und Achtung, welche man der Energie und dem Genie Napoleon's zollte, eine mächtige Bundesgenossenschaft verschaffte.

Wenige Tage nach seiner Vermählung reiste Napoleon nach Italien ab und unternahm jenen glänzenden Feldzug von 1796 und 1797, der ganz Oberitalien zu seinen Füßen legte. Er ließ Josephine nachkommen und bei dem Enthusiasmus der Italiener für den siegreichen Befreier fehlte es nicht an den glänzendsten Huldigungen und Festlichkeiten, welche ihr in verschiedenen Städten dargebracht wurden. Napoleon fürchtete zuletzt, daß sie vor lauter Vergnügungen ihn ganz vergesse. Es ist ungemein interessant, die glühende Liebesprache zu lesen, welche der junge Ehemann vom Lager aus an seine gefeierte Gemahlin schreibt. Man glaubt kaum, daß es der nämliche Mann sei, der, von Ruhmsucht und Herrschsucht festgehalten, ein Jahrzehnt später fast zum herzlosen Marmor sich verdichtete. Auch gegen seine beiden Stiefkinder zeigte er sich so liebevoll, als wären es seine eigenen. „Ich bitte Dich,“ schreibt er an Josephine, „an meiner Stelle den liebenswürdigen Kindern (die in Frankreich zurückgelassen worden waren,) zu schreiben und ihnen einige Kleinode zu senden. Versichere sie, daß ich sie liebe, als wären es meine eigenen Kinder. Das Mein und Dein verschmilzt sich so ganz in meinem Herzen, daß es keinen Unterschied mehr gibt.“

Von ihr selbst aber sagt er: „Seit ich Dich verlassen habe,



war ich immer traurig. Mein Glück ist, in Deiner Nähe zu sein. Ohne Unterlaß gedenke ich in meinem Herzen Deiner Küsse, Deiner Thränen, Deiner liebenswürdigen Eifersucht, und die Reize der unvergleichlichen Josephine entzünden fort und fort eine lebendige und verzehrende Flamme in Seele und Sinnen. Wann werde ich einmal, befreit von jeder Unruhe, von jeder Dienstpflicht, alle meine Augenblicke in Deiner Nähe zubringen, nur Dich lieben und nur an das Glück denken können, es Dir zu sagen und zu beweisen? Glaube nur, daß ich nicht mehr im Stande bin, außer Dir einen Gedanken zu haben oder eine Idee zu fassen, die sich nicht auf Dich beziehe."

Fortwährend quälte er sie mit seinen Bitten, ihm doch öfter zu schreiben, und sah in ihrer Nachlässigkeit einen Mangel an Liebe. „Zimmer hoffte ich, einen Brief von Dir zu erhalten; es versetzt mich in eine schreckliche Unruhe. Du warst bei meinem Abschied ein wenig krank, ich bitte Dich, laß mich nicht in solcher Angst. Du, der die Natur süße Anmuth und alles, was gefällt, verliehen hat, wie kannst Du den Mann vergessen, der Dich so warm liebt? Drei Tage ohne Brief von Dir! Die Trennung ist schrecklich, die Nächte sind lang, unausstehlich und abgesehmacht, die Tage eintönig. Denke mein, lebe für mich, sei oft bei Deinem Geliebten und glaube, daß es für ihn nur ein entsetzliches Unglück gebe: nicht mehr geliebt zu sein von seiner Josephine. Tausend süße, zärtliche Küsse für Dich!“ „Ich habe den Kurier rufen lassen. Er behauptete, er sei bei Dir gewesen, und Du habest ihm erklärt, keinen Auftrag für ihn zu haben. Du Garstige, Häßliche, Grausame, Du Tyrannin, Du kleines, holdes Ungethüm! Du lachst meiner Drohungen, spottest meiner Albernheiten. Könnte ich Dich in mein Herz einschließen, Du lägest längst im Gefängniß.“ „Das ist Hochverrath, einen armen Ehemann, einen zärtlichen Liebhaber zu täuschen. Soll er seine Rechte verlieren, weil er weit weg und von Berufspflichten, Strapazen und Mühen überhäuft ist? Was bleibt ihm auf der Erde ohne seine Josephine, ohne die Gewißheit ihrer Liebe? Was soll er da thun? In einer der nächsten Nächte werden die Thore sich mit Geräusch aufthun: wie ein Eifersüchtiger will ich eindringen und mich in Deine Arme werfen.“

Kommen dann die ersehnten Briefe, so sind sie dem feurigen

General nicht zärtlich genug. „Deine Briefe sind kalt wie fünfzig Jahre, sie gleichen einer fünfzehnjährigen Ehe. Man sieht darin die Freundschaft und die Gefühle des Lebenswinters. Ach! ist es schon so?“ Es klingt wie verzweifelte Resignation, wenn er ihr, die den Kurier von Genua nach Mailand wieder leer abgehen läßt, die Worte schreibt: „Du hattest nicht Zeit, mir zu schreiben; ich kann mir's wohl denken. Von Vergnügungen und Lustbarkeiten umgeben, hättest Du sehr Unrecht, mir das geringste Opfer zu bringen. Ich will Dich nicht in Deinen Plänen, Deinen Lustpartien stören; ich bin der Mühe nicht werth, und das Glück oder Unglück eines Mannes, den Du nicht liebst, hat keinen Anspruch auf Deine Theilnahme.“ Am Abend vor der Schlacht bei Castiglione, am 4. August 1796, schrieb er: „Ich bin so fern von Dir! Alles, was mich umgibt, ist dicke Finsterniß, und das wird dauern, bis die schrecklichen Blitze unserer Kanonen, mit denen wir morgen den Feind empfangen werden, diese Finsterniß erhellen. Josephine, Du weintest, als ich Dich verließ; Du weintest! Meine innerste Seele zittert bei diesem Gedanken. Aber sei ruhig und tröste Dich! Wurmser (der östreichische Feldherr) wird diese Thränen theuer genug bezahlen.“

Die Zeit dieses italienischen Feldzugs war die Rosenzeit Josephinen's. Sie bekam keine solche Briefe mehr. Das Jahr 1798 entführte ihren Gemahl nach Aegypten, wohin sie ihm nicht folgen durfte. Die anderthalb Jahre seiner Abwesenheit brachte sie größtentheils auf ihrem Landgut Malmaison zu, wo sie sich eine aus allen Welttheilen zusammengebrachte herrliche Pflanzenwelt schuf, in deren Umgebung sie das ängstliche Gefühl, das ihr die politischen Verhältnisse einflößten, durch exotische Illusionen verschweigen konnte. Malmaison blieb ihr Lieblingsitz, wo sie auch in späterer Zeit, fern von der ihr aufgebrängten kaiserlichen Etikette, eine ungezwungene Gesellschaft von Künstlern, Gelehrten und sonstigen Notabilitäten beiderlei Geschlechts um sich versammelte. Mit freudiger Genugthuung zeigte sie dort vertrauten Damen den schönen Schmuck von Perlen, Diamanten und geschnittenen Steinen, den sie als Geschenk der italienischen Städte und des Papstes aus Italien mitgebracht hatte.

Bei der Nachricht von der Rückkehr Napoleon's und von seiner

Landung bei Frejus, reiste sie mit Hortense ihm entgegen. Aber sie verfehlte ihn und fuhr nun rasch nach Paris zurück, wo Napoleon schon einige Stunden früher eingetroffen war. Sie sprang aus dem Wagen, traf in dem unteren Theile ihrer Wohnung ihren Sohn Eugen, der den Feldzug mitgemacht hatte, und eilte die Treppe hinauf nach dem Zimmer ihres Gemahls. Die Thüre war verschlossen. Sie rief und bat ihn, er möchte öffnen, und erhielt zur Antwort, sie könne gehen, für sie bleibe sein Zimmer verschlossen. Josephine fieng an zu jammern und zu weinen, ihre beiden Kinder weinten und flehten mit; aber die Thüre blieb verschlossen und im Zimmer blieb es still. Nach qualvollen Stunden, gegen vier Uhr Morgens, öffnete sich endlich die Thüre. Napoleon, welchem sein Bruder Lucian in seinen Briefen und Berichten die gehässigsten Verleumdungen über Josephine mitgetheilt hatte, zeigte die finsterste Miene, machte ihr die bittersten Vorwürfe und drohte ihr, sich auf immer von ihr zu trennen. „Was Dich betrifft,“ sagte er zu Eugen, „so sollst Du durch die Schuld Deiner Mutter nicht leiden; Du bist immer mein Sohn und wirst bei mir bleiben.“ Der achtzehnjährige Eugen erwiderte: „General, ich werde das traurige Los meiner Mutter theilen und sie nicht verlassen.“ Durch diese Worte gerührt, drückte Napoleon seinen Stieffohn ans Herz, hob Josephine und Hortense, welche ihm zu Füßen gefallen waren, zu sich empor und umarmte sie. Darauf wies ihm Josephine die Grundlosigkeit der Beschuldigungen Lucian's nach. Napoleon war ganz versöhnt und gab am anderen Morgen seinem Bruder deutlich zu verstehen, was er von seinen Mittheilungen halte.

Die französische Politik nahm nun einen raschen diktatorischen Lauf. Die Direktorialregierung wurde gestürzt, die alten Freunde und Gönner bei Seite geworfen, und der erste Consul Napoleon hielt sein Ziel fest im Auge. Aber auch andere blieben sich treu. Es entstanden jene republikanischen Verschwörungen gegen das neue Säbelregiment, die mit der Höllemaschine anfiengen und mit der Hinrichtung des Herzogs von Enghien, Cadoudals, Bichegrii's und der Verbannung Moreau's endigten. Dies waren auch für Josephine schmerzliche Zeiten. Denn sie theilte nicht den Ehrgeiz ihres Gemahls, der sich aus diesen feindlichen Angriffen eine Staffel zum Kaiserthron erbaute; vielmehr hatte sie alle Ursache, das was er

so sehnsüchtig wünschte und erstrebte, geradezu zu fürchten. Gelang es auch ihren verführerischen Bitten, dem immer schwerer zu behandelnden Konsul manches Gnadendekret abzurufen, vielen Emigranten Vaterland und Vermögen zurückzugeben, den in die Verschwörung verwickelten Herrn von Polignac zu retten, so lag sie doch wegen des Herzogs von Enghien vergeblich vor Napoleon auf den Knien, und er stieß sie mit den herzlosen Worten zurück, sie solle ihn in Ruhe lassen, dies seien keine Weibersachen. Auch mit ihren Warnungen vor der Kaiserkrone drang sie nicht durch. Sie hätte, wenn man wieder zur Monarchie zurückkehren wollte, am liebsten die Bourbonen zurückgeführt, und wirklich fanden Unterhandlungen hierüber statt. Mit Recht aber konnte Napoleon ihr die Frage vorlegen, welche Stellung denn er unter König Ludwig XVIII. einnehmen sollte, und wie lange ein solches Verhältniß dauern würde. Darauf folgte jene pompöse Scene vom 2. December 1804, wo in der Kathedrale von Notre-dame Papst Pius VII. Napoleon's und Josephinen's Stirne und Hände salbte, die Kroninsignien weihte, Napoleon sich selbst die Krone vom Altar holte und auf's Haupt setzte und seiner Gemahlin, die mit weinenden Augen vor ihm niederkniete, gleichfalls die Krone auf's Haupt drückte.

Josephine sah der Aufrichtung dieses mit allem Schnörkelwerk byzantinischer Formen gezierten Kaiserthums nur mit bangem Herzen entgegen. Selbst Napoleon hatte einen unbewachten Augenblick, wo er über sein unerhörtes Glück zu staunen schien. Als er in dem Glanze der kaiserlichen Pracht da stand, flüsterte er plötzlich seinem gleichfalls reich aufgeputzten Bruder Josef die Worte zu: „Josef! wenn unser Vater uns sähe!“ Doch während er in dieser Machtfülle sich gefiel und immer neue Hoffnungen und Pläne faßte, erschien Josephine diese ihre Stellung zu hoch, für das, was ihre Herzensangelegenheit war, zu gefährlich. Denn es handelte sich schon damals um nichts mehr und um nichts weniger als um eine Scheidung. Dies war das Gespenst, das ihr auf dem Throne keine Ruhe ließ, das bei jedem wichtigen Ereigniß sie aufschreckte, bis es sie endlich unbarmherzig erfaßte. Zwar hätte man meinen können, gerade damals sei ihre Ehe auf festeren Füßen gestanden als je. Denn am Abend vor seiner Krönung hatte Napoleon

seiner Civilehe auch die kirchliche Weihe geben lassen, ein Beispiel, das mehrere seiner Verwandten nachahmten, um bei der Anwesenheit des Papstes sich als kirchliche Leute zu zeigen. Die Einsegnung nahm Napoleon's Oheim, der Cardinal Fesch, vor. Josephine soll ihn dabei aufmerksam gemacht haben, daß hiezu die Anwesenheit des Pfarrers eines von beiden Theilen oder seines Vikars und zweier Zeugen nothwendig sei, da bei Nichtbeobachtung dieser Vorschriften die Giltigkeit der Ehe anfechtbar sei. Allein Fesch beruhigte seine kaiserliche Nichte mit der Erklärung, daß er sich wegen dieser Formalitäten vom Papste Dispensation habe ertheilen lassen; in Wahrheit aber wollte der schlaue Cardinal absichtlich diese Verstöße eintreten lassen, damit es Napoleon jederzeit frei stehe, auch ohne dem Papste allzuvieler gute Worte zu geben, die Ehe mit Josephine aufzulösen. Versicherten doch Talleyrand, Berthier und Duroc fünf Jahre später, als die Entscheidung wie eine Bombe niederfiel, daß ihnen Napoleon mehrmals gesagt habe, er sehe in dieser kirchlichen Einsegnung eine leere Ceremonie, in die er nur zur Beruhigung Josephiner's und des Papstes gewilligt habe; seine Absicht sei stets gewesen, in seiner Verbindung mit Josephine eine Lücke zu lassen, die es ihm möglich mache, sobald es die Interessen des Kaiserthums erheischten, sich von ihr zu trennen und eine neue Ehe einzugehen.

Hatte dies auch noch niemand der Kaiserin Josephine mit dürren Worten mitgetheilt, so war sie doch klug und feinfühlernd genug, um mit ihren reizbaren Nerven zu merken, was für ein Gewitter im Anzug sei. Sie äußerte damals gegen einen ihrer vertrauten Freunde, den Staatsrath Noel: „Ich bedaure es jetzt nicht mehr, meinem Gemahl keine Kinder gegeben zu haben; denn ich müßte nur immerfort für ihr Schicksal zittern. Ich selbst werde mein Geschick nie von dem Bonaparte's trennen, wie gefährlich dies auch sein möge, so lange er gegen mich die Rücksichten und die Freundschaft bewahrt, die er mir immer bewiesen hat. Sollte ich aber hierin eine Aenderung erleben, dann verlasse ich die Tuilerien; ich weiß ja ohnehin, daß man mich gerne forthaten möchte, und daß Lucian seinem Bruder die übelsten Rathschläge gibt.“

Alle Brüder und Schwestern Napoleon's, den einzigen Ludwig ausgenommen, hegten keinen innigeren Wunsch als den, die Würden

und Schätze, welche des Kaisers Kriegs- und Staatskunst ihnen verschafft hatte, in Ruhe zu genießen. Dies konnten sie, nach ihrer Rechnung, nur dann, wenn er einen Thronerben hatte, wenn die Fortdauer der Dynastie gesichert war, während sie bei dem gegenwärtigen Zustande jeden Augenblick befürchten mußten, daß der Kaiser, der in den fortwährenden Kriegen ohnedies vielen Gefahren ausgesetzt war, schnell hinweggerafft und damit sein ganzes Gebäude mit allen Seitenflügeln über den Haufen geworfen würde. Daß die zur Zeit ihrer Krönung 41jährige Josephine ihren Wunsch nicht erfüllte, war in den Augen dieser habfüchtigen Leute ein Verbrechen. Auch Neid war es; denn sie gönnten es Josephine nicht, daß sie als die Gemahlin ihres Bruders einen höheren Rang einnahm als sie alle. Daher sah sich Josephine von Madame Lätitia, Napoleon's Mutter, einer sehr geizigen Frau, beständig angefeindet, von seinen Schwestern mit schelen Augen angesehen, von seinen Brüdern verleumdet und mit Verstoßung bedroht. Ihre Lage war keine rosige. Mitten unter diesen anspruchsvollen Emporkömmlingen, welche stets von der Hast und der Furcht eines Goldgräbers gequält wurden, stand sie fast allein und mußte es ruhig abwarten, was für ein Los diese feindseligen Brüder über sie verhängten. Um sich einige Stütze in der Bonaparte'schen Familie zu verschaffen, hatte sie die Verheiratung ihrer Tochter Hortense mit Napoleon's Bruder, Ludwig, zugegeben, erreichte aber ihren Zweck nicht. Denn Ludwig verfeindete sich als König von Holland mit dem Kaiser, blieb also ganz ohne Einfluß, und Hortense gab ihrem Gatten nur zu deutlich zu verstehen, wie wenig sie ihn liebe. Als vollends deren erstgeborener Sohn, Ludwig Napoleon, den der Kaiser wie seinen leiblichen Sohn liebte und zu adoptiren beabsichtigte, im Jahr 1807 starb, schien die letzte Hoffnung entschwunden zu sein; nicht umsonst konnten Josephine und Hortense über diesen Verlust sich kaum mehr trösten. Eugen Beauharnais, eine der edelsten Gestalten des Kaiserreichs, war von seinem Stiefvater zum Vicekönig von Italien ernannt und mit der Tochter des Königs von Baiern verheiratet. Auch er sah sich von seinen Oheimen mit stetem Mißtrauen angesehen, und die Hoffnungen, die ihm früher vorgespiegelt wurden, nahmen immer bescheidener Dimensionen an. Es war zwar unter einigen Generalen einmal die Rede davon, bei

einem etwaigen Ableben des Kaisers ihm den Thron zu verschaffen; aber Josephine hütete sich wohl, durch solch' weit aussehende Intriguen selbst an seinem Sturze zu arbeiten.

Es ist somit begreiflich, daß die nächsten Jahre, von 1804 bis 1809, Josephine keinen großen Zuwachs an Glück brachten. Die endlose Eroberungspolitik ihres Gatten, sein gänzlichcs Aufgehen in Krieg und Ruhm, die häufigen und langen Trennungen von seiner Gattin, die dadurch herbeigeführte Kälte und Entfremdung beängstigten ihr angegriffenes Gemüth, und mit jedem neuen wichtigen Ereigniß schrak sie zusammen, in dem Gedanken, daß nun das Verhängniß an sie herantrete. In diesen Zeitraum fiel der Feldzug von Austerlitz, die Tage von Jena, Friedland und Tilsit, der Fürstentag von Erfurt, der spanische Krieg und jener östreichische Feldzug, der mit Aspern so hoffnungsreich begann, um mit Wagram so trostlos zu schließen.

Während der Kaiser in Deutschland verweilte, lebte seine Gemahlin theils in Paris theils in Straßburg oder Aachen und Mainz. In letzterer Stadt verweilte sie während des preußischen Krieges besonders lange, jeden Augenblick gewärtig, daß Napoleon sie nach Berlin oder nach Warschau kommen lassen werde. In jedem Briefe vertröstete er sie auf besseres Wetter und festere Winterquartiere, bis er ihr endlich sagte, sie solle zu ihrer Aufheiterung nach Paris zurückkehren. Er verwunderte sich zuerst, daß sie, wie ihm Talleyrand berichtete, nichts als weine, da sie doch ihre Tochter und ihren Enkel bei sich habe und stets gute Nachrichten erhalte. Wenn die Reise nicht zu weit wäre, könnte sie wohl kommen; sie solle einmal ihre Ansichten mittheilen. Dann will er mit ihr in Berlin zusammenkommen, verschiebt es aber wieder, und findet, daß ihr „freolisches Köpfschen wie gewöhnlich wieder gährt und jammert.“ Doch beunruhigt ihn zugleich dieses viele Weinen. „Ich fordere mehr Kraft von Dir. Man sagt mir, Du weinst immer; pfui! wie häßlich das ist! Sei meiner würdig und zeige mehr Charakter! Mache in Paris einen schicklichen Hofstaat und vor allem sei zufrieden! Ich befinde mich sehr gut und liebe Dich herzlich. Wenn Du aber immer weinst, so muß ich glauben, daß es Dir an Muth und Charakter fehlt. Ich liebe die Feigen nicht; eine Kaiserin muß Muth haben.“ Ein andermal verspottet er sie wegen

ihrer hausbackenen Ansichten: „Ich mußte über Deine Behauptung lachen, daß Du einen Mann genommen habest, um bei ihm zu sein. Bisher dachte ich in meiner Unwissenheit, die Frau sei für den Mann gemacht, der Mann für das Vaterland, die Familie und den Ruhm; Verzeihung für meine Unwissenheit! Bei unsern schönen Damen gibt es immer noch etwas zu lernen.“ Zuletzt meint er, er könne ihr ihre Stimmungen ebensogut anbefehlen als seinen Marschällen die Richtung ihres Marsches: „Ich verbiete Dir zu weinen, bekümmert und unruhig zu sein. Ich verlange von Dir Frohsinn, Freundschaft und Wohlbehagen.“

Daß sie so sehnsüchtig nach ihm verlangte, findet zum Theil in ihrer nicht ganz unbegründeten Eifersucht seine Erklärung. Geschäftig trug man ihr allerhand Gerüchte von schönen Frauen zu, an denen ihr Gemahl großes Gefallen finde. Auf dies hin waren die Briefe Josephinen's voll Klage und Bitterkeit. Napoleon sucht mit launigen Worten das Ungewitter zu beschwichtigen: „Ich verstehe nicht, was Du mir von Damen, die mit mir in Korrespondenz stehen, sagen willst. Ich liebe nur meine kleine, gute, zänksische und grillenhafte Josephine, die sich mit Anmuth, wie sie überhaupt alles thut, zu zanken weiß; denn sie ist immer liebenswürdig, aufgenommen wenn sie eifersüchtig ist; dann wird sie der helle Satan. Aber kommen wir auf diese Damen zurück! Sollte ich mich je mit einer von ihnen abgeben, so müßten sie, ich versichere Dich, anmüthige Rosenknoospen sein. Sind dies wohl diejenigen, von welchen Du sprachst?“ Ein andermal sagte er ihr geradezu: „Du mußt Dir dergleichen verliebte Launen von mir gefallen lassen, ja es ganz natürlich finden, daß ich mir manchmal solche kleine Zerstreungen gestatte. Ich bin ein ganz anderes Wesen als die übrigen Menschen, und ich lasse mir von niemand in der Welt etwas vorschreiben. Die Gesetze der Moral existiren für mich nicht; ich stehe über diesen Gesetzen.“

Außer diesen Zurechtweisungen enthalten Napoleon's Briefe, welche in jener Zeit meist kleine Büllete sind, kurze militärische Nachrichten und Verhaltensbefehle hinsichtlich des Hoflebens. Josephine war ihm nicht vornehm, nicht stolz, nicht monarchisch genug. Was ein Zeugniß ihres geistigen Adels war, daß sie auch als Kaiserin auf freundliche, ungezwungene Weise mit Leuten,



jeder Art umgieng, daß sie frühere Bekanntschaften nicht bei Seite setzte und auch einmal ein Theater zweiten Ranges besuchte, das war ein schwerer Vorwurf in den Augen Napoleon's, der, je höher er stieg, um so mehr seinen Ursprung vergessen machen wollte, und daher, die anderen Höfe nachahmend oder noch überbietend, sich und die Seinigen mit einem undurchdringlichen Ceremoniel umgab. Er spricht sich mehreremal dahin aus, daß sie gewisse Personen niemals bei sich empfangen dürfe, daß es für ihren Rang nicht passe, in eine kleine Loge kleiner Schauspielhäuser zu gehen; sie solle nur die vier großen Theater und immer in großer Loge besuchen. „Ich wünsche, daß Du nur mit Personen speisest, die mit mir gespeist haben, daß Du dieselbe Liste für Deine Circel besorgst, daß Du in Malmaison niemals Gesandte und Fremde in Dein Vertrauen aufnimmst. Du mißstielest mir, wenn Du anders handeln würdest; kurz, laß Dich nicht allzusehr von Personen umspinnen, die ich nicht kenne, und die nicht zu Dir kämen, wenn ich da wäre.“

Man würde übrigens sehr irren, wenn man bei diesem ehelichen Geplänkel glauben wollte, daß Napoleon seine Gemahlin nicht geliebt habe. Er liebte sie offenbar, so weit bei ihm, dem Ruhm, Macht, Herrschergröße alles waren, von Liebe zu einem weiblichen Wesen die Rede sein konnte, und er schätzte ihr liebenswürdiges und sanftes Wesen, bei dem er von seinen politischen Aufregungen und Stürmen wieder Ruhe fand. Von wirklichen Untugenden konnte er gar wenig an ihr entdecken. Nur ihre Verschwendung gab zuweilen Anlaß zu häuslichen Auftritten. Sie hielt es für das schöne Vorrecht einer Kaiserin, keinen Unglücklichen hilflos von ihrer Schwelle gehen zu lassen, von keiner Noth zu hören, ohne ihr aufzuhelfen. Armen Mädchen schenkte sie eine Aussteuer, vermögenslosen Emigranten gab sie eine Unterstützung, einer Schar Kinder verschaffte sie einen vergnügten Neujahrstag. Dabei fragte sie nicht, wie es mit ihrer Kasse stehe. Den Unglücklichen mußte durchaus geholfen werden, wenn auch ihre Kasse es nicht erlauben wollte. So verlangte es ihr liebevolles Herz. Sie hatte aber auch noch eine andere Neigung, die noch weit größere Summen verschlang. Perlen und Edelsteine, kostbare Kleiderstoffe, reich gewirkte Shawls übten einen unwiderstehlichen Reiz auf sie aus, und blindlings, ohne nach

dem Preis zu fragen, griff sie wie ein Kind darnach. Das Schönste und Reichste, was Paris aufbieten konnte, mußte in hübschen Vorräthen in ihren Garderobezimmern aufgespeichert sein, damit sie jeden Tag mehrmals von einer geschmackvollen Toilette in die andere übersiedeln konnte. Es war eine kreolische Schwachheit, die sie trotz aller Vorwürfe des Herrn Gemahls nicht abzulegen vermochte. Die Tugend der Wohlthätigkeit und die Untugend der Putzsucht brachten sie oft, wenn die gefürchtete Ebbe eintrat und die Verkäufer auf Bezahlung drangen, in die tödtlichste Verlegenheit. Sie konnte die Sache höchstens auf einige Zeit verdecken oder die eine Schuld durch eine andere abzahlen. Zuletzt mußte eben doch der kaiserliche Gemann, der, ohne knauserig zu sein, die Verschwendung nicht liebte, in den Riß stehen und die Ehre seines Hauses durch Bezahlung mehrerer hunderttausend Franks retten. Aber er that es fürwahr nicht gerne, und gar böse wurde er, wenn er vollends sehen mußte, daß seine eigene Gemahlin die von dem ganzen Kontinent verbannten englischen Waaren auf ihrem zarten Leibe trage. Er drohte ihr, sie in ihrer Verlegenheit sitzen zu lassen, keinen Sou mehr für sie zu bezahlen; doch Josephinen's Thränen und schmeichelnde Bitten besänftigten immer wieder den grollenden Imperator. Das Wort, das er von ihr sprach: „wenn ich Schlachten gewinne, so gewinnen Sie die Herzen,“ konnte er in solchen Fällen an sich selbst erproben.

Noch im Herbst des Jahres 1809, als sein Entschluß schon unwiderruflich feststand, schrieb er ihr von München und Wien kurze Briefchen in dem Stile eines Gatten, der nach längerer Reise sich recht nach Hause sehnt: „Es ist mir ein Fest, Dich wieder zu sehen. Mit Ungeduld erwarte ich diesen Augenblick. Traue nicht! Ich rathe Dir, Dich bei Nacht bereit zu halten; denn in einer der nächsten Nächte wirst Du einen großen Lärm hören.“ „Am 26. oder 27. Oktober werde ich nach Fontainebleau kommen. Du kannst Dich mit einigen Damen dahin begeben.“ Sie that dies. Am 26. fuhr sie nach Fontainebleau; aber alle Gesichter, die sie dort sah, schienen ihr mit ihrem stummen, geheimnißvollen Wesen ihr Urtheil zu verkündigen.

Napoleon war schon am Vormittag angekommen und hatte gleich darauf eine lange Unterredung mit dem gleichfalls dahin be-

schiedenen Reichskanzler, Fürst Cambacérés. Dieser besaß in Behandlung von Personen und Verhältnissen eine große Geschicklichkeit, daher ihn Napoleon bei Erledigung irgend welcher Formalitäten gern zu Rathe zog. Es drängte ihn, nicht bloß über die nächste Zukunft, sondern auch über Verschiedenes, was in seiner Abwesenheit vorgegangen war, mit ihm eingehend zu reden. Die Stimmung Frankreichs hatte sich während des letzten Feldzugs auffallend ängstlich und rücksichtslos gezeigt. Die Niederlage bei Aspern, die Erhebung Schill's und des Herzogs von Braunschweig, der heldenmüthige Aufstand der Tiroler, der Mordversuch des Predigersohnes Friedrich Staps, alles das war trotz der schweigsamen oder unwarhnen Bulletins in dunklen, abenteuerlichen Gerüchten in Paris verbreitet worden und war nicht geeignet, den Nimbus der Unbesiegbarkeit, den Glauben an eine lange Dauer dieser neuen Dynastie aufrecht zu halten. Royalisten und Demokraten schöpften Hoffnungen, und unversöhnliche Gegner wie Fouché und Talleyrand reichten sich die Hände zu gemeinschaftlichen Plänen. Auch solche, welche nicht direkt gegen Napoleon intriguirten, beschäftigten sich eifrig mit der Frage, was zu thun sei, wenn Napoleon durch eine feindliche Kugel oder durch eine Koalition der auswärtigen Mächte beseitigt würde. Man glaubte, um nicht bei einem solchen Fall in ein neues Chaos von Revolutionen zurückgeschleudert zu werden, zur Beschützung so vieler Staats- und Privatinteressen Vorseege treffen zu müssen. Fouché und Talleyrand setzten sich ohne weiteres mit Neapel in Korrespondenz und arbeiteten an dem Plan, für gewisse Fälle den König Murat und dessen ehrgeizige Gemahlin, die Schwester Napoleon's, als Nachfolger auf dem französischen Thron bereit zu halten. Auch Bernadotte, der zu hohen Dingen bestimmt zu sein glaubte und gern krumme Wege wandelte, hatte seine Hand im Spiel.

Durch seine allwissenden Spione hievon benachrichtigt dachte Napoleon, dem ohnedies dieser letzte Feldzug manches zu denken gegeben hatte, an Maßregeln, wie das Vertrauen und die Anhänglichkeit Frankreichs, deren Mangel er weit mehr als die Feindseligkeiten des Auslands fürchtete, wiederherzustellen seien. Es fiel ihm nicht ein, die Ursache dieser Mißstimmung in seiner Eroberungssucht, in diesen unaufhörlichen Kriegen zu suchen, wodurch die Errungenschaft des letzten Jahrzehnts immer aufs neue wieder aufs

Spiel gesetzt wurde. Vielmehr fand er die Gründe lediglich in der Unsicherheit der Thronfolge und glaubte, daß er, wenn er einen Sohn als Thronerben bekäme, das Vertrauen auf die Dauer seiner Dynastie im Inland und Ausland fest begründet und seinen Feinden alle Hoffnung auf eine Aenderung der Dinge benommen hätte. Von neuem kam er daher wieder auf eine Scheidung von Josephine zurück, welche damals in ihrem 46. Jahre stand. Zwar verhehlte er sich nicht, wie schwer ihm dieser Schritt ankomme, wie ungünstig derselbe in Frankreich aufgenommen würde. Denn er hatte sich bisher in seiner 13jährigen Ehe glücklich gefühlt, schätzte die äußeren und inneren Vorzüge seiner Gemahlin hoch und konnte sich dem fatalistischen Glauben nicht verschließen, daß diese Verbindung, welche die Duvertüre zu seinem kühnen Ruhmesflug war, seinem Leben Glück verliehen habe. In Frankreich vollends waren selbst die heftigsten Feinde des Bonaparte'schen Regiments darin einig, daß Josephine den ehrgeizigen, diktatorischen Plänen Napoleon's sich nicht nur ferngehalten, sondern sich ihnen so sehr als möglich widersetzt, und daß sie als Kaiserin von ihrer Macht und ihrem Einfluß immer nur den edelsten Gebrauch gemacht habe. In den Augen der Massen war ihr Bild mit der Erinnerung an die Revolution innig verbunden. Diese Frau schien ihnen das Band, durch welches der von der Revolution sich immer weiter entfernende Napoleon noch an die großen Ideen derselben gefesselt sei. War dieses Band aufgelöst und er mit einer Tochter der altmonarchischen Geschlechter vermählt, welche das republikanische Frankreich als seine Feinde ansah, worin lag dann noch der Unterschied zwischen ihm und diesen? Setzte er sich nicht dem Verdacht aus, daß er die Vermählung mit einer Prinzessin aus einem alten Hause hauptsächlich auch deswegen wünsche, um, nach seinem gänzlichen Bruch mit allen Reminiscenzen der Revolution, selbst in die Reihe dieser alten Dynastien einzutreten und für Jhresgleichen angesehen zu werden? Und mußte nicht ein solcher Gedanke, der, wenn auch einige Staatskunst, doch jedenfalls auch einige Schwäche verrieth, ihm, der aus der Revolution hervorgieng und alles aus und durch sich selbst sein wollte, bei dem Volke unendlich schaden?

Napoleon war nicht der kurzsichtige Mann, dem solche Betrachtungen hätten entgehen können, aber er war doch kurzichtig

genug, um die Vortheile einer neuen Vermählung ungebührlich zu überschätzen, ihre Nachtheile mit gewohnter Gleichgiltigkeit anzusehen. Es war ihm schon so Ungeheures gelungen, er hatte in zu vielen, zu wichtigen Fällen ganz Europa zum Trotz seines Willen durchgesetzt, sollte er nun nicht auch seine Frau wechseln können? Er war von seiner Idee, daß nach seinem Tode nur ein Sohn das Auseinanderfallen seines großen Reiches verhindern könne, und daß ein solcher von jedermann als der natürliche Erbe desselben angesehen würde, zu sehr durchdrungen, als daß er nicht alle Schwierigkeiten bei Seite gesetzt und nicht diesen neuen Akt als den Schlüsselstein seiner Politik betrachtet hätte.

An den Gedanken einer Scheidung hatte er sich längst gewöhnt. Schon bei seiner Krönung gieng er damit um. Als er im Jahre 1808 in Erfurt mit Kaiser Alexander zusammentam und ein Bündniß des Occidents mit dem Orient anzubahnen schien, war bereits von seiner etwaigen Verbindung mit einer der Schwestern Alexander's die Rede, und dieser erklärte, er hoffe, seine Mutter für das Projekt günstig stimmen zu können. Aber der Kaiserin-Mutter erschien die Sache so widerwärtig, daß sie, um der officiellen Bewerbung zu entgehen, ihre älteste Tochter, die Großfürstin Katharina, in aller Eile mit einem Prinzen von Oldenburg vermählte. Ihre zweite Tochter, die Großfürstin Anna, war damals erst 14 Jahre alt. Nach Beendigung des östreichischen Feldzugs, unter dem Einfluß der beunruhigenden Nachrichten aus Paris, war Napoleon entschlossen, seine erste Gemahlin dem vermeintlichen Staatsinteresse zu opfern. Voll von diesen Gedanken und befeelt von dem Wunsche, die Sache so schnell als möglich abzumachen, traf er am 26. Oktober in Begleitung einiger Adjutanten in Fontainebleau ein. Cambacérés erwartete ihn dort schon seit dem frühesten Morgen und wurde mit freundschaftlichem Vertrauen, aber auch mit ungewöhnlichem Stolze empfangen. Nachdem Napoleon über die Intriguen der Royalisten und Republikaner, ja seiner eigenen Verwandten losgezogen, über die Besorgnisse, die man während dieses Feldzugs gehegt, verächtlich sich geäußert und den Glauben affectirt hatte, daß ein Mann wie er, welcher ein Werkzeug der Vorsehung sei, von Dolchen und Kugeln nichts zu fürchten habe, gieng er auf denjenigen Gegenstand über, wegen dessen er Cambacérés berufen hatte. Er erklärte ihm,

daß von allen seinen Verwandten keiner zu seinem Nachfolger taugte, da seine Brüder theils zu unfähig zur Regierung theils zu eifersüchtig auf einander seien, als daß einer dem anderen sich unterordnen würde, während sein Stieffohn, Prinz Eugen, dessen ausgezeichnete Tüchtigkeit er alle Anerkennung zollte, wie die ganze Familie Beauharnais von den Bonaparte's zu sehr beneidet und gehaßt werde, um sich, selbst wenn er ihn adoptirte, auf dem Throne von Frankreich halten zu können. Es bleibe ihm daher, um die Ruhe des Reiches und die Dauer seiner Dynastie sicher zu stellen, nichts anderes übrig, als darauf zu sehen, daß er einen Leibeserben bekomme, dessen unbestreitbarem Thronfolgerecht alle sich freiwillig beugen würden. Da er aber nicht hoffen könne, von Josephine einen solchen zu bekommen, so sei er fest entschlossen, sich von ihr scheiden zu lassen und eine neue Ehe einzugehen. Cambacérès wagte einige schüchterne Bemerkungen und stellte ihm vor, welche unbegrenzte Popularität Josephine bei Heer und Volk genieße, wie man sie als den milden Genius der Revolution verehere und seinen Schritt nicht anders auslegen würde, als daß er mit den Errungenschaften von 1789 brechen und in das Lager der alten Dynastien übergehen wolle. Napoleon ließ sich auf keine Widerlegung dieser Ansichten ein, sondern sprach noch einmal seinen unabänderlichen Willen wie den Spruch eines allwaltenden Verhängnisses aus. Cambacérès erzählt in seinen Memoiren: „Während dieser Unterredung schien mir Napoleon ausschließlich von seiner Größe eingenommen zu sein; er hatte das Ansehen, als ergienge er sich unter den Erinnerungen an seine Macht und seinen Ruhm wie in einer Galerie von Statuen.“

Josephine war bei ihrer Ankunft in Fontainebleau sehr betroffen, als sie hörte, daß Napoleon bereits eine lange Unterredung mit Cambacérès gehabt und nicht sie zuerst empfangen habe. Trotz der Freundlichkeit, mit der er sie aufnahm, fiel ihr doch eine gewisse ängstliche Zurückhaltung an ihm auf, als ob er vor ihr ein Geheimniß zu verbergen hätte. Hatte sie auch keinen zu großen Geist, so besaß sie doch einen sehr feinen Takt und viel Scharfsinn in der Entzifferung der persönlichen Beziehungen und Interessen. Auch war sie ja durch eine schändliche Indiskretion schon seit Jahren auf ihren Sturz vorbereitet. Abgesehen von den Anstrengungen der

Brüder des Kaisers, die ihr kein Geheimniß blieben, hatte schon vor zwei Jahren Fouché ein frevelhaftes Spiel mit ihr getrieben. Er kannte die Absichten seines Herrn und glaubte diesem einen großen Dienst zu erweisen, wenn er nicht bloß die öffentliche Meinung, sondern Josephine selbst darauf vorbereitete, ohne den geringsten Auftrag dazu zu haben. Daher sprach er mit mehreren Senatoren von der Scheidung als von einem feststehenden Plan und stellte Josephine selbst die Nothwendigkeit vor, im Interesse Frankreichs in die Auflösung ihrer Ehe zu willigen. Ihre Antwort soll gewesen sein: „Unsere Schicksale haben uns vereinigt; wenn es Napoleon's Wille ist, dieses Band gelöst zu sehen, so erwarte ich von ihm selbst den Vorschlag, und nur ihm allein werde ich antworten.“ Aber es nagte an ihrem Herzen, und in Thränen gebadet fand sie bald darauf Napoleon. Als sie ihm die Ursache ihres Schmerzes gestand, suchte er sie zu beruhigen und schüttete seinen Unmuth über den frechen Fouché aus.

Diese Enthüllungen fielen ihr an jenem Nachmittag zu Fontainebleau zuerst wieder ein, und sie war überzeugt, daß es sich nun um ihre Stellung handle. Niemand sprach vor ihr das entsetzliche Wort aus, aber jedermann sprach von der Nothwendigkeit, das Kaiserthum zu konsolidiren. Während in Fontainebleau alles noch in das tiefste Geheimniß gehüllt war, zählte man in Paris schon die Prinzessinnen auf, die bei einer neuen Ehe zur Sprache kommen könnten. Josephine hatte qualvolle Stunden, wo nur die Anwesenheit ihrer Tochter ihr einigen Trost gewährte. Und doch mußte sie alle Kraft zusammenfassen, um ihre Haltung zu bewahren, da viele fürstliche Personen auf Besuch kamen. Die Könige von Holland, von Westfalen und von Neapel fanden sich auf Napoleon's Einladung in Fontainebleau ein, um sich wegen einiger Saumseligkeiten in Ausführung seiner Befehle zu entschuldigen und über zu harte Maßregeln sich zu beschweren, gelegentlich auch des Kaisers Vorwürfe in reichem Maße anzuhören. Schauspiele, Bälle und Jagden folgten rasch auf einander, und Napoleon, der sich innerlich gedrückt fühlte, gab sich mit scheinbarer Lust diesen Zerstreungen hin. Auch die Rheinbundfürsten fanden sich ein, der König und die Königin von Baiern, der König von Sachsen und der König von Württemberg. Die alten Bande sollten noch fester geknüpft, die Gunst des

Protectors in noch höherem Grade errungen, neue Vortheile erbeten werden. Zu Ehren seiner Gäste und zur Befriedigung der Pariser hielt er am 14. November zu Pferd seinen feierlichen Einzug in Paris, wo er seit April nicht mehr erschienen war.

Doch verlor er unter diesen Festlichkeiten seine Hauptangelegenheit keinen Augenblick aus den Augen. Es fiel ihm schwer, Josephine seinen Entschluß anzukündigen, und doch mußte es geschehen. Er wollte sie durch sein Benehmen darauf vorbereiten, zeigte sich kälter, härter, zurückhaltender gegen sie, erwies in ihrer Gegenwart schönen Damen die zärtlichsten Aufmerksamkeiten, machte ihr nur seltene und kurze Besuche, ließ die Thüren, welche die Verbindung zwischen ihren Gemächern unterhielten, verschließen und brachte durch all diese Präliminarien die arme Frau zur glühendsten Eifersucht, zur rasenden Verzweiflung. Es war grausam, diesen Zustand Wochen lang hinschleppen zu lassen, das vernichtende Urtheil in der Tasche täglich mit einer Frau zu verkehren, welche sich fürchtete, den Opferpriester nach dem Willen der Gottheit zu fragen, da sie vermuthete, sich selbst als das Opferlamm bezeichnet zu hören. Ihre Eifersucht erzeugte heftige Auftritte, in welchen Napoleon sich barsch und reizbar benahm. Die häufige Wiederholung dieser Scenen mußte beiden Theilen unerträglich werden; Napoleon suchte daher der gegenseitigen Qual ein rasches Ende zu machen.

Doch wollte er die Katastrophe unter den schonendsten Formen in Scene setzen. Besonders lag ihm daran, daß in dem kritischen Augenblick ihre beiden Kinder anwesend seien und durch ihre zärtliche Theilnahme der Mutter Trost und Stärkung gewährten. Daher schickte er einen Kurier nach Mailand ab und befahl dem Vizekönig von Italien, Prinz Eugen, sogleich nach Paris zu kommen. Mit Cambacérés besprach er sich über die Form der Scheidung und erklärte ausdrücklich, daß alles, was einer Verstößung ähnlich sehe, vermieden werden müsse, und daß er, auch nach seiner Wiederverheirathung, Josephine als seine beste und zärtlichste Freundin ansehe und in seiner Nähe zu behalten wünsche. Zugleich zog er aber auch Herrn von Champagny wegen der Wahl einer neuen Gemahlin zu Rathe. Wollte er bei den großen Höfen anklopfen, so hatte er nur die Wahl zwischen Rußland und Oestreich; unter den Höfen zweiten Rangs konnte nur von der Tochter des Königs von Sachsen



die Rede sein. So sehr auch in Sachsen alles rasch und sicher abzumachen, so sehr auch bekannt war, daß die Prinzessin Augusta einen achtungswerthen Charakter, viel Bildung und eine gute Gesundheit habe, so sah man doch aus Gründen der Politik und des Ehrgeizes von einer minder glänzenden Verbindung ab.

Wenn Rußland nicht beleidigt und das bereits erkaltende Bündniß nicht ganz aufgelöst werden sollte, so mußte man sich zunächst nach St. Petersburg wenden. Nach den Besprechungen von Erfurt war nichts natürlicher, als daß man die dort angeknüpften Fäden wieder aufnahm und den Kaiser Alexander ersuchte, seine Mutter, wie er früher versprochen hatte, zu vermögen, ihre Einwilligung zur Vermählung ihrer Tochter mit Napoleon zu geben. Daher wurde am 22. November eine Depesche an Herrn von Caulaincourt, den französischen Gesandten in St. Petersburg, abgeschickt und diesem der Auftrag gegeben, unter Beobachtung des tiefsten Geheimnisses und auf private Weise den Kaiser Alexander zu fragen, ob Napoleon, der sich zur Scheidung geneigt fühle, auf seine Schwester, die Großfürstin Anna, zählen dürfe. Auch erhielt derselbe den Befehl, über die Gesundheitsverhältnisse der jungen Prinzessin genaue Erkundigungen einzuziehen. Im günstigsten Falle konnte Napoleon nach Verfluß von vier Wochen eine Antwort erhalten, also etwa am Christabend eine rosigdustende Zusage oder ein zierliches Gistkörbchen besichert bekommen; denn ein Kurier brachte damals von Paris nach St. Petersburg 12 bis 14 Tage.

So war alles hübsch eingeleitet, um das alte Verhältniß aufzulösen und ein neues einzugehen, und mit Ungeduld erwartete Napoleon die Ankunft des Prinzen Eugen. Aber das Alltägliche war zu peinlich, die Klagen und Thränen der aufgeregten Josephine zu lästig, als daß noch lange gewartet werden konnte. Als sie am Abend des 30. November in heftige Vorwürfe ausbrach, schnitt er mit Enthüllung seines Geheimnisses unbarmherzig in dieses zarte Frauenherz ein. Er erklärte ihr mit dürrn Worten, daß ihre Trennung nahe sei, daß das Interesse des Kaiserthums einen großen Entschluß von ihr verlange, „daß er auf ihren Muth und ihre Hingebung zähle, um in eine Scheidung zu willigen, zu welcher sich zu entschließen ihn selbst die größte Mühe koste“. Bei diesen Worten vergoß Josephine einen Strom von Thränen, sank halb

ohnmächtig um und zuckte unter heftigen Krämpfen zusammen. Mit Hilfe des diensthabenden Kammerherrn, Herrn von Bauffet, trug Napoleon sie die kleine Wendeltreppe hinab in ihre Gemächer. Darauf ließ er die Königin Hortense holen, theilte ihr das Geschehene mit und erklärte mit harten Worten, daß weder Klagen noch Thränen an seinem Entschlusse etwas ändern würden. Stolz erwiderte die als Gattin und jetzt auch als Tochter unglückliche Hortense, daß er von Klagen und Thränen nichts vernehmen werde; nur mit seinem Willen habe ihre Mutter den Thron bestiegen und werde auf seinen Wunsch ihn auch wieder verlassen; sie und ihr Bruder würden gerne auf einen Glanz verzichten, der sie nicht glücklich gemacht habe, und der Tröstung der zärtlichsten Mutter ihr Dasein vollends widmen. Die Hoheit des Unglücks, die sittliche Größe, die Wahrheit, die aus diesen Worten sprach, brach das starre Eis des gewaltigen Mannes. Mit weicher Stimme bat er sie, die Sache ruhiger zu überlegen und nicht gleich von der schlimmsten Seite anzusehen. Frankreichs Wohl verlange durchaus dieses Opfer, das Josephine, wie er selbst es bringe, nicht verweigern dürfe. Darauf zählte er ihr auf, was er für Josephine, die aus seiner Gemahlin seine Freundin werden solle, anzuordnen beabsichtige, und bat sie, ihn nicht zu verlassen, sondern in Gemeinschaft mit ihrem Bruder Eugen ihn in der Aufgabe zu unterstützen, ihre Mutter zu trösten und zu beruhigen. Von da eilte Hortense zu ihrer Mutter. Noch war deren Sohn nicht angekommen, noch war der letzte Akt nicht vollendet: in Josephinen's Herzen war der letzte Hoffnungsfunken noch nicht erloschen.

Am 9. December endlich traf Eugen in Paris ein. Ahnungslos war er von Mailand abgereist, und seine Gemahlin, die Prinzessin Auguste, hatte sogar die Vermuthung gegen ihn geäußert, daß Napoleon ihn adoptiren und für den Erben seines Thrones erklären werde. Die Bevorzugung, welche ihm jener stets vor seinen anderen Verwandten angedeihen ließ, die erfolgreichen Dienste, welche er im letzten Kriege dem Kaiser geleistet, konnten auch ihn eine Zeitlang auf die schwindelnde Höhe weltbeherrschender Entwürfe und Hoffnungen erheben. Da traf er kurz vor Paris seine Schwester Hortense, welche ihm entgegengeeilt war, um ihm die peinliche Ueberraschung zu ersparen. Nicht bloß als Sohn,

auch als Gatte und Vater war er schwer getroffen. Der Thron von Frankreich focht ihn wenig an: er hatte nie darauf gerechnet und sah darin bei der Feindschaft der Bonaparte ein zweifelhaftes, schwer angefochtenes Besizthum. Anders war es mit dem Königreich Italien, auf das er durch langjährige Verwaltung ein gewisses Recht zu haben glaubte, das er seinen Kindern als glänzendstes Vermächtniß zu hinterlassen hoffte. Wenn aber Napoleon von seiner neuen Gemahlin einen Sohn bekam, so zerfloß auch dieser Traum von Italien; denn es war sicher anzunehmen, daß der Kaiser seinem Sohne von all den Kronen, die er auf seinem Haupte vereinigte, auch keinen einzigen Edelstein vorenthalten werde, wie er dies auch am 20. März 1811 dadurch bewies, daß er seinem neugeborenen Sohne den Titel „König von Rom“ verlieh.

Voll dieser trüben Gedanken begab sich Eugen in das Kabinet des Kaisers, der ihn mit gerührtem Herzen in seine Arme schloß, ihm seine Motive auseinandersetzte und die Entschädigungen, die er der Beauharnais'schen Familie bestimmt hatte, ihm aufzählte. Dann führte er Eugen und Hortense zu ihrer Mutter und hatte mit diesen ihm auch jetzt noch theuren Personen eine lange Unterredung. Anfangs hatte das Gefühl der Verstößung und Demüthigung die Oberhand. Der Anblick der weinenden, zitternden Mutter ließ den Sohn an keine Nachgiebigkeit denken. „Unsere Mutter kann nach einem solchen Schlage nicht mehr in der Nähe des Hofes verweilen, nicht mehr in Frankreich bleiben,“ sagte Eugen wiederholt; „sie und wir müssen uns entfernen und in stiller Zurückgezogenheit, alles äußeren Glanzes beraubt, eine uns aufgedrängte Größe und die Hoffnungen für die Zukunft zu vergessen suchen.“ Dagegen beschwor sie Napoleon, weder ihn noch ihre Mutter zu verlassen und durch ihr Bleiben ihm Gelegenheit zu geben, ihnen von ihrer jetzigen Stellung möglichst viel zu retten. Hin und her wurden Reden gewechselt; aus der Tiefe des Herzens brachen die Gefühle hervor. Alle vier weinten. Die Unterhaltung wurde immer einfüßiger, bis endlich jene heilsame Reaktion eintrat, bei welcher man sich unter völliger Abspannung mit einer fast willenlosen Resignation in sein Schicksal ergibt. Eugen und Hortense hatten Kinder, und welcher Zukunft giengen diese entgegen, wenn sie mit dem Kaiser brachen? Der Verstand siegte allmählich über das Gefühl, und

Napoleon gelang es endlich, Josephine und ihre Kinder zu vermögen, in seine Pläne einzugehen. Auch hier zeigte er sich als unwiderstehlicher Herrscher: keine der drei Personen, so tödtlich sie auch getroffen waren, wagte es, ihr Geschick von dem seinigen zu trennen. Doch ließen diese Kämpfe und Aufregungen auf einige Wochen tiefe Spuren auf seinem Gesicht zurück; nur die günstigen Verhandlungen des Februars konnten ihm seine alte Sicherheit, seinen fatalistischen Gleichmuth wiedergeben.

Der Abend des 15. Decembers war zu dem feierlichen Akt der Auflösung der Civilehe bestimmt. In den Tuilerien versammelte sich in dem Cabinet des Kaisers seine Familie. Die Kaiserin Mutter, der König und die Königin von Holland, der König und die Königin von Neapel, der König und die Königin von Westfalen, die Fürstin Borghese, seine Schwester, und Prinz Eugen waren anwesend. Der Reichserzkanzler Fürst Cambacères und der Staatsrath Graf Regnault de St. Jean d'Angely, welche mit der Führung des Civilstandsregisters der kaiserlichen Familie beauftragt waren, hatten sich gleichfalls eingefunden. Die weinende Josephine an der Hand haltend, trat Napoleon in das Zimmer und las stehend folgende Rede:

„Mein Cousin, Fürst Erzkanzler! Ich habe Ihnen unter dem heutigen Datum ein Schreiben übersandt, um Sie in meinem Cabinet erscheinen zu lassen, damit ich Ihnen den Entschluß mittheile, welchen ich und die Kaiserin, meine vielgeliebte Gemahlin, gefaßt haben. Es ist mir sehr lieb, daß die Könige, Königinnen und Prinzessinen, meine Brüder und Schwestern, Schwäger und Schwägerinnen, meine Stieftochter und mein Stieffohn, sowie auch meine Mutter dem beiwohnen konnten, was ich Ihnen bekannt zu machen habe. Die Politik meiner Monarchie, das Interesse und das Bedürfniß meiner Völker, welche beständig meine Handlungen geleitet haben, verlangen, daß ich nach meinem Tode Kindern, als den Erben meiner Liebe zu meinen Völkern, diesen Thron hinterlasse, auf welchen die Vorsehung mich gesetzt hat. Indeß habe ich bereits seit mehreren Jahren die Hoffnung verloren, Kinder aus meiner Ehe mit meiner vielgeliebten Gemahlin, der Kaiserin Josephine, zu erhalten. Dieser Umstand ist es, welcher mich veranlaßt, die süßesten Neigungen meines Herzens zu opfern, nur das Wohl des Staates zu hören und die Auflösung unserer Ehe zu beschließen.“

Zu dem Alter von vierzig Jahren gelangt, darf ich die Hoffnung hegen, lange genug zu leben, um die Kinder, welche mir zu schenken der Vorsehung gefallen wird, in meinem Geiste und in meinem Sinn zu erziehen. Gott ist Zeuge, wie schwer ein solcher Entschluß meinem Herzen geworden ist; allein es gibt kein Opfer, welches meinem Muth zu groß wäre, wenn ich die Ueberzeugung erhalte, daß es für das Wohl Frankreichs nützlich ist.

Es ist mir Bedürfniß, hinzuzufügen, daß ich, weit entfernt, jemals Grund zur Klage gehabt zu haben, im Gegentheil mich nur lobend hinsichtlich der Treue und Zärtlichkeit meiner vielgeliebten Gemahlin aussprechen kann. Sie hat fünfzehn Jahre meines Lebens verschönert; das Andenken daran wird meinem Herzen stets eingepägt bleiben. Sie ist von meiner Hand gekrönt worden; ich will, daß sie den Rang und Titel einer Kaiserin behalte, insbesondere aber, daß sie nie an meiner Gefinnung zweifle, und daß sie mich stets für ihren besten und liebsten Freund halte."

Hierauf schickte sich Josephine an, ihre Erwiderung, die auf ein Blatt Papier, das sie in der Hand hielt, geschrieben war, zu lesen, mußte aber, da heftiges Schluchzen ihre Stimme erstickte, das Blatt Herrn Regnault übergeben, der nun folgende Worte las:

„Mit der Erlaubniß meines erlauchten und theuren Gemahls muß ich erklären, daß ich, da ich keine Hoffnung mehr habe, Kinder zu erhalten, welche den Bedürfnissen seiner Politik und dem Interesse Frankreichs genügen könnten, mich entschliesse, ihm den größten Beweis von Zuneigung und Hingebung zu liefern, welcher je auf Erden gegeben worden. Ich habe alles von seiner Güte; seine Hand ist es, die mich gekrönt hat, und von der Höhe dieses Thrones habe ich nur Zeugnisse von der Zuneigung und Liebe des französischen Volkes erhalten.

Ich glaube, alle diese Gefinnungen dankbar anzuerkennen, indem ich in die Auflösung einer Ehe willige, die fortan ein Hinderniß für das Wohl Frankreichs ist, die dasselbe des Glückes beraubt, dereinst durch die Nachkommen eines großen Mannes regiert zu werden, welchen die Vorsehung so sichtlich erweckt hat, um die Uebel einer furchtbaren Revolution zu verwischen und den Altar, den Thron und die gesellschaftliche Ordnung wiederherzustellen. Aber die Auflösung meiner Ehe wird nichts in den Gefühlen meines

Herzens verändern: der Kaiser wird stets seine beste Freundin in mir haben. Ich weiß, wie sehr dieser Akt, durch die Politik und durch so große Interessen geboten, seinem Herzen schmerzlich gewesen ist; aber wir rechnen uns beide das Opfer zum Ruhm an, welches wir dem Wohle des Vaterlandes bringen."

Nach diesen Worten nahm der Erzkanzler diese beiden Erklärungen zu Protokoll. Napoleon umarmte Josephine und führte sie nach ihren Gemächern, wo er sie fast ohnmächtig in den Armen ihrer beiden Kinder zurückließ. Sofort begab er sich in den Geheimen Rath, um dort das Statut, das dem Senat vorgelegt werden sollte, entwerfen zu lassen. Am 16. December war Senatssitzung, und durch einen Ausspruch dieses Staatskörpers wurde der Beschluß des Familienraths bestätigt. Die Ehe zwischen Napoleon und Josephine wurde für aufgelöst erklärt. Aber Josephine behielt den Titel und Rang einer Kaiserin, bekam einen Jahresgehalt von 2 Millionen Franks aus dem Staatsschatz und eine dritte Million aus der Civilliste. Auch wurden ihr ein Palast in Paris, die Schlösser Malmaison und Navarra und viele werthvolle Gegenstände zugesichert. Der *Moniteur* vom 17. December machte sämtliche Aktenstücke bekannt und enthüllte dem Publikum ein Geheimniß, das schon längst keines mehr war. Man bedauerte die unglückliche Josephine, hatte aber bald andere Sachen zu denken. Rußland oder Oestreich? Das war die Frage des Tages.

Eines fehlte noch, über das Napoleon, der sich nicht gerne von anderen abhängig machte, am liebsten mit Stillschweigen hinweggegangen wäre. Er hatte sich ja vor seiner Krönung vom Cardinal Fesch auch kirchlich trauen lassen. Unmöglich konnte er sich mit einer katholischen Prinzessin vermählen, bevor auch dieses Band aufgelöst war. Aber die Sache schien Schwierigkeiten zu haben. Denn die Ehe eines katholischen Souveräns konnte nach dem Herkommen nur durch einen förmlichen Ausspruch des Papstes geschieden werden. Und konnte man damals hoffen, einen solchen Ausspruch von Pius VII. zu erlangen? Hatte nicht Napoleon, nachdem er dem Kirchenstaat ein Stück um das andere entrißen hatte, am 17. Mai 1809 von Schönbrunn aus ein Dekret erlassen, wodurch der Rest desselben mit dem Königreich Italien, das heißt, mit dem französischen Kaiserreich vereinigt wurde? Hatte nicht der

Kommandant der französischen Gensdarmarie in Rom, Oberst Radet, die Bannbulle, welche Pius gegen Napoleon schleuderte, damit beantwortet, daß er in der Nacht des 6. Juli mit bewaffneter Macht in den Quirinal eindrang und dem Papst die Alternative stellte, entweder seiner weltlichen Herrschaft zu entsagen oder als kaiserlicher Gefangener fortgeführt zu werden? Wurde Pius nicht, als er jenem sein welthistorisches *Non possumus* (es ist für uns unmöglich) entgegenrief, noch in der nämlichen Nacht in einem Wagen fortgeführt, nach Grenoble und von da zurück nach Savona gebracht, wo er seitdem in Haft gehalten wurde? Napoleon, der nichts über sich anerkennen wollte, wünschte auch den Papst zu seinem Werkzeuge zu machen und hatte ihm daher schon mehreremal den Vorschlag gemacht, seinen Sitz nach Paris zu verlegen und dort mit einem Jahresgehalt von 2 Millionen Franks im erzbischöflichen Palast zu wohnen. Er hätte dann die beste Gelegenheit gehabt, sich in die kirchlichen Angelegenheiten der ganz oder zum Theil katholischen Länder zu mischen und aus der kirchlichen Intervention, bei welcher der von ihm abhängige Papst vorgeschoben worden wäre, eine unererschöpfliche Quelle von Streitigkeiten zu machen und diese zu seinem politischen Vortheil auszubeuten. Aber Pius lehnte alle Vorschläge ab.

Man hatte Napoleon aufgefordert, das Beispiel des englischen Königs Heinrich des achten nachzuahmen, sich vom Papste ganz loszusagen und der gallikanischen Kirche eine protestantische Spitze zu geben. Aber so sehr es in seinen Wünschen und seinem Interesse lag, sich auch in geistlichen Dingen zum obersten Schiedsrichter zu machen, die Macht und den Reichthum der Kurie mit seiner Krone zu vereinigen, so wagte er es doch nicht. Denn er erkannte, daß die Franzosen zwar nicht bigott, aber doch in all ihren Anschauungen und Gewohnheiten gut katholisch gesinnt seien.

Von dem Papste war nach diesen Vorgängen keine Gefälligkeit bei Auflösung der Ehe zu erwarten. Man mußte auf etwas anderes denken. Hiefür war niemand tauglicher, als der in allen Sätteln gerechte Erzkanzler Cambacérés. Die kirchliche Trauung war ja vom Kardinal Fesch absichtlich mit solchen Unregelmäßigkeiten vollzogen worden, daß es gar keiner förmlichen Scheidung bedurfte, daß man vielmehr nur auf diese Formfehler hinweisen durfte, um

die Ehe einfach zu annulliren. Cambacérés versammelte daher eine Commission von sieben Bischöfen, legte ihnen den Fall vor, und auf ihr Gutachten hin wurde, weil den kanonischen Bestimmungen entgegen der Parochialgeistliche bei jener Trauung nicht anwesend gewesen war, die Ehe von dem geistlichen Gericht der Diöcese in erster und zweiter Instanz für ungiltig erklärt.

Napoleon war nun wieder frei, war wieder eine Art Garçon geworden, und die Pariser hielten ihn für eine gute Partie. Er selbst glaubte, er dürfe nur zugreifen. In St. Petersburg, das bekanntlich unter ziemlich nördlicheren Breitegraden liegt, hatte man eine kühlere Anschauung. Der Antrag, welchen dort Caulaincourt wegen einer Vermählung mit der Großfürstin Anna machen sollte, kam überhaupt zu sehr ungelegener Zeit. Alexander war mit der neueren Napoleonischen Politik sehr unzufrieden, und die Erfurter Freundschaft schien schon jetzt aus den Fugen gehen zu wollen. Zwar hatte er bereits schöne Früchte derselben eingeheimst. Er hatte während der Regierungswirren in Schweden diesem Staate die Sorge um Finnland abgenommen und das kräftige Volk der Finnen in die bunte Mosaik der russischen Völkerfamilie eingefügt. Die Erwerbung der Moldau und Walachei stand gleichfalls in sicherer Aussicht. Wenn aber Napoleon in dem eben abgeschlossenen Wiener Frieden durch die Beraubung Galiziens das Großherzogthum Warschau um fast zwei Millionen Menschen vergrößerte, so war dies der russischen Politik schnurstracks entgegen. Denn nichts fürchtete diese mehr als eine Auferstehung Polens, als einen neuen selbständigen Staat an seiner westlichen Grenze, der durch Instinkt und Tradition ein Todfeind Rußlands und wie ein zerklüfteter Keil in dessen riesige Glieder eingezwängt war, groß genug, um den russischen Koloß fortwährend zu beunruhigen, aber auch klein genug, um nie aufzuhören, ein französischer Vorposten zu sein. Am russischen Hof war alles Feuer und Flamme. Das Geringste, was man hier verlangte, war ein förmlicher Vertrag, worin Napoleon versprechen sollte, daß das Königreich Polen nie wieder hergestellt, daß die polnischen Ritterorden abgeschafft, daß die Namen „Polen“, „Pole“ und „polnisch“ in der Staatssprache gar nimmer angewandt, und daß das Großherzogthum Warschau nicht mehr durch andere Theile des ehemaligen Polens vergrößert werden



solle. Caulaincourt war bereit zu unterzeichnen, behielt aber seinem Herrn die Ratification vor.

Mitten in dieses polnische Geströber fiel die französische Brautwerbung. Alexander war persönlich der Sache nicht geneigt, noch weniger seine Mutter und seine Geschwister. Andererseits war er ein zu biegsamer, diplomatischer Charakter, als daß er nicht unter Umständen seine persönlichen Neigungen verleugnet hätte. Wenn Napoleon den polnischen Vertrag unterschrieb, so bekam er die Großfürstin Anna, sonst nicht. Doch war er weit entfernt, dies Caulaincourt direkt mitzutheilen; vielmehr sollte Napoleon selbst darauf kommen, daß „eine Ehre die andere werth sei“. Bis dies erreicht sei, beabsichtigte er, seine entscheidende Antwort von Woche zu Woche hinauszuschieben und sich hinter dem Widerwillen seiner Mutter, den man nur nach und nach und nur durch die sanftesten Worte überwinden könne, zu verschanzen. Aber mit einer solchen Verschleppung kam er bei Napoleon schlecht an. Denn dieser, welcher sich für eine Art Allmacht hielt, die nur „gebeut, so stehet es da“, konnte sich in seiner Ungeduld kaum bemeistern. Die neue Kaiserin sollte längstens im März in Paris sein. Und doch ließ sich Napoleon einige Zeit hinhalten. Er sah zu deutlich, daß, wenn sich diese Vermählungs-Unterhandlungen zerschlugen, der Bruch mit Rußland herbeigeführt, und daß ein Krieg mit diesem Staate eine weit schwierigere Aufgabe sei als mit Oestreich. Die Sachen lagen also so: entweder Heirat mit Rußland, in Folge dessen enge Allianz mit diesem Staate, gemeinschaftliche Beherrschung des übrigen Europa und Kampf gegen England; oder Zurücknahme der Werbung, Auflösung der Allianz, Verbindung Rußlands mit allen Feinden Napoleons, russischer Feldzug von 1812. An diese fünfzehnjährige Anna knüpfte sich die Dauer oder der Sturz der Napoleonischen Dynastie. Dabei darf freilich nicht außer Acht gelassen werden, daß Familienverbindungen nicht maßgebend in der Politik sind, und daß Napoleon auch als Schwager eine sehr unberechenbare Größe war. Ob er als solcher nach Rußland marschirt wäre, was denn doch am meisten zu seiner Ueberwindung beitrug, ist eine kaum zu beantwortende Frage.

So oft Caulaincourt bei Alexander anklopfte, erhielt er die schönsten Worte, die günstigsten Ausichten, nur keine Entscheidung;

immer gab es wieder Anstände und weitere Termine. Und doch schickte Napoleon seinem Gesandten einen Kurier um den andern und trieb und trieb, als ob es sich um die Eroberung einer Batterie handelte. Er sollte aber merken, daß russische Prinzessinnen schwerer zu erobern sind. Am 21. Januar legte er die Frage einem geheimen Rathe vor, in welchem jedes Mitglied offen sich aussprechen sollte, ob es eine russische, östreichische oder sächsische Heirat für das den Interessen Frankreichs zweckmäßigste halte. Prinz Eugen, der eben noch als zürnender Sohn mit seiner Mutter in die Verbannung gehen wollte, saß auch in diesem Rath und half seinem ehemaligen Stiefvater eine neue Gemahlin auslesen. Da ihm Italien und Baiern zunächst am Herzen lagen, so wollte er mit Oestreich in Frieden auskommen und stimmte daher für eine Erzherzogin. Selbst Josephine, nach ihrem Sturz nur auf das Interesse ihrer Kinder bedacht, soll bei Frau von Metternich, die sich in Paris aufhielt, zu Gunsten einer Oestreicherin als ihrer Nachfolgerin intrigirt haben. Murat sprach sich mit theatralischer Lebhaftigkeit gegen eine solche Wahl aus und erinnerte mit revolutionärem Gespensterglauben an Marie Antoinette.

Napoleon ließ jedes Mitglied des Rathes seine Meinung aussprechen, dankte ihnen für ihre trefflichen Rathschläge und entließ sie, ohne auch nur mit einer Miene seine Herzensneigung zu verathen. Alles sah mit Spannung der Ankunft des nächsten Kuriers aus Rußland entgegen. Erst am 6. Februar kam er, und seine Depeschen wiederholten das alte Lied, daß Alexander alle Hindernisse so ziemlich weggeräumt habe, aber doch noch einige Zeit brauche, bevor er seine definitive Antwort geben könne. Dies war mehr, als Napoleon ertragen konnte. Ein volles Vierteljahr dauerten nun die Verhandlungen, und noch war man keinen Schritt weiter gekommen. Glaubte denn, hörte man Napoleon fragen, dieser Alexander, der vor drei Jahren bei Friedland niedergeworfen war, daß der gewaltige Imperator vor den Augen Europas sich von ihm wie ein schmachsender Prinz behandeln lasse? Und war denn nicht, wenn man mit ruhigem Verstand die Sache überlegte, diese fünfzehnjährige, kränkliche Großfürstin Anna für Napoleon die am wenigsten vortheilhafte Partie? Auch die Konfessionsverschiedenheit wurde nun nachträglich in die Waagschale

geworfen und behauptet, daß die Eigenliebe des französischen Volkes in hohem Grade sich beleidigt fühlen würde, wenn seine Kaiserin ihren besonderen Gottesdienst hätte und dadurch dem Souverän und dem Staate eine öffentliche Opposition machte.

Und um einen solchen Preis sollte er diesen polnischen Vertrag eingehen? Er sprang mit funkelnden Augen von seinem Sitze auf, gieng mit großen, hastigen Schritten auf und ab, warf mit vernichtenden Worten um sich und befahl Herrn von Champagny, eine Depesche nach St. Petersburg zu schreiben, worin die Zögerung des dortigen Hofes als eine Weigerung bezeichnet war und die Unterhandlungen vollständig abgebrochen wurden. Dagegen stiegen die österreichischen Papiere rasch zu einer seltenen Höhe. Noch am nämlichen Abend ließ er den Gesandten Fürsten von Schwarzenberg unter der Hand fragen, ob er bereit sei, einen Ehevertrag zu unterzeichnen. Denn mit diesem hatte man, um für alle Fälle gesichert zu sein, durch Unterhändler im geheimen bereits die Sache eingeleitet, und auf Anfrage des Gesandten hatte der Wiener Hof denselben ermächtigt, alles anzubieten, soweit die Ehre des Kaisers Franz es zulasse, daß die Wahl Napoleon's auf eine Erzherzogin falle, und jeden Ehevertrag zu genehmigen. Schon am folgenden Tag, am 7. Februar, erschien Fürst Schwarzenberg in den Tuilerien und unterschrieb den Ehevertrag zwischen Napoleon und Marie Luise, der Tochter des Kaisers Franz, wobei die bei der Vermählung Marie Antoinette's festgesetzten Bedingungen zum Muster genommen wurden.

Am 14. Februar kam der von Schwarzenberg abgeschickte Brautkurier in Wien an. Die von dem Grafen Stadion geleitete Kriegspartei war dort durch den unglücklichen Ausgang des Feldzugs verdrängt und der geschmeidige Metternich, die Friedensstimme, der Mann der kleinen Geschäfte, hatte die Zügel übernommen. Es sah freilich seltsam aus, daß man sich bräutlich umarmte, nachdem man sich ein Halbjahr vorher die stärksten Vorwürfe gegenseitig entgegengeschleudert und schließlich so blutige Kämpfe veranstaltet hatte. Aber solch rasche Uebergänge in der Temperatur sind ja nicht so selten in diesen höheren Regionen. Kaiser Franz und Metternich sahen in dieser Heirat eine Bürgschaft des Friedens, eine Garantie für die glückliche Fortdauer des

Hauses Habsburg und wollten, nachdem in einem achtzehnjährigen Kampfe Oestreich von Feldzug zu Feldzug immer mehr geschwächt worden war, nun auch einmal probiren, ob nicht eine Allianz mit Napoleon der Dynastie mehr zu Statten komme. Der Kaiser gab seine Einwilligung, seine Tochter gieng mit Freudigkeit ihrem dunklen Lose entgegen, fast der ganze Hof war für die Sache begeistert. In Paris war alles voll Jubel über die Aufnahme, welche der Antrag in dem alten Cäsaren-Palast gefunden hatte. Schon am 5. März hielt Napoleon's Freund, Berthier, Fürst von Neuchâtel, als kaiserlicher Brautwerber seinen feierlichen Einzug in Wien, am 11. März fand die Vermählung in der Hofburg statt, wobei der Held von Aspern, Erzherzog Karl, die Stelle des Bräutigams, auf dessen ausdrücklichen Wunsch, vertrat, und am 13. März, wenige Tage nachdem das treue Tiroler-Heer Andreas Hofer's auf den Wällen von Mantua durch französische Kugeln durchbohrt war, verließ die Prinzessin Wien unter dem durch die Erinnerung an Marie Antoinette sehr gedämpften Jubel der Bevölkerung. In Braunau, wo der Buchhändler Palm wenige Jahre vorher erschossen worden war, nahm die Schwester Napoleon's, die Königin von Neapel, die Prinzessin in Empfang und geleitete sie bis Compiègne, wo am 23. März Napoleon sie überraschte und die achtzehnjährige Braut in seine Arme drückte. Am 1. April fand in St. Cloud in Gegenwart des ganzen Hofes die Civilvermählung durch den Erzkanzler Cambacérés statt, und am 2. April hielt Napoleon mit Marie Luise seinen prunkvollen Einzug in Paris und empfing in der von Gold und Licht strahlenden Tuilerien-Kapelle die kirchliche Einsegnung. Festlichkeiten folgten auf Festlichkeiten, alles überließ sich den glänzendsten Hoffnungen, und nur der schreckliche Unfall in dem Festsaal des östreichischen Gesandtschaftshotels, wo unter den Augen des kaiserlichen Paares der Saal in Brand gerieth und die Schwägerin des Gesandten ein Opfer der Flammen wurde, klang wie ein Warnungsruf in diese allgemeine Vergötterung hinein.

Nur eine Person, die sonst die Zierde aller Festlichkeiten gewesen war, konnte und durfte sich nicht mehr an ihnen theilhaben. Ihre öffentliche Laufbahn war vom 15. December an abgeschlossen. Josephine konnte nicht mehr bei Hofe erscheinen. Auch der Kaiser

fühlte, was ein solcher Bruch zu bedeuten habe. Als er an jenem Tage in sein Cabinet zurückkam, sank er in seinen Lehnstuhl und blieb längere Zeit gedankenvoll und regungslos sitzen. Dann gieng er die kleine Wendeltreppe hinab in das Zimmer der Kaiserin, welche allein in ihrer Traurigkeit da saß. Schluchzend warf sie sich in seine Arme und überließ sich fast besinnungslos ihrem Schmerze. Als sie wieder ruhiger wurde, befahl Napoleon seinem Sekretär Meneval, der ihn begleitet hatte, bei der Kaiserin zu bleiben, so lange es nöthig sei, gieng rasch zur Thüre hinaus, stieg in den bereit stehenden Wagen und fuhr nach Trianon. Bald kamen ihre Hofdamen, legten sie auf ein Kanapee und suchten sie zu beruhigen. Meneval trug sie, bei seinem Abgange nach Trianon, auf, dem Kaiser zu sagen, daß er sie nicht vergessen möchte; ihre Liebe zu ihm werde nur mit ihrem Leben endigen. Der Kaiser schickte ihr noch am nämlichen Abend einen Brief und besuchte sie in Malmaison, wohin sie am folgenden Tage sich zurückgezogen hatte. Acht Tage brachte er wie ein trauernder Witwer mit Nichtsthun in Trianon zu und kehrte dann in die Tuilerien zurück, die er sehr einsam fand. Da das Schloß Malmaison gegen die Winterkälte nicht hinreichend geschützt war, so erlaubte er Josephine, die nächsten Monate im Elysée zu Paris zuzubringen. Vor der Ankunft der neuen Kaiserin reiste sie nach dem Schloß Navarra ab, verlebte aber den Rest ihres Lebens größtentheils zu Malmaison, wo sie einen kleinen Hof hielt. Wer sich Napoleon gefällig erzeigen wollte, mußte sagen können, daß er dort zuweilen einen Besuch mache. Bei der Geburt des Königs von Rom konnte sie den Wunsch nicht verbergen, dieses Schmerzenskind zu sehen. Ohne Wissen der Kaiserin Marie Luise, welche den Hof zu Malmaison mit eifersüchtigen Augen beobachtete, ließ Napoleon durch die Frau von Montesquiou das Kind nach Bagatelle, einem Lustschlößchen in dem Boulogner Wäldchen, bringen. Dort nahm Josephine es in ihre Arme und küßte es unter bitteren Thränen.

War sie auch nicht mehr die Gemahlin des Kaisers, so blieb sie doch seine Freundin, wohl in einem höheren Sinn als selbst Marie Luise. Sie erhielt von ihm viele Briefe, worin er sie tröstete, ihr Muth einflößte und ihr seine Rathschläge ertheilte. „Du kannst an meiner Treue und zärtlichen Liebe nicht zweifeln

und kennst meine Gefühle gegen Dich sehr schlecht, wenn Du glaubst, ich könne glücklich sein, wenn Du es nicht bist.“ Auch mit ihrer Einrichtung und ihren nie geordneten Finanzen machte er sich zu schaffen. „Ich habe 100 000 Franks für die außerordentlichen Ausgaben von Malmaison auf das Jahr 1810 angewiesen. Du kannst daher pflanzen, so viel Du willst, und diese Summe nach Belieben verwenden. Deinen Wechsel für Edelsteine habe ich bezahlen lassen; sie werden von der Intendanz geschätzt; denn ich dulde die Betrügereien der Bijoutiers nicht. Sieh! dies kostet mich wieder 400 000 Franks. In dem Armoir von Malmaison wirst Du 5—600 000 Franks finden; Du kannst sie nehmen und Dein Silberzeug und Weißzeug damit besorgen. Auch habe ich befohlen, daß man Dir ein sehr schönes Porcellanservice anschaffe; man wird Deine Befehle einholen, damit es sehr schön werde.“ Sehr unangenehm war es ihm aber, zu hören, daß sie mit ihrem Jahrgelohalt nicht ausreiche: „Gib nicht mehr als 1 500 000 Franks aus und lege alle Jahre ebensoviel zurück. Dies macht in zehn Jahren einen Reservefonds von 15 Millionen für Deine Enkel. Es ist angenehm, ihnen etwas zu geben und nützlich sein zu können. Statt dessen sagt man mir, Du habest Schulden, und das wäre thöricht. Beschäftige Dich mit Deinen Angelegenheiten und schenke nicht jedem, der nehmen will. Wenn Du mir gefallen willst, so laß mich vernehmen, daß Du einen großen Schatz habest. Bedenke selbst, welche schlechte Meinung ich von Dir haben muß, wenn ich erfahre, Du habest bei einem Einkommen von 3 Millionen Franks noch Schulden.“ Dieser Brief scheint auf die empfindliche Josephine nicht den besten Eindruck gemacht zu haben, daher wenige Tage darauf ein neuer kam: „Mache Dir deshalb keine Sorgen und zweifle nicht an meiner Freundschaft gegen Dich. Laß mich wissen, daß Du Dich wohl befindest. Man sagt, daß Du dick werdest wie eine gute normännische Bäurin.“

Ihr Aufenthalt in Malmaison wurde durch eine Reise in die Schweiz und durch einen Besuch bei ihrer Schwiegertochter in Mailand nur kurz unterbrochen. So kam das Jahr 1814 heran, und sie mußte die Absetzung Napoleon's vernehmen. „Warum habe ich in diese Trennung gewilligt?“ rief sie aus. „Napoleon ist unglücklich, und ich kann es nicht mit ihm sein. Man klagt ihn

fälschlich an. Wer kann besser als ich das Gegentheil von dem wissen, was man ihm zum Vorwurf macht?"

Bei dem Vorrücken der verbündeten Truppen flüchtete sie sich nach dem entfernteren Navarra, kehrte aber bald wieder nach Malmaison zurück, als sie hörte, daß der Kaiser von Rußland und der König von Preußen sie unter ihren besonderen Schutz gestellt hätten. Auch die Bourbons, auf deren Rückkehr sie ja früher hingearbeitet hatte, zeigten sich ihr günstig, und sie veranlaßte ihren Sohn, sich dem König Ludwig dem achtzehnten vorzustellen, konnte es aber nicht über sich gewinnen, mit ihrer Tochter selbst an dem neuen Hofe zu erscheinen. Napoleon nahm ihr schon diese wenigen Beziehungen sehr übel und machte Hortense nach seiner Rückkehr von Elba heftige Vorwürfe. Kaiser Alexander besuchte sie wiederholt und war von ihrer Anmuth gefesselt. Aber die immerwährende Aufregung und Unruhe um den Verbannten untergruben ihre Gesundheit. Sie bekam ein katarrhalisches Leiden, das bald zur lebensgefährlichen Halsentzündung ausartete. Schon krank erhielt sie den Besuch des Königs von Preußen, erhob sich von ihrem Lager, mußte aber vor Schwäche gleich wieder dahin zurückkehren. Kaiser Alexander schickte seinen Leibarzt; die ersten Aerzte von Paris eilten herbei. Ihre Kunst war vergebens aufgewandt. Von ihren beiden Kindern umgeben, beschäftigte sie sich viel mit dem Manne, der auch nach seiner Trennung von ihr ihre ganze Seele füllte, und der jetzt einsehen mochte, daß auch eine Verschwägerung mit den alten Dynastien gegen den festen Willen Europa's nichts vermöge, und daß man für den Thron einen Erben haben könne, ohne für den Erben einen Thron zu haben. Alle die glänzenden Berechnungen bei seiner Scheidung und Wiedervermählung hatten sich als falsch erwiesen, und er mußte es im folgenden Jahre erleben, daß seine Gemahlin Marie Luise ihm von Wien aus sagen ließ, sie schmeichle sich, daß er in eine freundschaftliche Trennung willige und ihr nicht böse darüber sein werde. Josephine war gerächt.

Es war ihr auf dem Sterbebett eine Genugthuung, sagen zu können: „Ich habe das Glück Frankreichs gewollt; ich habe alles gethan, um es zu bewirken, und ich kann mit Wahrheit sagen, nie hat die erste Gemahlin Napoleon Bonaparte's Thränen fließen lassen.“ Ihre Tochter mußte sein Bild von der Wand nehmen und es auf

ihr Bett bringen. Noch im Todeskampfe war er ihr einziger Gedanke. „Elba! Napoleon!“ waren ihre letzten Worte. Am 29. Mai 1814 starb sie in den Armen ihrer Kinder und umgeben von treuen Freunden. Wenige Minuten nach ihrem Hinscheiden kam Alexander in Malmaison an und konnte beim Anblick ihrer sterblichen Hülle seine Rührung nicht zurückhalten. „Sie ist nicht mehr,“ sagte er, „diese Frau, welche Frankreich die Wohlthätige nannte; sie ist nicht mehr, dieser Engel der Güte; aber diejenigen, welche sie gekannt haben, werden nie vergessen, daß Josephine gelebt hat.“ Am 2. Juni wurde ihr Leichnam unter dem Zudrang einer ungeheuren Menschenmenge in der Pfarrkirche des benachbarten Dorfes Ruel beigesetzt. Ein glänzendes Gefolge von französischen und auswärtigen Berühmtheiten, unter denen sich Alexander durch General Sacken, der König von Preußen durch den Prinzen von Mecklenburg vertreten ließ, begleitete den Sarg. Ein einfacher Stein bedeckt die Stelle, wo die schöne Kreolin ruht. Am 20. Oktober 1837 wurde an ihrer Seite ein zweiter Sarg eingesenkt, und in ihm lag die sterbliche Hülle der Königin Hortense, der Mutter des Kaisers Napoleon des dritten.





Königin Luise.





## Königin Luise.

---

**L**is Weimar hatte die Königin ihren Gemahl begleitet. Am 13. Oktober 1806 wollte sie ihm Nachmittags nach Auerstädt folgen. Sie war schon unterwegs. Da hieß es, die Franzosen ständen schon auf den Höhen hinter Kösen, die Straße sei nicht mehr sicher. Der Wagen mußte umwenden, und die Königin fuhr nach Weimar zurück. Dort traf sie den General von Rüchel. Dieser drang in sie, den Gefahren, welche die Nähe des Feindes für sie habe, sich nicht unnöthigerweise länger auszusetzen und die Rückreise nach Berlin anzutreten. Dieselbe war, wenn man vor feindlichen Streiffcharen sicher sein wollte, nur auf einem großen Umwege möglich. Rüchel nahm die Karte zur Hand und entwarf die Reiseroute und die Quartiere. Die Reise sollte über Mühlhausen, Braunschweig, Magdeburg, Brandenburg gehen. Man brauchte vier Tage Zeit dazu.

Am Morgen des 14. Octobers fuhr der Wagen von Weimar ab. Als Reisegefährtin befand sich bei der Königin die Gräfin Lisinka Tauentzien. Eine Abtheilung Kürassiere bildete einige Meilen weit die Bedeckung. Dichter Nebel lag auf der Landschaft und stimmte die Reisenden zu traurigen Gedanken. Aus der Ferne hörte man Kanonendonner. Es waren die Kanonen der Schlacht von Jena und Auerstädt. Die Königin zitterte für ihren Gemahl, für den Vater ihrer Kinder. Wußte sie doch, daß er in der Schlacht vor keiner Gefahr zurückstehte, daß er auf dem Felde der Ehre einer der vordersten war! Er war ein Hohenzoller, ein Enkel des großen

Friedrich und des großen Kurfürsten. Damit war ihm sein Weg vorgezeichnet. Königin Luise konnte und wollte sich ihn nicht anders denken; aber den Gemahl, mit welchem die innigsten Gefühle der Liebe und Achtung sie verbanden, in Gefahren zu wissen und diese nicht mit ihm theilen zu können, das war es, was die edle Frau so tief bewegte. Die Schlacht wüthete am 14. fort, und der Wagen rollte weiter.

Die Königin litt, wie sie selbst sagte, „unfäglich“ auf dieser Fahrt „zwischen den Bergen der Hoffnung und den Abgründen des Zweifels hindurch“. In den Städten, durch welche die Fahrt gieng, hörte sie die widersprechendsten Gerüchte: hier sprach man von einem Siege, dort von einer Niederlage. Am vierten Reisetage, am 17. Oktober, fuhr der Wagen in der Nähe von Brandenburg. Ein reitender Bote jagte hinter ihm her. Der Oberst von Kleist, Adjutant des Königs, hatte denselben abgeschickt. Der Reiter kam an den Wagenschlag und übergab der Königin einen Brief. Rasch öffnete sie ihn, durchslog ihn und war wie vernichtet. Er enthielt nur die wenigen Worte: „der König lebt — die Schlacht ist verloren.“ Schreckliche Bilder der Gegenwart und der Zukunft sah sie vor sich. Sie wußte ja, was es hieß, der Besiegte Napoleon's zu sein, wußte ja, mit welcher grenzenlosem Uebermuth dieser gefühllose Eroberer die Fürstenhäuser und die Völker zu behandeln, welche Friedensbedingungen er zu diktiren pflegte. Der Wagen fuhr rasch über Potsdam nach Berlin. Spät Abends am 17. kam die Königin in Berlin an. Sie traf ihre Kinder nicht mehr dort. Denn am Morgen des 17. war der Lieutenant von Dorville, Adjutant des Feldmarschalls von Möllendorf, welchen der König als Ueberbringer der Unglücksbotschaft vom Schlachtfelde nach Berlin abgesandt hatte, daselbst angekommen, und unmittelbar darauf hatte der Gouverneur, Graf von der Schulenburg, die sofortige Abreise der königlichen Kinder nach Schwedt (an der Oder) angeordnet. Kaum hatte die Königin das Palais betreten, so ließ sie, von der Ankunft des Lieutenant Dorville unterrichtet, diesen zu sich rufen. „Wo ist der König?“ fragte sie ihn. „Das weiß ich nicht, Majestät,“ erwiderte Dorville. „Aber, mein Gott, ist der König denn nicht bei der Armee?“ fragte sie weiter. „Bei der Armee?“ antwortete Dorville, „sie existirt nicht mehr“.

Verwirrung und Verzweiflung herrschten in Berlin. Je größer vorher das Vertrauen auf den Sieg gewesen war, desto erschütternder wirkte nun die Nachricht von der Niederlage. Nach einer qualvollen Nacht ließ die Königin am 18. früh 6 Uhr den königlichen Leibarzt, Dr. Hufeland, rufen. Derselbe traf sie, wie er schreibt, mit verweinten Augen, aufgelösten Haaren, in voller Verzweiflung. „Alles ist verloren. Ich muß fliehen und zu meinen Kindern eilen, und Sie müssen uns begleiten,“ sagte sie zu dem Eintretenden. Um 10 Uhr waren die Wagen bereit, und die Königin fuhr nach Schwedt zu ihren Kindern. Der Anblick derselben erneuerte und verstärkte die Schmerzen der verzweifelnden Königin. „Ihr seht mich in Thränen. Ich beweine den Untergang der Armee. Sie hat den Erwartungen des Königs nicht entsprochen.“ Mit diesen Worten begrüßte sie die der Mutter zärtlich entgegeneilenden Kinder, die gewohnt waren, sie nur heiter und lächelnd, nicht in Thränen zu sehen.

Besonders bedeutungsvoll sind die Worte, welche sie zu ihren beiden ältesten Söhnen, dem damals 11 jährigen Friedrich Wilhelm und dem 9 jährigen Wilhelm, im Beisein der Erzieher derselben sprach: „Ich sehe ein Gebäude an einem Tage zerstört, an dessen Erhöhung große Männer zwei Jahrhunderte hindurch gearbeitet haben. Es gibt keinen preussischen Staat, keine preussische Armee, keinen Nationalruhm mehr. Ach, meine Söhne, Ihr seid in dem Alter, wo Euer Verstand die großen Ereignisse, welche uns jetzt heimsuchen, fassen kann. Mußt künftig, wann Eure Mutter nicht mehr lebt, diese unglückliche Stunde in Euer Gedächtniß zurück! Weinet meinem Andenken Thränen, wie ich sie in diesem Augenblicke dem Umsturze meines Vaterlandes weine! Aber begnügt Euch nicht mit Thränen allein! Handelt, entwickelt Eure Kräfte! Vielleicht läßt Preußens Schutzgeist sich auf Euch nieder! Befreit dann Euer Volk von der Schande, dem Vorwurf und der Erniedrigung, worin es schmachtet! Suchet den jetzt verdunkelten Ruhm Eurer Vorfahren von Frankreich zurückzuerobern, wie Euer Urgroßvater, der große Kurfürst, einst bei Fehrbellin die Niederlage und Schmach seines Vaters an den Schweden rächte! Lasset Euch, meine Prinzen, nicht von der Entartung dieses Zeitalters hinreißen! Werdet Männer und geizet nach dem Ruhme großer Feldherren und Helden!

Wenn Euch dieser Ehrgeiz fehlte, so würdet Ihr des Namens von Prinzen und Enkeln des großen Friedrich unwürdig sein. Könnt Ihr aber mit aller Anstrengung den niedergebeugten Staat nicht wieder aufrichten, so sucht den Tod, wie ihn Louis Ferdinand gesucht hat!" Diese Worte athmen eine antike Größe und erinnern an das klassische Wort jener Spartanerin, welche ihrem ins Feld ziehenden Sohne den Schild mit den Worten übergab: „Entweder mit diesem oder auf diesem!"

Von Schwedt reiste die Königin nach Stettin. Dort ließ sie den Kabinettsrath Lombard, welcher allgemein für einen Verräther gehalten wurde und vor den drohenden Ausbrüchen der Volkswuth aus Berlin geflohen war, verhaften. Der König hob zwar diesen Befehl, zu dessen Ertheilung seine Gemahlin allerdings nicht autorisirt war, wieder auf; doch entband er Lombard seiner amtlichen Funktionen und ließ ihn nie mehr vor sich. Vom Schlachtfeld von Jena hatte sich der König nach Sömmerda begeben und sammelte hier einzelne zersprengte Truppenabtheilungen. Auf die Nachricht, daß der Feind ihn in der rechten Flanke schon umgangen habe, gieng er, von einer Schwadron Dragoner begleitet, nach Magdeburg, erreichte in der Nacht auf den 20. Oktober Berlin, betrat aber die Stadt nicht und kam am Vormittag dieses Tages in der Festung Küstrin an. Abends 10 Uhr traf auch die Königin dort ein. Nur acht Tage, vom 13. bis 20. Oktober, hatten sie sich nicht mehr gesehen; aber ein Abgrund lag zwischen diesen beiden Terminen. Und doch war damit die Passionszeit noch nicht erschöpft; sie sieng erst recht an; die Hiobsbotschaften mehrten sich von Tag zu Tag, und die unglückliche Königin hatte Mühe, sich aufrecht zu erhalten. Denn sie war zu sehr mit der Dynastie und dem Staate verwachsen, hatte ein zu feines Gefühl für die Ehre und den Ruhm der preußischen Armee, verabshente zu sehr alles Schlechte, also auch die Gewaltthaten und Brutalitäten des französischen Kaisers, als daß sie nicht beim ersten Sturm, der über ihr Land hereinbrach, in ihren heiligsten Gefühlen und Anschauungen auf's tödtlichste sich hätte verletzt fühlen müssen. Die ihr angeborene Heiterkeit und Lebenslust war gebrochen; sie konnte auf Augenblicke vergessen und in ihrem Familienkreise sich recht glücklich fühlen; aber verschmerzen das Unglück konnte sie nie mehr. Und doch hatte sie so schöne, so sonnige Tage hinter sich,

und ihr ganzes Wesen war darauf angelegt, glücklich zu machen und glücklich zu sein.

Königin Luise Auguste Wilhelmine Amalie war am 10. März 1776 in Hannover geboren. Ihr Vater war der Prinz Karl von Mecklenburg-Strelitz, welcher später Herzog und erster Großherzog dieses Landes wurde; damals war er als Schwager des Königs Georg III. von England Generalgouverneur von Hannover; ihre Mutter war die Prinzessin Friederike von Hessen-Darmstadt. Dieselbe starb schon am 22. Mai 1782, worauf der Vater im Jahre 1784 sich mit deren Schwester, der Prinzessin Charlotte, vermählte. Aber schon im December des folgenden Jahres starb auch diese zweite Mutter. Nun gab der Vater seine Stellung in Hannover auf, zog mit seiner zahlreichen Familie nach Darmstadt und übergab die Prinzessinnen der liebevollen und verständigen Großmutter, der Landgräfin Marie von Hessen-Darmstadt, zur Erziehung. Vom Jahre 1786 bis 1793 lebte Luise am Hofe ihrer Großmutter in Darmstadt. Sie wuchs in bescheidenen Verhältnissen auf; man sah sie wohl beschäftigt, wie sie die seidenen Schuhe mit eigenen Händen nähte oder irgend ein Kleidungsstück sich selbst verfertigte. Dieser lange Aufenthalt in Darmstadt wurde in den späteren Jahren auf angenehme Weise unterbrochen durch kleine Ausflüge oder größere Reisen. Wir finden die Prinzessin auf der Reise nach Straßburg und den Niederlanden, in Frankfurt bei den Krönungsfesten der Jahre 1790 und 1792, in Hildburghausen bei ihrer an den dortigen Herzog verheirateten Schwester. Sie hatte das Glück, eine sehr gediegene Erzieherin zu haben. Eine französische Schweizerin, Fräulein von Gélieu, wurde von der Großmutter für diesen Posten ausgewählt. Luise erkannte stets dankbar an, daß diese Erzieherin sie angeleitet habe, in den menschlichen Verhältnissen das Walten Gottes zu erblicken und den Armen und Nothleidenden ein theilnehmendes Herz zu zeigen. Die Prinzessin besuchte mit ihrer Erzieherin die Hütten der Armut, half so viel sie konnte, tröstete mit Worten, die von Herzen kamen, und entfaltete schon damals jene liebenswürdige Leutseligkeit, durch welche sie als Königin alle Herzen so sehr bezauberte. Nur eins beklagte Luise später, wann sie von ihrer Erziehung sprach: daß fast der ganze Unterricht ein französischer gewesen, das deutsche Wesen, die

damals mächtig aufblühende deutsche Literatur gar zu sehr vernachlässigt worden sei. Dies war ein Mißstand, der nicht bloß an dem Hofe zu Darmstadt, sondern wohl an allen damaligen deutschen Höfen zu rügen war. Die schmachvolle Zeit Ludwig's XIV. warf damals immer noch ihre Schatten über Europa. Welch liebevolles Wohlwollen das preussische Königshaus der einstigen Erzieherin der Königin bewahrte, konnte man am 12. Juli 1814 sehen, wo Friedrich Wilhelm III., vier Jahre nach dem Tode seiner Gemahlin, auf der Heimkehr von Paris, nebst seinem zweitältesten Sohne Wilhelm in das Pfarrhaus zu Colombier bei Neuchâtel eintrat, um mit Fräulein von Gélien, die dort bei ihrem Bruder wohnte, wehmüthige Erinnerungen an das Theuerste, was er auf Erden sein genannt hat, auszutauschen. Auf die Charakterbildung der Prinzessin übte die Erzieherin einen entschieden günstigen Einfluß. Von Zwang, von Befehl war hier keine Rede; die Erzieherin suchte durch verständige Gründe zu überzeugen oder appellirte an das zarte, rücksichtsvolle Herz der Prinzessin. Auf der Reise nach Straßburg äußerte letztere den Wunsch, die Plattform des Münsters zu besteigen. Der guten Großmama war es zu beschwerlich, die 325 Stufen zu erklimmen, und so übergab sie die theure Enkelin der Obhut der Erzieherin. Die Prinzessin war von der Aussicht auf die Alpen, den Jura, die Vogesen und das Rheinthäl so entzückt, daß sie Lust bekam, einen noch tieferen Einblick in die Wunder der Natur zu thun, und auch vollends die weiteren 400 Stufen bis zur Krone des Münsterthurms ersteigen wollte. Fräulein von Gélien war mit diesem Vorschlag nicht einverstanden, glaubte auch nicht, daß die Landgräfin dieses weitere, höchst ermüdende Aufsteigen billigen würde; doch wollte sie die Sache nicht mit einem einfachen „Nein“ abmachen, und so sagte sie in ihrer feinen Weise: „das Steigen ist mir beschwerlich; aber meine Pflicht ist es, Sie nicht allein gehen zu lassen, und so werde ich Ihnen folgen.“ Sofort verzichtete Luise auf die Erfüllung ihres Wunsches und erwiderte: „Ach nein, Sie haben ja wegen meiner schon bis hieher steigen müssen!“

Das Jahr 1793 wurde entscheidend für den Lebensgang der Prinzessin. Auf der Rückkehr von ihrem Ausflug nach Hildburghausen kam die Landgräfin von Hessen-Darmstadt mit ihren beiden Enke-

linnen, Louise und Friederike, nach Frankfurt, um sich und diese dem dort verweilenden König von Preußen vorzustellen. Frankfurt, das wenige Monate vorher von den Preußen erstürmt worden war, war damals das Hauptquartier der Verbündeten. Der König mit seinen beiden Söhnen, dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm und dem Prinzen Ludwig, befand sich im Hauptquartier, um an der Belagerung der Festung Mainz und an dem weiteren Feldzug dieses Jahres theilzunehmen. Die Landgräfin besuchte den König, fuhr mit ihren Enkelinnen ins Theater und wollte sofort nach Darmstadt weiter reisen. Auf die Einladung des Königs, nach dem Schauspiel bei ihm zu speisen, blieb sie in Frankfurt. Luise und Friederike sahen an diesem Abend die preussischen Prinzen zum erstenmal; Luise war 17, Friederike 15 Jahre alt. Der Eindruck, den diese jugendlichen Gestalten mit ihrem unbefangenen Wesen, ihrer natürlichen Anmuth, ihrer seelenvollen, melodischen Stimme auf die Prinzen machten, war ein überwältigender, und je mehr diese gewahrt wurden, daß dieses reizende Aeußere das Abbild der reinsten und edelsten Seelen war, desto nachhaltiger war dieser erste Eindruck. Der Kronprinz fühlte sich zu Luise so hingezogen, daß es ihm war, als würde eine innere Stimme zu ihm sagen: „Die ist es, oder keine sonst auf Erden!“ Gerade so gieng es dem Prinzen Ludwig mit Friederike. Der König war mit der Wahl seiner beiden Söhne einverstanden. Vier Wochen darauf wurde die Doppel-Verlobung in Darmstadt gefeiert. Von da begaben sich die Prinzen wieder zur Armee, welche im Herbst dieses Jahres die Treffen bei Birnmasens und bei Kaiserslautern gewann. Im November verließen sie das Hauptquartier, begrüßten unterwegs den Hof in Darmstadt und kamen am 8. December nach Berlin zurück, wo inzwischen bereits das Palais des Kronprinzen für das junge Fürstenpaar hergerichtet war.

Am 17. December 1793 verließ Luise mit ihrer Schwester Friederike das heimatliche Darmstadt. In Begleitung ihres Vaters und ihrer Großmutter reisten die Prinzessinnen nach Berlin, wo am 24. December die Vermählung des Kronprinzen mit der Prinzessin Luise, am 26. die des Prinzen Ludwig mit der Prinzessin Friederike gefeiert werden sollte. Am 21. December trafen sie in Potsdam ein, wo die Prinzen ihre fürstlichen Bräute empfingen.



Der feierliche Einzug in Berlin erfolgte am 22. December. Die ganze Stadt nahm daran theil. Gleich das erste Auftreten der Prinzessin Luise eroberte ihr die Herzen der Berliner, wenn es sie auch in Konflikt mit dem Hofceremoniel brachte. An einer Ehrenpforte war eine Schar Kinder aufgestellt. Eines derselben, ein kleines, liebliches Mädchen, näherte sich der Prinzessin, übergab ihr eine Krone von blühenden Myrten und sprach mit viel Anmuth und Ausdruck ein Festgedicht. Dem Drange ihres Herzens folgend neigte sich die aufs freudigste bewegte Prinzessin zu dem Kinde nieder, schloß es in ihre Arme und küßte es. Die Oberhofmeisterin, Gräfin von Voß, welche hinter der Prinzessin stand, eine würdige und feingebildete, aber von dem Studium der Hofetikette ganz erfüllte Dame, sah mit Schrecken das Beginnen der Prinzessin und wollte sie zurückziehen; aber sie kam damit zu spät; das Entsetzliche, daß die künftige Kronprinzessin und Königin von Preußen ein einfaches Bürgerkind küßte, war bereits geschehen. „Mein Gott, was haben Eure königliche Hoheit gethan? Das ist gegen alle Etikette!“ sprach seufzend die Oberhofmeisterin, aus diesem Debüt auf den Beginn eines schweren Amtes schließend. Mit unbefangener Miene wandte sich die Prinzessin um und fragte: „Wie? darf ich das nicht mehr thun?“

Die Vermählungsfeierlichkeiten giengen vor sich und dauerten bis zum Schluß des Jahres. Der Kronprinz und die Kronprinzessin richteten ihren Hausstand ein und verbannten von demselben, soviel sie nur konnten, die Fesseln der Hofetikette. Friedrich Wilhelm, welcher eine übertrieben und ungeschickt strenge Erziehung genossen hatte und in Folge dessen schon in der Jugend wortkarg und verschüchtert wurde, dabei aber äußerst wohlwollend und, wo er Sympathie fand, heiter und mittheilsam war, fühlte sich äußerst glücklich, dem Geräusch des Hoflebens entfliehen und sich in sein stilles, behagliches Heim zurückziehen zu können, wo er sich vor niemand einen Zwang anzuthun brauchte. Das eheliche Leben des kronprinzlichen Paares war das Muster eines kerndeutschen Familienlebens. Die von Frankreich herübergekommene Unsitte, daß vornehme Ehegatten sich mit „Sie“ anredeten, fand in diesen Räumen keine Geltung; das trauliche „Du“ war vom ersten Tage an eingeführt; bei Ausfahrten, bei ländlichen Festen bemerkte man kein

Gepränge, nichts Ceremoniöses, nur lautere Herzlichkeit und Heiterkeit. „Bin von allen Seiten ohnehin schon genug beengt und molestirt“, sagte der Kronprinz, „will wenigstens in meinem häuslichen Leben meiner Neigung folgen und die Freiheit und Unabhängigkeit haben, die jeder Privatmann genießt.“ „Gott sei Dank, daß Du wieder meine Frau bist!“ konnte er nach einem Hoffest, wann sie wieder zu Hause waren, sagen. „Bin ich denn das nicht immer?“ hörte man dann die lächelnde Luise fragen. „Ach nein, Du mußt nur zu oft Kronprinzessin sein.“

König Friedrich Wilhelm II. war seiner Schwiegertochter sehr gewogen. Er wußte ihre hohen Vorzüge zu schätzen und nannte sie mit freudiger Genugthuung „die Fürstin der Fürstinnen“. Als sie am 10. März 1794 zum erstenmal als Kronprinzessin ihr Geburtstagsfest feierte, schickte er ihr die Schlüssel des Schlosses Oranienburg, das an der Havel liegt und einen angenehmen Park hat. Dies sollte nun ihr Eigenthum und ihre Sommerresidenz sein. Der König kam selbst, um ihr seinen Glückwunsch darzubringen, und fragte sie, ob sie noch einen Wunsch habe. „Ich habe alles, was ich auf Erden wünschen kann,“ antwortete sie, „und Ihre Güte macht das Maß meines Glückes voll; aber da ich so glücklich bin, so möchte ich auch andere glücklich machen, und so bitte ich um eine Hand voll Gold für die Armen von Berlin.“ „Wie groß denkt sich denn das Geburtstagskind diese Hand voll Gold?“ fragte der König lächelnd. „So groß wie das Herz des gütigsten der Könige,“ erwiderte die Kronprinzessin. Ihre Rücksicht gegen andere, welche weit niederer standen als sie, und ihre Aufmerksamkeit und Zuverlässigkeit gegen Bekannte und Freunde war unbegrenzt. Einer Bürgersfrau, welche auf dem Weihnachtsmarkt vor einer Bude stand und plötzlich Luise mit ihrem Gemahl hinter sich sah und deshalb zurücktreten wollte, sagte sie: „Stehen bleiben, liebe Frau! Was würden die Verkäufer sagen, wenn wir ihnen die Käufer verschrecken wollten?“ Als ihr gleichzeitig mitgetheilt wurde, daß ihr Hoffschuhmacher und ein Graf im Vorzimmer warteten, ließ sie jenen zuerst eintreten, indem sie sagte: „Dem Meister ist seine Zeit gewiß kostbarer als dem Grafen, und wenn der Mann stundenlang auf meine Bestellungen warten soll, was hat er dann von der Ehre, Hoffschuhmacher zu sein? Der Meister soll kommen, und der Herr Graf

mag warten!" Zu der Frau eines Staatsministers, welche sie bei einem Ballfest am Portal ihrer Wohnung empfing, äußerte sie: „Nehmen Sie nicht übel, daß wir so spät kommen; mein Mann hatte noch Geschäfte.“ Einem bejahrteren Manne, der auf den Abend zu ihr eingeladen war, schrieb sie auf die von der Oberhofmeisterin ausgestellte Einladungskarte noch die Worte: „Ich bitte Sie, kommen Sie in Stiefeln! Die seidenen Strümpfe sind gefährlich für Ihre Gesundheit, und da ich meine alten Freunde liebe, so möchte ich auch für dieselben Sorge tragen.“ Dem alten General Köckeritz, welcher bei ihrem Landaufenthalt der tägliche Tischgast ihres Gemahls war, aber jedesmal unmittelbar nach dem letzten Gericht sich entfernte, um die ihm unentbehrliche Pfeife zu rauchen, brachte sie, sobald sie den Grund seines Fortgehens erfuhr, selbst eine gestopfte Pfeife, einen brennenden Wachstock und einen Fidibus und sprach zu ihm: „Mein, lieber Köckeritz, heute sollen Sie uns nicht wieder desertiren! Heute mögen Sie hier bei uns Ihre gewohnte Pfeife rauchen!“ Oranienburg war dem Kronprinzen und der Kronprinzessin zu schloßartig und die Umgebung zu geräuschvoll. Sie wünschten sich ein einfacheres Wohngebäude und ein heimlicheres Plätzchen. Daher kaufte der Kronprinz das herrschaftliche Gut Pareß an der Havel nebst dem dazu gehörigen Dorfe um 30 000 Thaler, ließ das gutherrliche Wohnhaus abbrechen und ein neues in einfach-ländlichem Stile bauen. „Nur immer denken, daß Sie für einen schlichten Gutsherrn bauen!“ sagte der Kronprinz zu dem Oberbaurath, scherzte wohl auch später, wo er auch als König in dem stillen Pareß am liebsten seinen Landaufenthalt nahm, „er wolle hier nur als Schulze von Pareß angesehen sein.“ Und Luise, so ganz harmonisch mit ihrem Gemahl, gab als Königin auf die Frage einer fremden Fürstin, „ob es Ihrer Majestät denn nicht langweilig werde, Wochen und Wochen in dieser ländlichen Einsiedelei zuzubringen?“ die Antwort: „Ach nein, ich bin ganz glücklich als gnädige Frau von Pareß.“

Dieses häusliche Glück wurde durch Todesfälle hart gestört. Am 28. December 1796 starb Prinz Ludwig am Nervenfieber, seine Gemahlin Friederike als eine achtzehnjährige Witwe hinterlassend. Dieselbe vermählte sich zum zweitenmal im Jahre 1798 mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Solms-Braunfels, und als dieser

1814 starb, vermählte sie sich zum drittenmal 1815 mit dem englischen Prinzen Ernst August, Herzog von Cumberland, und wurde als dessen Gemahlin 1837 Königin von Hannover. Am 13. Januar 1797 starb die 82jährige Witwe Friedrich's des Großen, Elisabeth Christine, die edle, stille Dulderin. „Nun komm ich dran,“ sagte der König auf die Nachricht von diesem Todesfall. Die Entbindung der Kronprinzessin von einer todtten Tochter im Oktober 1794, was wohl die Folge eines Falles auf der Treppe war, war ein harter Schlag für das hoffende Ehepaar. Um so größer war die Freude, als die Kronprinzessin am 15. Oktober 1795 einen Prinzen gebar, den nachherigen König Friedrich Wilhelm IV.; als am 22. März 1797 der zweite Sohn folgte, der nachherige König und Kaiser Wilhelm, und am 13. Juli 1798 die erste Tochter zur Welt kam, die Prinzessin Charlotte, für den russischen Kaiserthron bestimmt. Außerdem gingen noch folgende Kinder aus dieser Ehe hervor: 1801 der Prinz Karl, 1803 die Prinzessin Alexandrine, 1808 die Prinzessin Luise und 1809 der Prinz Albrecht, die beiden letzten zu Königsberg in den Unglücksjahren geboren.

Groß war die Unruhe der Kronprinzessin, als ihr Gemahl im Jahre 1794 bei dem Aufstand der Polen, auf welchen die dritte und letzte Theilung Polens folgte, sich auf den Kriegsschauplatz begab. Sie fühlte sich damals zum erstenmal Mutter und erhielt die Nachricht, daß der Kronprinz bei der Erstürmung einer feindlichen Schanze die nächste Colonne nach dem König geführt habe. Aber schon damals zeigte sie den starken Muth und das feine Gefühl für Ehre, wodurch sie bei den schweren Schlägen von 1806 und 1807 nicht bloß unter den Frauen, sondern unter den Männern sich ausgezeichnet hat. Sie sprach auf jene Nachricht: „Ich zittere vor jeder Gefahr, der mein Mann sich aussetzt; aber ich sehe ein, der Kronprinz, der erste nach dem König auf dem Thron, muß auch der erste nach ihm im Felde sein.“

Die Voraussagung des Königs, daß nach dem Tode seiner Tante die Reihe an ihn kommen werde, traf ein. Am 16. November 1797 starb Friedrich Wilhelm II. Sein ältester Sohn bestieg nun als Friedrich Wilhelm III. den Thron, und Luise wurde Königin von Preußen. Sie begleitete im Sommer 1798 ihren Gemahl zur Huldigung nach Königsberg, Warschau und Breslau.

Nach ihrer Rückkehr erfolgte auch die Hulldigungsfeier in Berlin. Für ihr häusliches Leben hatte diese Veränderung in ihrer äußeren Stellung zunächst keine weiteren Folgen. Die Staatsgeschäfte und die Repräsentation nahmen wohl den König mehr in Anspruch; im übrigen aber lebte das neue Königspaar in seinem schönen Familienkreis gerade so einfach wie vorher. Nicht der Glanz, nicht die Vergnügungen des Hoflebens erfüllten die junge Königin mit Freude, sondern das eine, daß sie nun für ihre Wohlthaten an die Armen über mehr Mittel zu gebieten habe. Mitten unter den Berliner Hulldigungsfeierlichkeiten schrieb sie ihrer Großmutter in Darmstadt: „Ich bin Königin, und was mich dabei am meisten freut, ist die Hoffnung, daß ich nun meine Wohlthaten nicht mehr so ängstlich werde zu zählen brauchen.“ Aber sie hatte anfangs als Königin nicht mehr Schatullengelder als früher: tausend Thaler monatlich. Nach einigen Jahren betrug ihre Schulden dreimal so viel als ihr Jahrgeld. Das war ihr denn doch unangenehm und kam ihr nicht sehr königlich vor. Natürlich die Armen durften deswegen nicht zu kurz kommen! Sie bat also den damaligen Kabinettsrath, dem König mitzutheilen, daß sie als Königin bei den erhöhten Ansprüchen an sie mit dem Einkommen der Kronprinzessin doch unmöglich auskommen könne. Der König brachte die Sache wieder in Ordnung und verfügte, daß sie künftig alle ihre Ausgaben genau notiren und aus seiner Schatulle bezahlen lasse. Hieron mußten dem König die Rechnungen vorgelegt werden, und die Rubrik „Vorschüsse“ duldete er dabei nicht. Der mit den Rechnungen beauftragte Beamte machte die Königin auf die Unzulässigkeit dieser Vorschüsse und auf die Höhe der Summen aufmerksam und sagte: „Wahrhaftig, Majestät, das geht nicht länger so, Sie geben sich noch arm.“ Darauf erwiderte sie: „Ich liebe meine Kinder, und das Wort Landeskind hat für mich einen süßen Klang. Ich muß helfen überall, wo es Noth thut.“ „Nun gut, Majestät, dann will ich's dem König sagen,“ antwortete der Beamte. „Aber doch so, daß er ja nicht böse wird!“ versetzte die Königin. Der gute König wurde nicht böse, und Luise fand wenige Tage darauf die leere Schublade ihres Schreibpultes aufs neue gefüllt.

Die Königin beschäftigte sich in jenen Jahren viel mit der Lektüre der Klassiker. Sie studirte Herder, Göthe, Schiller, Jean

Paul, mit welchem letzterem sie schon früher persönlich bekannt geworden war, las die alten griechischen Tragiker und Shakespeare in Uebersetzungen, beschäftigte sich auch mit der Geschichte des Alterthums und der englischen Geschichte, in den späteren Jahren, nach der Katastrophe von Jena und Tilsit, vorzugsweise mit der Deutschen Geschichte, um ihren politischen Blick zu schärfen und ihren Muth und ihre Ausdauer zu stärken. Oberflächlichkeit und Vielwifferei, mit der die Eitelkeit prunkte, waren ihr zuwider; sie las nur solche Schriften, welche nicht bloß den Geist ausbildeten, sondern auch das Herz veredelten und den Charakter festigten. Hand in Hand mit der Lektüre gieng die schriftliche Darstellung; sie schrieb Tagebuchblätter, Aufsätze und Briefe, kostbare Blätter für das genauere Verständniß dieses so reich angelegten Lebens und für das Studium der Zeitgeschichte. Auch liebte die Königin die Musik und sang gerne vaterländische Lieder.

Inzwischen kam das Jahr 1805 heran. Die dritte Coalition war geschlossen, Oestreich und Rußland hatten sich mit England und Schweden verbündet, um den Eroberungsgelüsten des französischen Soldatenkaisers einen Damm entgegenzusetzen. Alles rüstete sich zum Krieg; nur Preußen blieb neutral. An Aufforderungen zur Waffengenossenschaft fehlte es nicht. Napoleon suchte durch seinen Bevollmächtigten, den General Duroc, den König Friedrich Wilhelm III. zu einer Allianz mit Frankreich zu bewegen und bot als Preis dafür Hannover an; östreichische und russische Unterhändler bemühten sich, den König für die Coalition zu gewinnen. Der König konnte sich weder zu dem einen noch zu dem anderen entschließen und wollte aus seiner Neutralität nicht heraustreten. Ihre Aufrechterhaltung wurde ihm von beiden Seiten schwer gemacht. Kaiser Alexander ließ ihm anzeigen, er werde 100 000 Mann durch Südpreußen und Schlesien zu den Oestreichern stoßen lassen. Gab dies der König zu, so hatte er am folgenden Tage Krieg mit Frankreich. Abgesandte wurden zu Alexander und nach Wien geschickt, um die Gefahr abzuwenden. Da gieng Napoleon noch um einen bedeutenden Schritt weiter. Ohne auch nur die geringste Anzeige zu machen, geschweige denn anzufragen, ließ er ein französisches Corps unter Bernadotte am 3. Oktober durch das zu Preußen gehörige Ansbach marschiren, um einen Umweg zu ersparen und

diese Truppen rascher auf den Kriegsschauplatz zu führen. Auf die Protestation der preussischen Behörden zu Ansbach wurde nicht gehört. Die Nachricht von dieser frivolten Gebietsverletzung rief in Berlin einen Sturm von Entrüstung hervor. Der König erklärte, ohne eine eklatante Genugthuung sei der Krieg mit Frankreich nicht mehr zu vermeiden. Und doch bestand die ganze Genugthuung darin, daß Napoleon in einem Schreiben an den König den ganzen Vorfall als eine Bagatelle behandelte. Diese Stimmung glaubten Rußland und Oestreich rasch benützen zu müssen, um Preußen offen auf ihre Seite herüberzuziehen. Kaiser Alexander und Erzherzog Anton, der Bruder des Kaisers Franz, fanden sich in Berlin ein. Das Resultat der Verhandlungen war der Abschluß des Potsdamer Vertrags vom 3. November. Diesem zufolge sollte Preußen als vermittelnde Macht zwischen Napoleon und den Verbündeten auftreten und ersterem bestimmte Friedensbedingungen vorlegen. Sollte Napoleon dieselben bis zum 15. December nicht annehmen, so versprach Preußen mit 180 000 Mann in's Feld zu rücken und zu den Verbündeten zu stoßen. Bevor Kaiser Alexander von Potsdam abreiste, wünschte er die Gruft Friedrich's des Großen zu sehen. Nach Mitternacht begab er sich in die Garnisonskirche und in die erleuchtete Gruft. Er küßte den Sarg, reichte dem König über den Sarg hinüber die Hand und schwur ihm ewige Freundschaft. Unmittelbar vom Sarg und von der Kirche aus bestieg er den Reisewagen und fuhr zur Armee.

Mit der Ueberbringung der preussischen Vermittlungsvorschläge an Napoleon wurde derjenige Mann beauftragt, welcher vermöge seines Charakters und seiner politischen Gesinnungen zu einer solchen Sendung am wenigsten taugte. Dies war Graf Haugwitz, Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Freiherr von Stein bezeichnet denselben als einen Menschen, dessen Leben eine ununterbrochene Folge von Verschrobenheiten und Aeußerungen von Verderbtheit sei, als einen Mann ohne Wahrhaftigkeit, durch sinnliche Genüsse abgestumpft. Derselbe war ganz in den Händen des bereits angeführten Geheimen KabinetSraths Lombard, daher ihn die Berliner den „lombardischen Minister“ nannten. Von Lombard sagt Stein, er sei physisch und moralisch gelähmt, seine Kenntnisse beschränkten sich auf französische Schönegeisterei, an die Stelle des

moralischen Gefühles sei bei ihm eine vollkommene Gleichgiltigkeit gegen das Gute und Böse getreten; in die Hände eines solchen „Polisson“ sei die Leitung der diplomatischen Verhältnisse Preußens gelegt und zwar in einer Periode, die in der neueren Staatsgeschichte nicht ihres Gleichen finde. Wie dieser Lombard aus Frankreich abstammte, so der preussische Gesandte in Paris, Lucchesini, aus Italien. Alle diese Menschen, welchen noch der Kabinetstrath Beyme, ein kenntnißloser, übermüthiger und von der Unmoralität seiner Genossen angesteckter Mensch, beizuzählen ist, hatten für das Interesse und die Ehre Preußens kein Herz, hatten keinen anderen Zweck als sich möglichst lange oben zu erhalten, wobei es ihnen zuletzt nicht viel darauf ankam, ob sie in Berlin oder in Konstantinopel Minister und Kabinetsträthe waren. Ihr Einfluß war um so bedeutender, da zwischen dem König und den Ministern als eine trennende Wand die Kabinetsträthe waren; durch die Hände dieser Kabinettsregierung kamen die Vorschläge der Minister an den König, die auswärtige Politik wurde von jener vollständig geleitet. So kam es, daß einer „unwürdigen Schreiberclique“ gegenüber Männer wie Stein und Hardenberg, welche damals im Ministerium saßen, fast ganz ohne Einfluß waren; daß Männer, welche allein noch im Stande waren, den Staat zu retten, von elenden Intriganten und ausgetrockneten Egoisten sich über die Achsel ansehen lassen und Gewehr bei Fuß zusehen mußten, wie diese „Polisson's“ durch die Künste der Unfähigkeit und des Verraths den Staat dem Verderben zutrieben. Dieser sogenannten neutralen, besser gesagt: franzosenfreundlichen Partei stand eine nationale Partei, von Napoleon mit Vorliebe die „Kriegspartei“ genannt, gegenüber, welche ihren stärksten Anhang im Heere hatte und im Ministerium durch Stein und Hardenberg vertreten war. Als Führer dieser Partei wurde der Prinz Louis Ferdinand angesehen, der Sohn des jüngsten Bruders Friedrich's des Großen, ein reichbegabter Mann, von glühender Begeisterung für die Ehre des preussischen Staates und der preussischen Armee, welcher für seinen Thatendrang keinen entsprechenden Wirkungskreis fand und so der Versuchung unterlag, in einem Strudel von Genüssen seine Kraft zu vergeuden. Er tadelte jenes als höchste Weisheit gepriesene Regierungssystem, wonach Preußen der Freund aller auswärtigen Staaten sein wollte und dafür von



allen mit Mißtrauen angesehen wurde, und sagte: „Aus Liebe zum Frieden nimmt Preußen gegen alle Mächte eine feindliche Stellung an und wird einmal in derselben von einer Macht schonungslos überstürzt werden, wenn dieser der Krieg gerade recht ist. Dann fallen wir ohne Hilfe und vielleicht auch gar noch ohne Ehre.“ Drei Tage vor dem Treffen bei Saalfeld, in welchem er fiel, hörte man ihn klagen: „Ach, es steht schlecht mit uns, schlecht mit der ganzen preußischen Armee; ich halte sie für verloren, aber ich werde unsern Fall nicht überleben.“

Auf welcher Seite die Königin Luise stand, braucht nach der Charakteristik, die wir bereits von ihr gegeben haben, kaum noch gesagt zu werden: sie stand da, wo Preußens Ehre stand, und stand da mit der vollen Kraft ihrer großen Seele, festhaltend an dem Schiller'schen Wahrspruch: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre.“ Sie hatte sich indessen nie in Politik gemischt, hatte in dem süßen Glauben gelebt, daß ihrem Lande, an dessen Spitze ein so friedliebender König stand, der Friede werde erhalten bleiben, und sah nun auf einmal, daß auch „der Frömmste nicht im Frieden bleiben kann, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt.“ Sie empfand tief die Ansbach'sche Gewaltthat, faßte sie als eine persönliche Beleidigung ihres geliebten Gemahls auf, sah im Geiste schon eine Reihe von anderen, noch weit drückenderen Gewaltthaten nachfolgen und hatte schlimme Augenblicke, wo sie für ihr Preußen keinen Ausweg zwischen Untergang und Erniedrigung finden zu können meinte. Bei einer solchen Alternative war ihr Entschluß gefaßt: sie zog den Krieg, sie zog sogar den Untergang vor, stimmte für den Krieg, als Preußen an der Seite Oestreichs und Rußlands fechten konnte, stimmte aber auch für den Krieg, als Preußen allein stand. Wenn sie dabei, da sie ja die Organisation des Ganzen und die Beschaffenheit des Einzelnen nicht wohl beurtheilen konnte, die Kräfte Preußens überschätzte und die Armee von 1805 und 1806 noch für die Armee Friedrich's des Großen hielt, so war dies bei ihr als einer Frau nichts weniger als auffallend; aber die Generale hätten es wissen können, und noch leichter hätten sie erkennen können, daß zwischen der Armee des Prinzen Soubise, des Theaterhelden von Roßbach, und zwischen der des Kaisers Napoleon ein ganz ungeheurer Unterschied war.

Gneisenau schrieb im Herbst 1805: „Die Königin ist nun sehr für den Krieg gestimmt. Sie hat dem französischen Gesandten erklärt, der König würde sich selbst an die Spitze der Armee setzen und die Nation Gut und Leben wagen, um ihre Unabhängigkeit zu behaupten.“ Von ihren trüben Stimmungen geben die Worte Zeugniß, welche sie am 15. Oktober 1805 zum Kronprinzen, der damals 10 Jahre alt wurde und zum erstenmal in Uniform erschien, sprach: „Ich hoffe, mein Sohn, daß an dem Tage, wo Du Gebrauch machst von diesem Rocke, Dein einziger Gedanke der sein wird, Deine unglücklichen Brüder zu rächen.“

Haugwitz entsprach vollständig den Erwartungen, welche diejenigen, die ihn kannten, von ihm hegten; es kam ihm auch nicht darauf an, noch einige Schritte darüber hinauszugehen. Preußen hatte in jenen Tagen die Entscheidung des Feldzugs, ja das Schicksal Europas in seinen Händen. Wenn es die 180 000 Mann gegen Napoleon marschiren ließ, so konnte dessen Stellung eine sehr bedenkliche werden. Vor allem aber gehörte dazu rasches und entschlossenes Handeln. Haugwitz beeilte sich mit seiner Reise nicht, kam erst am 28. November in Brünn an, hatte hier seine erste Unterredung mit Napoleon, fand aber keine Zeit, in den vier Stunden, welche er bei dem Kaiser zubrachte, sich seiner Instruktionen im Sinne der Potsdamer Konvention zu entledigen, glaubte wohl auch, den Gewaltigen nicht mehr reizen zu dürfen, der bei der ersten Nachricht von dieser Konvention ausgerufen haben soll: „Der König von Preußen soll mir's vergelten!“ Am andern Tag ließ er sich durch das Vorgeben, daß er beim Ausbruch der Feindseligkeiten in Gefahr kommen könnte, nach Wien zu Talleyrand fortschicken, wartete dort, bis die Schlacht bei Austerlitz geschlagen, zwischen Napoleon und Oestreich ein Waffenstillstand geschlossen und das russische Heer zum Rückzug genöthigt war, und hatte erst am 13. December wieder eine Audienz bei Napoleon, der nun ganz andere Saiten aufzog. Zornig rief dieser ihm zu: „Es wäre ehrenvoller für Ihren Herrn gewesen, mir offen den Krieg zu erklären; er hätte dann seinen neuen Verbündeten wenigstens einen Dienst gethan. Aber Ihr wollt die Freunde von aller Welt sein; das ist nicht möglich; man muß zwischen mir und meinen Gegnern wählen. Ich will Aufrichtigkeit oder ich trenne mich von Euch; offene

Feinde sind mir lieber als falsche Freunde. Ich gehe auf meine Feinde los, wo sie sich immer finden werden.“ Darauf legte Napoleon dem preussischen Minister einen Vertrag vor, wonach Preußen ein Schutz- und Trugbündniß mit Frankreich eingehen, an Baiern und an Frankreich einige Gebiete abtreten und dafür den souveränen Besitz von Hannover erhalten sollte. Am nämlichen 15. December, an welchem Preußen nach dem Potsdamer Vertrag gegen Napoleon ins Feld rücken sollte, unterzeichnete Haugwitz den Schönbrunner Vertrag, wodurch Preußen auf die gleiche Linie wie Baiern und Württemberg herabgedrückt, der erste der Rheinbundstaaten, der erste Vasall Frankreichs werden sollte.

Groß war das Erstaunen in Berlin, als Haugwitz am 25. December den Bericht über seine Sendung abstattete und den neuen Vertrag vorlegte. Der König nahm denselben weder an, noch verwarf er ihn; denn zu letzterem war es bereits zu spät. Wer den Krieg nicht will, wenn die Partie zu 3 gegen 1 steht, der besinnt sich noch weit mehr, wenn das Verhältniß 1 zu 1 steht, und daß eine Verwerfung eine Kriegserklärung nach sich zog, war vorauszu sehen. So wollte denn der König Hannover vorläufig in militärische Verwahrung nehmen, aber ohne Einwilligung des Königs von England nicht in definitiven Besitz, wollte das Trug- und Schutzbündniß in eine einfache Freundschaftsverbindung abgeschwächt sehen und stellte noch manche andere Amendements zu dem Vertrag. Damit, glaubte man in Preußen, sei die Sache abgemacht, der Friede auf ewige Zeiten gesichert. Hannover wurde militärisch besetzt, im übrigen die Truppen wieder auf den Friedensfuß gesetzt. Auf's neue wurde Haugwitz zu Napoleon abgesandt, um mit ihm über die Modificationen des Schönbrunner Vertrages zu verhandeln. Bei seiner Ankunft in Paris hörte er, daß Napoleon diesen Vertrag bereits als nicht mehr bestehend ansehe. In der Audienz vom 6. Februar 1806 sagte der Kaiser zu Haugwitz: „Sie haben das Vertrauen Ihres Herrn nicht. Ich kenne den Eindruck, den der Vertrag in Berlin gemacht, die Berathungen, die darüber stattgefunden, und wie viele Mühe es Sie gekostet, den König endlich zu dieser sogenannten Ratification zu bringen. Mein Minister in Berlin wird mit Geringschätzung behandelt, Hardenberg ist nach wie vor der Leiter, und Eure Blätter sind erfüllt mit Sottisen gegen

Frankreich. Preußen hat kein Recht, etwas zu vollziehen, was es nicht ratificirt hat; keine Macht der Welt wird mich dazu bewegen, die Akte, die Sie mir überbringen, anzunehmen. Will Preußen jetzt Hannover behalten, so soll es theuer dafür bezahlen! Ihr König weiß nicht, was er will; einige Unbesonnene drängen ihn zum Krieg; ich sage Ihnen, das wird nicht gut enden.“ Sofort mußte Haugwitz einen neuen Vertrag am 15. Februar unterzeichnen, worin Preußen weniger Entschädigungen erhalten und sich verpflichten sollte, die Mündungen der Elbe und Weser und seine Seehäfen den englischen Schiffen zu versperren. Damit und durch die Besetzung Hannovers verwickelte sich Preußen in einen Krieg mit England, in welchem es, da es kein einziges Kriegsschiff besaß, dem bewaffneten Gegner waffenlos gegenüberstand. Auf's neue kam Haugwitz mit einem Vertrag, und zwar mit einem noch weit ungünstigeren, nach Berlin zurück. Der König war vor die Alternative gestellt, den Vertrag oder den Krieg anzunehmen, und da er nicht gerüstet war, so unterzeichnete er am 3. März den Pariser Vertrag.

Nachdem er diese erste Demüthigung sich hatte gefallen lassen, fuhr Napoleon mit weiteren Demüthigungen so lange fort, bis endlich auch dem Geduldigsten die Geduld ausgieng, die Sehne des Bogens zerriß und Preußen den Krieg, welchem es so ängstlich auswich, und welchen Napoleon so sehnlich wünschte, doch erklären mußte, aber nun unter den allernüchternsten Verhältnissen. Der Minister Hardenberg, von Napoleon beschuldigt, daß er in englischem Solde stehe, mußte auf dessen Andrängen auf unbestimmte Zeit beurlaubt werden. Hannover, das Napoleon so eben an Preußen abgetreten hatte, wollte er nun an England zurückgeben, falls das dortige neue Ministerium zum Frieden bereit wäre; Preußisch-Polen sollte Kaiser Alexander erhalten und dafür mit Napoleon sich ausöhnen; Preußen sollte dadurch einen Ersatz bekommen, daß ihm gestattet würde, an die Spitze eines norddeutschen Bundes zu treten. Dieser sollte die nicht zum Rheinbund übergetretenen deutschen Mittel- und Kleinstaaten umfassen; aber Napoleon lud mehrere derselben ein, sich nicht an Preußen, sondern an Frankreich anzuschließen. Als der König durch Lucchesini erfuhr, daß Napoleon ihm Hannover wieder nehmen und Polen entreißen wolle, und hörte,

daß Mürat von einer Vergrößerung seines neuen Großherzogthums Berg auf Kosten Preußens sprach und daß die französischen Generale laut und öffentlich von ihrem Siegeszug nach Preußen, von dem Einzug in Berlin sprachen, erkannte er, daß das Nachgeben nichts helfe, daß er bereits wie ein ohnmächtiger Vasall behandelt werde, und daß er der Fortsetzung dieses gewissenlosen Systems von planmäßigen Erniedrigungen nur durch eine Kriegserklärung sich entziehen könne. Am 9. August gab er den Befehl zur Mobilisirung der ganzen preussischen Armee und unterhandelte sofort mit Oestreich, Rußland und England, um eine neue Koalition zu Stande zu bringen. Aber der Zustand der Finanzen und der Armee machte es Oestreich unmöglich, im jetzigen Augenblick aus seiner Neutralität herauszutreten, und der Minister Graf Stadion erwiderte: „Warum habt Ihr im vorigen Jahre nicht schon die nämliche Sprache geführt wie jetzt?“ Kaiser Alexander war zum Kriege bereit; aber es mochte Winter werden, bis seine Truppen zur preussischen Armee stoßen konnten. Auch von England konnte keine rechtzeitige Hilfe eintreten. So sah sich Preußen in dem Kriege, zu welchem es gedrängt war, zunächst auf sich allein angewiesen und mußte froh sein, wenn es von Sachsen mit 20,000 Mann unterstützt wurde. Die Kurzsichtigkeit und Energielosigkeit vom Jahre 1805 rächte sich nun aufs empfindlichste. Und doch wurde noch im letzten Augenblick mit Napoleon unterhandelt und der General Knobelsdorf nach Paris geschickt. Napoleon erwiderte ihm am 7. September, er werde Preußen mit allen Kräften entgegentreten und es angreifen, bevor Rußland helfen könne; übrigens könne sich dies alles noch friedlich schlichten und die alte Freundschaft wieder angeknüpft werden, wenn Preußen augenblicklich die Entwaffnung eintreten lasse. Was für impertinente Zumuthungen und Forderungen seitens Napoleon's wären wohl dieser Entwaffnung gefolgt? Den anderen Mächten gegenüber mußte übrigens Preußen durch diese fortwährenden Unterhandlungen an Vertrauen sehr verlieren und den Glauben erregen, daß es ihm überhaupt mit dem Kriege nicht ernst sei.

Die Königin befand sich in jenen Tagen, als die Wage zwischen Krieg und Frieden schwankte, in Pyrmont, wo sie eine sechswöchige Kur gebrauchte. Erst bei ihrer Rückkehr nach Berlin erfuhr sie,

daß der Krieg mit Frankreich beschlossen sei, und so sehr sie die Segnungen des Friedens zu schätzen wußte, so konnte sie doch dieser neuen Wendung ihre Zustimmung nicht versagen. Daß sie die schwindelhafte Siegeszuversicht der Mehrzahl der Officiere theilte, ist sehr zu bezweifeln. Die Aeußerungen, welche man aus diesen Kreisen hörte, giengen bis zum Unglaublichen. General Mützel sagte: „Feldherren, wie der General Bonaparte, hat die preußische Armee viele aufzuweisen.“ Ein Oberst bedauerte, daß man der Heldenarmee Friedrich's des Großen im Kampf mit den Franzosen Degen, Gewehre und Kanonen gebe; Knüppel würden hinreichen, die Hunde zurückzuschlagen. „Wozu brauchen wir Festungen?“ sagte ein anderer Officier; „unsere Festung ist die Armee, hinter deren unangreifbaren Reihen wir dem Feinde Trotz bieten.“ Und wenige Tage vor der Schlacht, als das preußische Heer von dem strategischen Netz Napoleon's fast schon umschlossen war, versicherte ein preußischer Generalstabskapitän mehreren Husarenofficieren, der Feind sei durch ihre trefflichen Operationen bereits abgeschnitten und umschlossen. „Napoleon ist so gewiß unser, als wenn wir ihn schon in diesem Hute hätten.“ Einige Officiere erhoben sich auf die Behen, um zu sehen, ob der Feldzug nicht bereits in diesem Hute sein Ende gefunden habe.

Zu einer Siegeszuversicht hatte man in Preußen nicht den geringsten realen Grund. Die Festungen waren in schlechtem Zustande, die Kommandanten alte, invalide Männer, die Elbe-Uebergänge unbesezt, so daß nach der ersten Niederlage dem Feinde der Weg nach der Hauptstadt offen stand. Der gemeine Mann war durch das Prügelsystem für Ehre und Patriotismus abgestumpft, die höheren Officiere meist alt und aus der alten Schule, die jüngeren von junferhaftem Uebermuth, der sich den Gemeinen und den Bürgern gegenüber in unverzeihlichen Fehlritten kundgab. Aber dieser Uebermuth artete in vollständige Kopfslosigkeit aus, je näher es zum Schlagen kam. Der König hatte eine Ahnung davon. „Das kann nicht gut gehen“, sagte er; „es ist eine unbeschreibliche Konfusion. Die Herren wollen das aber nicht glauben, sie behaupten, ich sei noch zu jung und verstehe das nicht. Ich wünschte, daß ich Unrecht habe.“

Am 21. September begab sich die Königin mit ihrem Gemahl

von Charlottenburg nach Naumburg und von da nach Erfurt und Weimar. Sie wollte in diesen entscheidungsvollen Augenblicken dem Könige zur Seite stehen. Der österreichische Hofrath Friedrich Gens war im preußischen Hauptquartier eingetroffen. Die Königin ließ ihn in Erfurt einigemal zu sich kommen und unterhielt sich mit ihm über die politisch-militärische Lage. Dabei sagte sie: „Gott weiß es, daß ich nie über öffentliche Angelegenheiten zu Rathe gezogen worden bin und auch nie darnach gestrebt habe. Wäre ich je darum befragt worden, so hätte ich — ich bekenne es offen — für den Krieg gestimmt, da ich glaube, daß er nothwendig war. Unsere Lage war so kritisch geworden, daß wir auf alle Gefahr hin verpflichtet waren, uns herauszuwickeln; es war dringend nothwendig, den Vorwürfen und dem Verdacht, welchen man gegen uns hegte, ein Ende zu machen. Aus einem Princip der Ehre und folglich der Pflicht, weit entfernt von aller selbstfüchtigen Berechnung, waren wir, soweit ich es verstehe, berufen, jenen Weg einzuschlagen.“ Die Beschuldigungen einer Parteilichkeit für die Russen wies sie von sich, ließ zwar den persönlichen Tugenden des Kaisers Alexander alle Gerechtigkeit widerfahren, sah aber in Rußland nicht das Hauptwerkzeug zur Befreiung Europa's und sprach ihre Ueberzeugung dahin aus, „daß die großen Rettungsmittel ganz allein in der engsten Vereinigung aller derer zu finden wären, die sich des deutschen Namens rühmten.“

Die Geschehnisse vollzogen sich. Wenige Tage nach dieser Unterredung reiste die Königin, wie wir gesehen haben, vom Hauptquartier ab, und traf am 20. Oktober in Küstrin wieder mit dem Könige zusammen. Es folgten in den nächsten Tagen die Kapitulationen der Festungen und Heeresabtheilungen, aus welcher allgemeiner Schmach nur die Namen Kolberg, Graudenz, Thorn und Danzig rühmlich hervorrugten und unter den Führern besonders Blücher sich hervorthat. Das ganze Land zwischen Weser und Oder war eine Beute der Franzosen. Napoleon kam am 24. Oktober in Potsdam an und hielt am 27. seinen Einzug in Berlin. Er ließ seiner üblen Laune und seinem Uebermuth freien Lauf. Die Königin Luise und der preußische Adel waren nach seinen Aeußerungen die einzigen, welche den Krieg gewollt hatten und nun an allem schuld waren. „Ich will diese Junker so klein machen“, sagte er, „daß

sie ihr Brot auf den Straßen erbetteln müssen.“ Ueber die Königin ergieng er sich in den heftigsten Schmähungen, bezeichnete sie offen „als die Urheberin des ganzen Unheils, welches auf Preußen laste“, und suchte sie in schriftlicher und bildlicher Darstellung verächtlich und hassenswürdig zu machen. Dieses niederträchtige Benehmen gegenüber einer edlen, unglücklichen Frau setzte er fort, so lange sie lebte. Die Schill'sche Expedition im Jahre 1809 war in den Augen Napoleon's lediglich das Werk der Königin Luise, daher er in Paris einen Kupferstich anfertigen und in den Verkauf bringen ließ, auf welchem die Königin in der Schill'schen Husaren-Uniform dargestellt war. Und fast zur nämlichen Zeit, bei jenem Attentat des Friedrich Staps in Schönbrunn, sagte er nach dem Verhör zu General Rapp: „Dieses Ereigniß ist ganz außerordentlich! Das sind Umtriebe aus Berlin und Weimar!“ Als Rapp dies bezweifelte, rief er aus: „Die Weiber sind zu allem fähig! Denken Sie nur an Schill!“ Diese Verleumdungen und Beschimpfungen, welche selbst Thiers, der Lobredner Napoleon's, unwürdig findet, verursachten der Königin, welcher sie nicht immer verheimlicht wurden, heftige Aufregungen und viele Thränen. „Ist es diesem boshaften Menschen nicht genug“, rief sie aus, „dem Könige seine Staaten zu rauben? Soll auch noch die Ehre seiner Gemahlin geopfert werden, indem er niedrig genug denkt, über mich die schändlichsten Lügen zu verbreiten?“

Die Lage Preußens war so verzweifelt, die Aussichten auf eine baldige günstige Wendung so gering, daß der König es zunächst für gerathen hielt, Friedensunterhandlungen zu eröffnen. Napoleon bezeichnete noch am 22. Oktober in Wittenberg als Hauptbedingung, daß die Elbe die westliche Grenze der preussischen Monarchie sein und der König 100 Millionen Francs zahlen sollte; doch sollte Magdeburg preussisch bleiben. Das schien, nachdem man nur die eine Niederlage bei Jena erlitten hatte, denn doch zu viel. Daher wurden Luchefini und Castrow nach Berlin geschickt, um einen Frieden unter günstigeren Bedingungen abzuschließen. Inzwischen erhielt aber Napoleon die Nachricht von den Kapitulationen. Von den Wittenberger Bedingungen war nun keine Rede mehr. Er trug Preußen einen Waffenstillstand an unter der Bedingung, daß außer den Festungen, welche schon in seinen Händen waren, die be-



deutendsten Festungen in Schlesien und an der Weichsel ihm übergeben werden, die preußische Armee nach dem nordöstlichen Winkel der Monarchie sich zurückziehen und den Beistand der Russen zurückweisen sollte. Die beiden Bevollmächtigten unterzeichneten in Charlottenburg am 16. November diesen Vertrag, wodurch Napoleon ohne allen weiteren Kampf ganz Preußen in seiner Gewalt gehabt hätte. Der König, welcher sich mit seiner Gemahlin von Küstrin über Graudenz nach Osterode begeben hatte, hielt hier Rath mit seinen Ministern und Generalen, und obgleich die Mehrzahl für Ratification des Vertrages war, ließ er sich doch durch Stein, welcher sagte, der Vertrag gewähre keine Bürgschaft eines dauernden Friedens, gefährde vielmehr die Existenz des Staates, dazu bestimmen, den Vertrag zu verwerfen. Auf die Nachricht hievon sagte Napoleon: „Wenn der König seine Angelegenheiten nicht von Rußland trennen will, so muß er die Folgen des Krieges tragen. Besiegen wir den Kaiser Alexander, dann gibt es keinen König von Preußen mehr.“

Die Verwerfung der Waffenstillstandsbedingungen war ein muthvoller Entschluß. Ein weiterer Schritt auf dieser Bahn mußte die Entfernung derjenigen Männer sein, welche den Staat in diese Katastrophe hineingetrieben hatten. Mit diesen Haugwitz, Lombard, Lucchesini, Beyme mußte ein für allemal gründlich aufgeräumt werden. Für diese eiserne Zeit brauchte man auch eiserne Charaktere. Die allgemeine Stimme bezeichnete den Freiherrn von Stein als den einzigen Retter in der Gefahr. Haugwitz nahm seine Entlassung, und Stein wurde das Ministerium des Auswärtigen angeboten. Schon einmal hatte dieser, in einer Denkschrift vom April 1806, die er durch die Königin in die Hände des Königs brachte, über das Regierungssystem sich offen geäußert und Vorschläge zu den nothwendigsten Reformen gemacht. Da diese nicht angenommen wurden, die verderbliche Kabinettsregierung auch nach dem Schlag von Jena nicht aufgehoben wurde, weigerte sich Stein, das angetragene Ministerium anzunehmen, und schlug Hardenberg vor. Der König kehrte sich nicht daran, ernannte den General Zastrow, welcher nur in der Unterwerfung unter Napoleon's Willen die Rettung Preußens sah, zum Minister des Auswärtigen, den General Müchel zum Kriegsminister und Stein nun zum Finanzminister. Stein schlug

auch dies aus und hat, als der König in seinem Schreiben vom 3. Januar 1807 sich sehr unwillig darüber äußerte, um seine Entlassung. Er erhielt sie und begab sich auf seine Besitzungen in Nassau. In Ostpreußen nahmen die Dinge einen immer schlimmeren Verlauf.

Königin Luise ließ in jenen Tagen, wo es sich darum handelte, dem Sieger auf Gnade und Ungnade sich zu ergeben, den Muth nicht sinken; sie stimmte, wie der Freiherr von Stein, für Verwerfung des Charlottenburger Vertrags und erklärte, die einzige Rettung bestehe in dem entschlossensten Widerstand und in der Ausdauer. Aber es mochten auch wieder wehmüthige Stunden, heftige Schmerzen über die Ereignisse der letzten Monate, bange Sorge für die Zukunft im Herzen der königlichen Frau einkehren. In ihrem Tagebuch findet sich mit dem Datum: „Ortelsburg den 5. December 1806“ der Göthe'sche Vers eingeschrieben:

Wer nie sein Brod mit Thränen aß,  
Wer nie die kummervollen Nächte  
Auf seinem Bette weinend saß,  
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!

Der König hatte nach und nach seine Armee auf 40 000 Mann gebracht, und zu diesen stießen 60 000 Russen unter General Bennigsen. Napoleon hatte sich von Berlin nach Posen und nach Warschau begeben und stellte den Polen die Wiederherstellung ihres zerstückelten Vaterlandes in Aussicht, um sie in diesem Kriege als Bundesgenossen gegen Preußen und Rußland benützen zu können. Der neue Feldzug begann am 26. December mit den unentschiedenen Gefechten bei Pultusk und Golinyn, und man fürchtete ein Vorrücken der Franzosen gegen Königsberg. Dort befand sich die königliche Familie. Die Gesundheit der Königin war den vielen Aufregungen und dem fortwährenden Kummer erlegen. Sie wurde vom Nervenfieber ergriffen, und auch der fünfjährige Prinz Karl lag schwer darnieder. Der Leibarzt Dr. Hufeland wurde von Danzig nach Königsberg berufen. Er selbst schreibt hierüber: „Die Königin lag am Typhus gefährlich darnieder, und nie werde ich die Nacht des 22. Decembers 1806 vergessen, wo sie in Todesgefahr lag, ich bei ihr wachte und ein so fürchterlicher Sturm wüthete, daß er einen Giebel des alten Schlosses, in dem sie lag, herabriß. Indes auch

hier (wie bei dem Prinzen Karl) ließ Gottes Segen die Kur gelingen. Sie fieng an, sich zu bessern. Aber plötzlich kam die Nachricht, daß die Franzosen heranrückten. Sie erklärte bestimmt: „Ich will lieber in die Hände Gottes als dieser Menschen fallen.“ Und so wurde sie den 3. Januar 1807 bei der heftigsten Kälte, bei dem fürchterlichsten Sturm und Schneegestöber in den Wagen getragen und 20 Meilen weit über die kurische Nehrung nach Memel transportirt. Wir brachten drei Tage und drei Nächte, die Tage theils in den Sturmwellen des Meeres, theils im Eise fahrend, die Nächte in den elendesten Nachtquartieren zu. Die erste Nacht lag die Königin in einer Stube, wo die Fenster zerbrochen waren und der Schnee auf ihr Bett geweht wurde, ohne erquickende Nahrung. So hat noch keine Königin die Noth empfunden! Ich dabei in der beständigen ängstlichen Besorgniß, daß sie ein Schlagfluß treffen möchte. Und dennoch erhielt sie ihren Muth, ihr himmlisches Vertrauen auf Gott aufrecht, und er belebte uns alle. Selbst die freie Luft wirkte wohlthätig; statt sich zu verschlimmern, besserte sie sich auf der bösen Reise. Wir erblickten endlich Memel am jenseitigen Ufer, zum erstenmal brach die Sonne durch und beleuchtete mild und schön die Stadt, die unser Ruhe- und Wendepunkt werden sollte. Wir nahmen es als ein gutes Omen an.“ Der König und die königlichen Kinder kamen bald darauf gleichfalls nach Memel. Die Bevölkerung gab dem Königspaar die rührendsten Beweise von Theilnahme und Treue.

Die mörderische Schlacht bei Eylau am 7. und 8. Februar, welche gleichfalls unentschieden war, hatte auf dem Kriegsschauplatz eine kleine Pause zur Folge; denn beide Theile hatte solche Verluste erlitten, daß sie ohne Ergänzung ihrer Streitkräfte den Krieg nicht weiterführen konnten. Napoleon, welcher sah, daß die Zertrümmerung Preußens ein weit schwierigeres Werk sei, als er sich eingebildet hatte, versuchte es wieder mit seinen alten Künsten. Fünf Tage nach der Schlacht schickte er den General Bertrand mit einem eigenhändigen Schreiben und mit mündlichen Aufträgen nach Memel, um dem König Frieden und ein Bündniß anzutragen. Er habe sich überzeugt, ließ er dem König sagen, daß Polen eine unabhängige Existenz nicht ertragen könne; dagegen solle Preußen den ihm gebührenden Rang unter den europäischen Großmächten wieder

einnehmen; Opfer verlange er von Preußen keine; nach Abschluß des Friedens würden die Franzosen das preußische Gebiet sofort räumen. Dies war in jenen kritischen Augenblicken eine starke Versuchung, und wenn es auf den General Zastrow, den Minister des Auswärtigen, angekommen wäre, so wäre der Antrag mit Freuden angenommen worden. Andere aber durchschauten den Plan und versprachen sich von einem Aufgeben der russischen Allianz von Seiten Preußens und von einem Königreich Preußen von Napoleon's Gnaden wenig Gutes für diesen Staat. Der König aber war ein viel zu ehrenhafter Mann, als daß er seinen Allirten im Stiche gelassen hätte, und antwortete Napoleon ablehnend. Dieser vergaß dies so wenig als die Mobilmachung vom Jahre 1805 und den Potsdamer Vertrag.

Kaiser Alexander schickte Verstärkungen aus Rußland und kam am 2. April selbst nach Memel. Er traf die Königin in tiefem Schmerze: zu dem Unglück des Vaterlandes waren noch häusliche Sorgen hinzugekommen; der Kronprinz war am Scharlachfieber erkrankt, und Prinz Wilhelm, der am 22. März das Patent als Fähndrich bei der Garde zu Fuß erhalten hatte, lag immer noch am Nervenfieber darnieder. Kaiser Alexander war voll von Freundschaftsbethuerungen. Den König umarmend rief er aus: „Nicht wahr, keiner von uns beiden fällt allein? Entweder beide zusammen oder keiner von beiden!“ Ein Hoffnungsstrahl drang in das Dunkel der königlichen Gemächer. In dieser Stimmung reizte die Königin, ihre Kinder zurücklassend, von Memel ab und traf am 12. April wieder in Königsberg ein. Sie stieg nicht im Schlosse ab, sondern in der Wohnung ihrer Schwester, der Prinzessin von Solms, und führte das eingezogenste Privatleben. Von einem Besuche irgend welcher Festlichkeiten war keine Rede; den Verwundeten, den Nothleidenden galt ihre Aufmerksamkeit. Daneben unterhielt sie sich gerne mit dem durch evangelische Milde ausgezeichneten Stadtpfarrer Borowsky und dem feingebildeten, freimüthigen alten Kriegsrath Scheffner. Doch nahm Napoleon im Juni die Feindseligkeiten wieder auf, und die Königin mußte am 2. Juni wieder nach Memel zurückreisen. Das Treffen bei Heilsberg am 10. Juni war für die Verbündeten nicht ungünstig. Aber Napoleon's Sieg bei Friedland am 14. Juni vernichtete mit einem Schlage alle Hoffnungen. Die

Russen wichen an die Grenze zurück, die Franzosen rückten am 16. in Königsberg ein, Napoleon nahm sein Hauptquartier in Tilsit am Niemen, am 21. wurde zwischen Rußland und Frankreich, am 25. zwischen Preußen und Frankreich ein Waffenstillstand abgeschlossen.

Auf die Nachricht von der Niederlage bei Friedland und der Besetzung Königsbergs schrieb Königin Luise am 17. Juni von Memel an ihren Vater: „Es ist wieder aufs neue ein ungeheures Ungemach über uns gekommen, und wir stehen auf dem Punkte, das Königreich zu verlassen. Bedenken Sie, wie mir dabei ist! Doch bei Gott beschwöre ich Sie, verkennen Sie Ihre Tochter nicht! Glauben Sie ja nicht, daß Kleinmuth mein Haupt beugt! Zwei Hauptgründe habe ich, die mich über alles erheben: der erste ist der Gedanke, wir sind kein Spiel des blinden Zufalls, sondern wir stehen in Gottes Hand, und die Vorsehung leitet uns; der zweite: wir gehen mit Ehren unter. Der König hat bewiesen, daß er nicht Schande, sondern Ehre will. Preußen wollte nicht Sklavenketten tragen. Auch nicht einen Schritt hat der König anders handeln können, ohne seinem Charakter ungetreu und an seinem Volke zum Verräther zu werden. Wir sind vom Feinde gedrängt, und wenn die Gefahr nur etwas näher rückt, so bin ich in die Nothwendigkeit versetzt, mit meinen Kindern Memel zu verlassen. Ich gehe, sobald dringende Gefahr eintritt, nach Riga; Gott wird mir helfen, den Augenblick zu bestehen, wo ich über die Grenze des Reiches muß. Noch einmal, bester Vater, wir gehen unter mit Ehren, geachtet von Nationen. Ich ertrage alles mit einer Ruhe und Gelassenheit, die nur Ruhe des Gewissens und reine Zuversicht geben kann. Deswegen seien Sie überzeugt, bester Vater, daß wir nie ganz unglücklich sein können, und daß mancher, mit Kronen und Glück bedrückt, nicht so froh ist, als wir es sind.“

Am 24. Juni meldete die Königin in einem zweiten Briefe ihrem Vater den Rückzug der Armee und den Abschluß des russisch-französischen Waffenstillstandes und fügte diesen neuen Unglücksbotschaften, welche so harte Schläge in ihrem Schoße bargen, noch folgende Worte hinzu: „Mein Glaube soll nicht wanken, aber hoffen kann ich nicht mehr. Auf dem Weg des Rechts leben, sterben und, wenn es sein muß, Brot und Salz essen; nie werde ich ganz

unglücklich sein; nur hoffen kann ich nicht mehr. Wer so von seinem Himmel heruntergestürzt ist, kann nicht mehr hoffen. Kommt das Gute, o! kein Mensch kann es dankbarer empfinden, als ich es empfinden werde, aber erwarten thue ich es nicht mehr. Kommt das Unglück, so wird es mich auf Augenblicke in Verwunderung setzen, aber beugen kann es mich nie, sobald es nicht verdient ist. Nur Unrecht unsererseits würde mich zu Grabe bringen, da komme ich nicht hin: denn wir stehen hoch. Sehen Sie, bester Vater, so kann der Feind der Menschen nichts über mich."

Größere Worte hat nie eine Königin gesprochen, eine charaktervollere Sprache nie eine Königin geführt! Kaiser Napoleon mochte mit seinen Bataillonen und seinen Kanonen erobern, soviel er wollte, er mochte den preussischen Thron und andere Throne in Trümmer schlagen und sich, wie er so gern selbst sich nannte, zum Kaiser des Continents machen: Königin Luise, auch wenn sie in der Verbannung war und Brot und Salz aß, stand doch thurmhoch über ihm, und während dieser von den Besten seiner eigenen Nation verwünscht und verflucht wurde und die Nachwelt den Stab über ihn brach, genoß Königin Luise von Preußen bei den Zeitgenossen eine Verehrung ohne Gleichen und wird eine solche genießen, so lange es eine preussische, eine deutsche Geschichte gibt.

Am 25. Juni hatte Kaiser Alexander seine erste Unterredung mit Napoleon. Er ließ sich nur gar zu sehr von demselben einnehmen und durch leicht hingeworfene Vorschläge, die Herrschaft über Europa mit ihm zu theilen, in süße Träumereien wiegen. Eine zweite Unterredung fand am 26. statt, und an dieser nahm auch Friedrich Wilhelm theil. Napoleon's Uebermuth und Rücksichtslosigkeit stießen mit der Geradheit und Ehrlichkeit des Königs unsanft zusammen. Was man von den Bedingungen des Siegers hörte, klang dumpf und düster genug. Um den Sieger günstiger zu stimmen, kam Kaiser Alexander auf den unglücklichen Gedanken, eine Zusammenkunft zwischen der Königin Luise und Napoleon vorzuschlagen. Wer des letzteren Charakter kannte, konnte keinen Augenblick im Zweifel sein, daß auch die Bitten einer edlen, schönen Königin bei dem herzlosen Imperator nichts ausrichten würden, und wer sich der niedrigen Vorwürfe und Schmähungen Napoleon's gegen die Königin erinnerte, der muthete ihr doch fast das Unmögliche zu,

wenn er sie einlud, dem Urheber dieser Schmähungen einen Besuch zu machen und dessen Gnade anzuflehen. Der König, aufs äußerste bedrängt, ließ sich überreden und schrieb an seine Gemahlin von der ihr zugedachten diplomatischen Sendung; er enthielt sich übrigens des eigenen Urtheils und Wunsches und stellte die Entscheidung vollständig in ihre freie Wahl. Die Königin erhielt das Schreiben, wie sie eben in einem Kreise befreundeter Damen war, las es hastig durch und begab sich schweigend in ein anderes Zimmer. Nach einer Stunde erschien sie wieder, mit verweinten Augen, und theilte der Gesellschaft den Inhalt des Briefes mit. Sie fügte hinzu: „Wenn irgend jemand glauben kann, daß ich durch diesen Schritt dem Vaterlande auch nur ein Dorf mehr erhalten könnte, so bin ich schon allein durch diese Meinung unwiderruflich verpflichtet. Muß ich aber diesen schweren Schritt thun, so will ich ihn auch vorbereitet thun: ich will wissen, was ich sagen, was ich fordern soll.“ Noch ein Jahr nachher schrieb sie an die treue Freundin, Frau von Berg: „Vorgestern vor einem Jahre hatte ich meine erste Unterredung mit Napoleon. Ach, welche Erinnerung! Was ich da gelitten habe, gelitten mehr um anderer als um meinethwillen. Ich weinte, ich bat im Namen der Liebe und der Humanität, im Namen unseres Unglücks und der Gesetze, welche die Welt regieren, und ich war nur eine Frau. Ein schwaches Wesen und doch erhaben über diesen Widersacher, so arm und matt an Herz!“ In ihr Tagebuch schrieb sie über diese Reise: „Welche Ueberwindung es mich kostet, das weiß mein Gott! Denn wenn ich gleich den Mann nicht hasse, so sehe ich ihn doch als den an, der den König und sein Land unglücklich gemacht. Seine Talente bewundere ich, aber seinen Charakter, der offenbar hinterlistig und falsch ist, kann ich nicht lieben. Höflich und artig gegen ihn zu sein, wird mir schwer werden. Doch das Schwere wird einmal von mir gefordert. Opfer zu bringen bin ich gewohnt.“ Hufeland sagt, sie sei außer sich gewesen und habe unter tausend Thränen gesagt: „Das ist das schmerzhafteste Opfer, das ich meinem Volke bringe, und nur die Hoffnung, diesem dadurch nützlich zu sein, kann mich dazu bringen.“

So reiste die Königin von Memel ab und traf am Abend des 4. Juli in Piktuppönen ein, einem Dorfe östlich von Tilsit, in welchem der König, der den Tag über sich in Tilsit aufhielt, täglich

sein Nachtquartier nahm. Durch den Minister Hardenberg ließ sie sich über das, was sie bei Napoleon hauptsächlich betonen sollte, instruiren. Am 5. Juli erhielt sie einen Besuch vom Kaiser Alexander, und am 6. ließ Napoleon sie durch General Caulaincourt begrüßen und zum Mittagsmahl einladen, hinzufügend, daß er ihr, sobald sie in Tilsit angekommen sei, den ersten Besuch machen werde. In einem achtpännigen Staatswagen fuhr sie, von französischen Garde- Dragonern geleitet, nach Tilsit und stieg in dem Hause, das sich der König zum vorübergehenden Aufenthalt gewählt hatte, ab. Eine Stunde nachher fand sich Napoleon ein, von dem König und den Prinzen an der Haustreppe empfangen. Der König führte ihn in das Zimmer der Königin und ließ ihn dort allein mit ihr. Die ersten Momente waren peinlich. Es war von gleichgiltigen Sachen die Rede. Endlich brach die Königin dieses Thema ab und sagte geradezu, sie sei hieher gereist, um ihn zu ersuchen, Preußen keine zu drückenden Bedingungen aufzuerlegen. Napoleon konnte es nicht unterlassen, geringschätzigte Bemerkungen zu machen, und sagte unter anderem: „Aber wie konnten Sie nur den Krieg mit mir anfangen?“ Die Königin erwiderte: „Sire! Dem Ruhme Friedrich's war es erlaubt, uns über unsere Kräfte zu täuschen, wenn anders wir uns getäuscht haben.“ Zuletzt bat sie, daß wenigstens Magdeburg bei Preußen gelassen würde. Napoleon ließ sich auf kein Versprechen ein und blieb bei seiner nichts sagenden Antwort: „j'y songerai.“ Die Unterredung dauerte eine Viertelstunde. Als die Königin zur Tafel fuhr, empfing Napoleon sie am Wagenschlag und führte sie zu Tisch. Sie saß zwischen den beiden Kaisern, der König zur Linken Napoleon's. Dieser zeigte sich heiter und redselig und scherzte darüber, daß sie, als sie im vorigen Herbst in dem Hauptquartier des Königs sich befand, leicht von seinen Husaren hätte gefangen genommen werden können. Das Gespräch kam auf die Abtretung der Provinzen, und Napoleon äußerte gegen den König, daß er die Sache nicht so schwer nehmen solle; solche Verluste gehörten nun einmal zu den Wechselfällen des Krieges. Der König erwiderte ihm: „Sie wissen nicht, wie schmerzlich es ist, angestammte Länder zu verlieren, in welchen die theuersten Erinnerungen der Jugend wurzeln, und die man so wenig vergessen kann als seine Wiege.“ „Was? Wiege?“ entgegnete Napoleon spottend; „wann das Kind



ein Mann geworden ist, hat es keine Zeit mehr, an seine Wiege zu denken.“ „Doch, doch!“ fuhr der König fort, „seine Jugend kann man so wenig vergessen als verleugnen, und ein Mann von Herz wird sich dankbar der Wiege erinnern, in der er als Kind lag.“ Die Königin suchte dem Gespräch eine freundlichere Wendung zu geben und sagte: „Das Mutterherz ist die einzige Wiege, welche man nicht vergift.“ Sie dachte dabei an die Achtung, welche Napoleon seiner Mutter zollte, und fragte ihn ausdrücklich nach dem Befinden der „Madame Bonaparte“.

Abends fuhr die Königin nach Piktuppönen zurück. Am 7. Juli, bevor sie nach Tilsit fuhr, um der Einladung Napoleon's zur Abendtafel zu entsprechen, erhielt sie vom König ein Billet mit der Nachricht, daß die Friedensbedingungen ganz entsetzlich lauten. Die Hoffnung auf einen Erfolg der Mission der Königin hatte man bis dahin noch nicht aufgegeben, wenn man auch keine direkten Gründe zur Hoffnung aufzuweisen hatte. Dieselbe war nun mit kalter Hand durchschnitten. Unter solchen Umständen war diese zweite Fahrt nach Tilsit eine fast unerträgliche Qual. Es kam zu lebhaften Erklärungen; weder die Königin noch der König hielten mit ihren Anschauungen und Gefühlen zurück. Beim Abschied soll Napoleon von einem am Fenster stehenden Rosenstock eine Rose gepflückt und diese der Königin angeboten haben. Luise habe anfangs gezaudert, die Rose anzunehmen, sie aber doch angenommen mit den Worten: „zum mindesten mit Magdeburg!“ Napoleon habe darauf nichts zu entgegnen gewußt als: „Ich muß Eurer Majestät bemerken, daß ich es bin, der die Rose gibt, und daß Sie es sind, welche sie empfangen.“ Nach einer anderen Nachricht habe sie die Rose nicht angenommen und dem Kaiser, der auf die Erwähnung Magdeburgs nicht eingieng, geantwortet: „Es gibt keine Rose ohne Dornen, ich weiß das recht wohl; aber dieser Dorn ist für mich zu hart!“ Beim Weggehen, als Napoleon die Königin zu ihrem Wagen führte, habe sie gesagt: „Sire, vous m'avez cruellement trompée.“ Dies war ihre letzte Zusammenkunft mit Napoleon. Man sah ein, daß man einen großen Fehler gemacht habe, und beschloß, die Königin zu keinem Besuch mehr zu veranlassen. In der Nacht vom 9. auf den 10. Juli wurde der Tilsiter Friede geschlossen, und am 10. reiste das Königspaar von Piktuppönen nach Memel ab. Nur der Gedanke,

daß der Ehre und Pflicht nichts vergeben sei, konnte die Königin trösten. Sie schrieb an Frau von Berg: „Der Friede ist geschlossen, aber um einen schmerzlichen Preis: unsre Grenzen werden künftig nur bis zur Elbe gehen; dennoch ist der König größer als sein Widersacher. Nach Eylau hätte er einen vortheilhaften Frieden machen können, aber da hätte er freiwillig mit dem bösen Princip unterhandeln und sich mit ihm verbinden müssen; jetzt hat er unterhandelt, gezwungen durch die Noth, und wird sich nicht mit ihm verbinden. Das wird Preußen einst Segen bringen! Auch hätte er nach Eylau einen treuen Allirten verlassen müssen; das wollte er nicht. Noch einmal! Diese Handlungsweise des Königs wird Preußen Glück bringen, das ist mein fester Glaube!“ Wie Maria die „Katholische“ von Calais, so äußerte Luise von Magdeburg, man werde nach ihrem Tode den Namen dieser Stadt in ihr Herz eingegraben finden.

Napoleon schrieb über seine Zusammenkunft mit Luise an seine Gemahlin Josephine am 7. Juli: „Gestern hat die Königin von Preußen bei mir gespeist. Ich mußte auf meiner Hut sein; denn sie wollte mich dazu bewegen, ihrem Manne noch größere Concessionen zu machen. Doch war ich artig und hielt dabei an meiner Politik fest. Wenn Du diesen Brief liesest, wird der Friede mit Preußen und Rußland abgeschlossen und Jérôme als König von Westfalen mit über 3 Millionen Unterthanen anerkannt sein.“ Und am 8. Juli: „Die Königin von Preußen ist in der That höchst anmuthig, von bezaubernder Freundlichkeit gegen mich. Doch ich bin ein Wachstuch, über welches dies alles nur weggleitet.“ Zu dem Grafen Goltz, welcher nebst dem General Kalkreuth mit den französischen Bevollmächtigten über die Friedensbedingungen unterhandelte, sagte Napoleon: „alles was er der Königin gesagt habe, seien nur höfliche Phrasen gewesen, die ihn zu nichts verpflichteten.“ Immer wieder wurden die preussischen Unterhändler an den Kaiser Alexander gewiesen, dessen ritterlicher Anhänglichkeit der König es allein zu danken habe, daß seine Dynastie nicht verjagt und Jérôme nicht zum König von Preußen gemacht worden sei. Wenn Alexander seine Verwandten, die Fürsten von Mecklenburg und Oldenburg, opfere und deren Länder dem König von Preußen als Entschädigung für die Tilsiter Abtretungen überlasse, so habe Napoleon für seine

Person nichts dagegen. Für eine solche Entschädigung hätte sich freilich der rechtliche König bedankt. Die von Tallehrand vorgelegten Friedensbedingungen mußten von Kalkreuth und Goltz ohne Widerrede unterzeichnet werden. Das preußische Gebiet zwischen Rhein und Elbe mußte an Frankreich abgetreten werden, die zu Preußen gehörigen polnischen Gebiete wurden in ein Herzogthum Warschau umgewandelt und dieses dem vormaligen Kurfürsten, jetzt König von Sachsen, übergeben, und der Grenzbezirk Bialystock wurde Rußland zugetheilt. Daß Kaiser Alexander einen, wenn auch kleinen Theil von dem Gebiete seines Allirten, mit dem er siegen oder fallen wollte, als Geschenk von Napoleon annahm, erfüllte alle Welt mit Staunen. Wie anders hatte Friedrich Wilhelm nach der Schlacht bei Eylau die Treue bewahrt! Und doch mußte man sich sogar in der Urkunde des Friedensvertrags ausdrücklich die demüthigenden Worte sagen lassen, daß man die Zurückgabe des Restes von Preußen lediglich der Freundschaft des Kaisers Alexander verdanke. Dieser Rest von einer Gesamtsumme von 5570 Quadratmeilen und 9743000 Einwohnern betrug nur noch 2877 Quadratmeilen und 4938000 Einwohner. Die Hälfte seines Besitzstandes war Preußen entrisen, der Staat Friedrich's des Großen vernichtet, Preußen aus der Reihe der Großmächte ausgestrichen.

Und wenn man nur das Uebriggebliebene nun endlich wieder als sein Eigenthum hätte ansehen und behandeln können! Aber über die Höhe der Kriegskontributionsgelder und über die Zeit der Räumung des preußischen Gebietes und der Festungen war in dem Friedensvertrag gar nichts bestimmtes festgesetzt, sondern die Entscheidung hierüber an eine zu errichtende Kommission verwiesen. Das hieß aufs neue, sich den Franzosen auf Gnade und Ungnade ergeben zu müssen; denn nach den bisherigen Vorgängen war ja nichts anderes zu erwarten, als daß die französischen Kommissionsmitglieder befehlen und die preußischen unterschreiben durften. Napoleon hatte für seine Zwecke die rechten Männer zurückgelassen: einen Soult, einen Savary, einen Darru. Ist ja von letzterem die an das römische Prokonsularsystem erinnernde Aeußerung bekannt: „Sie glauben nicht, was man aus einem Lande herauspressen kann!“

Um einen Staat, der durch die Gewaltaussprüche des Siegers so furchtbar heruntergebracht war und durch die mephistophelische

Staatskunst Napoleon's mit mathematischer Sicherheit seinem gänzlichen Ruin entgegengeführt werden sollte, am Leben und vollends bei leidlicher Gesundheit zu erhalten, brauchte es die allerentschiedensten Maßregeln. Auf neuen Grundlagen mußte der Staat wieder aufgebaut, in der Civil- und Militärverwaltung neue Organisationen vorgenommen, neue Hilfsquellen eröffnet, der Geist des Volkes zur Bildung, zur Freiheit und zum Patriotismus herangezogen werden. Wie weit man mit dem alten System gekommen war, das wußte man nun; es war die höchste Zeit, eine neue Aera zu beginnen. Es gab in ganz Deutschland nur einen einzigen Mann, der diese Aufgabe übernehmen konnte, der ihr gewachsen war. Aufs neue schwebte der Name „Stein“ auf allen Lippen. Königin Luise, unterstützt von den Brüdern des Königs und der patriotisch gesinnten Prinzessin Luise Radziwill, einer Schwester des bei Saalfeld gefallenen Prinzen Louis Ferdinand, übernahm es, dem König ans Herz zu legen, daß Stein der einzige Retter in der Noth, seine Berufung an die Spitze des Ministeriums eine politische Nothwendigkeit sei. Der König willigte ein, und Stein nahm an. Alles Persönliche wurde vergessen, nur das Vaterland ins Auge gefaßt. Am 30. September traf Stein in Memel ein und übernahm die Geschäfte. Nicht bloß die ganze Civilverwaltung war in seine Hand gelegt, auch an den Berathungen des militärischen Ausschusses hatte er Antheil, und in den Konferenzen für die auswärtigen Angelegenheiten führte er den Vorsitz. Königin Luise athmete leichter auf, als sie die zusagende Antwort Stein's las: „Stein kommt, und mit ihm geht mir wieder etwas Licht auf. Doch Zukunft gibt es nicht ohne Selbständigkeit, und wo ist diese jetzt in der Welt? Marschall Soult ist ein entsetzlicher Mann, und fährt er so fort, so hält er uns gefangen hier in Memel Jahre lang. Denn er thut was er will, und ist recht gereift in der Schule, die ihn erzog.“ Kaum aber war Stein angekommen, so regten sich wieder die alten Neider und Mittelmäßigkeiten und suchten ihm den Boden zu untergraben. Luise, ein zweites Entlassungsgeſuch fürchtend, schrieb an Stein: „Ich beschwöre Sie, haben Sie nur Geduld in den ersten Monaten! Der König hält gewiß sein Wort; Beyme kommt weg, aber erst in Berlin. So lange geben Sie nach! Daß um Gotteswillen das Gute nicht um drei Monate Ge-

duld und Zeit über den Haufen falle! Ich beschwöre Sie um König, Vaterland, meiner Kinder, meiner selbst willen darum. Geduld! Luise."

Endlich sprach sich die berüchtigte Kommission über die Kriegskontributionen aus. Das schon von Natur arme, auf die Hälfte seines Umfangs reducirte, durch Krieg verwüstete, von einem raubgierigen Feind ausgefogene Land sollte 154 Millionen Francs bezahlen und, bis diese bezahlt waren, eine französische Armee unterhalten und in den besetzten Provinzen die Steuern von den französischen Beamten erheben lassen. Es war geradezu, als ob man durch systematische Mißhandlung und Ausraubung des Landes den König und das Volk zur Verzweiflung bringen und sie zu einer neuen Erhebung zwingen wollte, um dann einen Vorwand zu haben, die hohenzollern'sche Monarchie, die man so gerne schon in Tilfit vernichtet hätte, vollends ganz zu vernichten. Solche Gedanken bewegten das Herz der Königin. Sie schrieb am 10. Oktober 1807 an Frau von Berg: „Die letzten Anträge oder vielmehr Gesetze, die uns in einer förmlichen Konvention zugekommen, waren von der Art, daß Stein zum erstenmal wie zu Stein wurde. Unsere Lage ist fürchterlich. Auch mich verläßt nun bald alle Kraft. Es ist furchtbar, entsetzlich hart, besonders da es unverdient ist. Meine Zukunft ist die allertrübste. Wenn wir nur Berlin behalten! Aber manchmal preßt mein ahnungsvolles Herz der Gedanke, daß er es uns auch noch entreißt und zu der Hauptstadt eines anderen Königreiches macht. Dann habe ich nur einen Wunsch: auszuwandern, weit weg, als Privatleute zu leben und zu vergessen, wo möglich! Ach Gott! wohin ist es mit Preußen gekommen! Verlassen aus Schwachheit, verfolgt aus Uebermuth, geschwächt durch Unglück, so müssen wir untergehen! Savary hat versichert, daß Rußlands Verwendung auch nichts helfen würde, hat uns aber den guten Rath geben lassen, unsere Juwelen und Kostbarkeiten zu veräußern. Uns dies sagen zu dürfen!"

Napoleon blieb unerbittlich. Die Sendung des Generals Knobelsdorf und später die des Prinzen Wilhelm nach Paris war vergeblich. Wollte man die Räumung des preussischen Gebietes von französischen Truppen durchsetzen, so mußte man sich in die Gebote des Siegers fügen. Stein unterhandelte in Berlin selbst

mit Daru und schloß am 3. September 1808 einen Vertrag ab, wonach Preußen 140 Millionen Francs bezahlen, bis zur Abtragung dieser Schuld die Festungen Glogau, Stettin und Küstrin, bis zur Abzahlung der ersten 100 Millionen die Verwaltung des Landes und dessen Einkünfte den Franzosen überlassen und in den nächsten zehn Jahren nicht mehr als 42 000 Mann unter den Waffen halten sollte. Es galt nun, so rasch als möglich große Summen zusammenzubringen. Durch Veräußerung königlicher Domänen und durch die strengste Sparsamkeit brachte man endlich eine große Summe zusammen, und durch deren Auszahlung und durch Uebergabe von Pfandbriefen bewirkte man, daß die immer neue Hindernisse auffuchenden Franzosen mit dem Ende des Jahres 1808 das Land räumten. Die königliche Familie gab ein gutes Beispiel in strenger Zucht. Das goldene Tafelgeschirr, ein Erbstück von Friedrich dem Großen, wurde in die Münze geschickt, die Prinzen und Prinzessinnen verzichteten auf ein Drittel ihrer Apanage, und an der königlichen Tafel speiste man einfacher als in manchen bürgerlichen Häusern.

Nachdem zunächst das Land zwischen Memel und Weichsel geräumt war, siedelte die königliche Familie am 15. Januar 1808 nach Königsberg über. Im Sommer nahm sie auf dem Busolt'schen Gute, auf den sogenannten Mittelhuben, Landaufenthalt. Die Königin beschäftigte sich hier vorzugsweise mit dem Studium der Geschichte unter Anleitung des Professors Süvern, betrieb die Errichtung einer Pestalozzi'schen Erziehungsanstalt, las viel in der Bibel und stärkte sich durch die Lektüre der politischen Dramen Schiller's. Trotz der beschränkten Räumlichkeiten des Landhauses war sie mit ihrem Sommeraufenthalte zufrieden: „Ich habe gute Bücher, ein gutes Gewissen, ein gutes Pianoforte, und so kann man unter den Stürmen der Welt ruhiger leben als diejenigen, die diese Stürme erregen.“ Die Einförmigkeit ihres Lebens wurde durch eine Reise nach Petersburg unterbrochen, welche sie am 27. December 1808 mit ihrem Gemahl antrat und wozu das Königspaar von Kaiser Alexander dringend eingeladen wurde, als er auf der Rückreise vom Erfurter Kongreß einige Tage in Königsberg verweilte. Friedrich Wilhelm und Luise wurden von der kaiserlichen Familie mit ausgesuchter Aufmerksamkeit empfangen,

Luise mit kostbaren Geschenken überhäuft. Doch fühlte sie sich durch diesen Glanz am kaiserlichen Hofe, welcher einen grellen Kontrast zu ihren traurigen Gedanken und Empfindungen bildete, mehr gedrückt als aufgerichtet, und als sie am 10. Februar 1809 wieder nach Königsberg zurückkehrte, schrieb sie an Frau von Berg: „Ich bin gekommen, wie ich gegangen. Nichts blendet mich mehr, und ich sage Ihnen noch einmal: mein Reich ist nicht von dieser Welt.“

Das Jahr 1809 brachte für Luise neue Sorgen. Der Krieg Napoleon's mit Oestreich, die Wechselfälle dieses großartigen Kampfes, die Siege der Franzosen an der oberen Donau, ihre Niederlage bei Aspern, ihr entscheidender Sieg bei Wagram, der Schill'sche Zug mit seinem unglücklichen Ausgang, alles das brachte neue Aufregungen, erweckte bald Hoffnungen, bald Befürchtungen. Die längst angegriffene Gesundheit der Königin litt unter den erschütternden Nachrichten dieses Jahres ungemein, das Wechsel- fieber ergriff sie, und sie fühlte ihre Kräfte schwinden. Diesen Augen sah man an, daß sie viel geweint hatten, diesem Zucken der Lippen, daß ein Schmerz das Herz durchzitterte, dieser Blässe auf den Wangen, daß manche Nacht schlaflos hingbracht war. Es peinigte sie der Gedanke, daß Preußen durch irgend welche politischen Verhältnisse einmal gezwungen werden könnte, der Allirte Napoleon's zu werden und in dessen Dienst für dessen schlechte Zwecke zu wirken. Der Ausgang des Krieges, der die Macht Napoleon's noch mehr befestigte und derselben eine unübersehbare Dauer zu verleihen schien, preßte ihr die Worte aus: „Ach Gott! es ist viel über mich ergangen. Du hilffst allein, ich glaube an keine Zukunft auf Erden mehr. Gott weiß, wo ich begraben werde, schwerlich auf preußischer Erde. Oestreich singt sein Schwanenlied, und dann: Ade Germania!“ Und doch hatte sie wieder Hoffnung für die Zukunft, wenn auch nicht für sich, so doch für ihre Kinder. In einem Briefe an Frau von Berg schrieb sie: „Ich beklage mich nicht, daß meine Lebens- tage in diese Unglücks-epoche fielen. Vielleicht gab mein Dasein Kindern das Leben, die einst zum Wohl der Menschheit beitragen werden.“

Einen tiefen Einblick in die Gedankenwelt der edlen Königin gibt folgender, hier im Auszug mitgetheilte, Brief an ihren Vater:

„Mit uns ist es aus, wenn auch nicht für immer, doch für jetzt. Für mein Leben hoffe ich nichts mehr. Ich habe mich ergeben und in dieser Ergebung, in dieser Fügung des Himmels bin ich jetzt ruhig und in solcher Ruhe, wenn auch nicht irdisch glücklich, doch, was mehr sagen will, geistig glücklich. Es wird mir immer klarer, daß alles so kommen mußte, wie es gekommen ist. Die göttliche Vorsehung leitet unverkennbar neue Weltzustände ein, und es soll eine andere Ordnung der Dinge werden, da die alte sich überlebt hat und in sich selbst als abgestorben zusammenstürzt. Wir sind eingeschlafen auf den Lorbeeren Friedrich's des Großen, welcher, der Herr seines Jahrhunderts, eine neue Zeit schuf. Wir sind mit derselben nicht fortgeschritten, deshalb überflügelt sie uns. Das sieht niemand klarer ein als der König. Noch eben hatte ich mit ihm darüber eine lange Unterredung, und er sagte in sich gefehrt wiederholentlich: das muß auch bei uns anders werden. Ich glaube fest an Gott, also auch an eine sittliche Weltordnung. Diese sehe ich in der Herrschaft der Gewalt nicht; deshalb bin ich der Hoffnung, daß auf die jetzige böse Zeit eine bessere folgen wird. Ganz unverkennbar ist alles, was geschehen ist und geschieht, nicht das Letzte und Gute, wie es werden und bleiben soll, sondern nur die Bahnung des Weges zu einem besseren Ziele hin. Dieses Ziel scheint aber in weiter Entfernung zu liegen; wir werden es wahrscheinlich nicht erreicht sehen und darüber hinsterven. Wie Gott will! Alles wie er will! Gerne werden Sie, lieber Vater, hören, daß das Unglück, das uns getroffen, in unser eheliches und häusliches Leben nicht eingedrungen ist, vielmehr dasselbe befestigt und uns noch werther gemacht hat. Der König, der beste Mensch, ist gütiger und liebevoller als je. Oft glaube ich in ihm den Liebhaber, den Bräutigam zu sehen. Noch gestern sagte er schlicht und einfach, mit seinen treuen Augen mich ansehend, zu mir: „Du liebe Luise! bist mir im Unglück noch werther und lieber geworden. Nun weiß ich aus Erfahrung, was ich an Dir habe. Mag es draußen stürmen! Wenn es in unserer Ehe nur gut Wetter ist und bleibt! Weil ich Dich so lieb habe, habe ich unser jüngst geborenes Töchterchen Luise genannt. Möge es eine Luise werden!“ Unsere Kinder sind unsere Schätze, und unsere Augen ruhen voll Zufriedenheit und Hoffnung auf ihnen.



Der Kronprinz ist voller Leben und Geist. Er hat vorzügliche Talente, die glücklich entwickelt und gebildet werden. Unser Sohn Wilhelm wird, wenn mich nicht alles trügt, wie sein Vater, einfach, bieder und verständig. Auch in seinem Aeußeren hat er die meiste Aehnlichkeit mit ihm; nur wird er, glaube ich, nicht so schön. Sie sehen, lieber Vater, ich bin noch in meinen Mann verliebt. Unsere Tochter Charlotte macht mir immer mehr Freude; sie ist zwar verschlossen und in sich gekehrt, verbirgt aber, wie ihr Vater, hinter einer scheinbar kalten Hülle ein warmes, theilnehmendes Herz. Erhält sie Gott am Leben, so ahne ich für sie eine glänzende Zukunft. Karl ist gutmüthig, fröhlich, bieder und talentvoll; er wird, ohne die Theilnahme an dem Wohl und Wehe anderer zu verlieren, leicht und fröhlich durchs Leben gehen. Unsere Tochter Alexandrine ist, wie Mädchen ihres Alters und Naturells sind, anschniegend und kindlich. Von der kleinen Luise läßt sich noch nichts sagen. Möge sie ihrer Ahnfrau, der lebenswürdigen und frommen Luise von Oranien, der würdigen Gemahlin des großen Kurfürsten, ähnlich werden! Da habe ich Ihnen, geliebter Vater, meine ganze Galerie vorgeführt. Für unsere Kinder mag es gut sein, daß sie die ernste Seite des Lebens kennen lernen. Wären sie im Schoße des Ueberflusses und der Bequemlichkeit groß geworden, so würden sie meinen, das müsse so sein. Daß es aber anders kommen kann, sehen sie an dem ernstesten Angesicht ihres Vaters und an der Wehmuth und den öfteren Thränen der Mutter. Meine Sorgfalt ist meinen Kindern gewidmet für und für, und ich bitte Gott täglich, daß er sie segnen und seinen guten Geist nicht von ihnen nehmen möge. Es mag kommen, was da will, mit und in der Vereinigung mit unseren guten Kindern werden wir glücklich sein.“

Inzwischen nahte die Zeit heran, wo die königliche Familie nach mehr als dreijähriger Abwesenheit nach Berlin zurückkehren sollte. Noch im August 1809 schrieb Luise an ihre Schwester Friederike: „Gienge es doch nach Berlin! Dahin, dahin möcht ich jetzt ziehn! Es ist ordentlich ein Heimweh, was mich dahin treibt und nach meinem Charlottenburg.“ Und als nun die Abreise auf den 15. December festgesetzt war, fühlte sie sich von „schwarzen Ahnungen geängstigt.“ Der König, die Königin, die Prinzen und

die Prinzessinen verließen am 15. December 1809 Königsberg und hatten sich auf der achttägigen Fahrt von Seiten der Bevölkerung zahlreicher Beweise herzlichster Liebe zu erfreuen. In Stargard fand sich auch der alte Kettelbeck von Kolberg ein, der den Kommandanten dieser Festung, den Oberst Gneisenau, so muthig und so glücklich in seinen Vertheidigungsanstalten unterstützt hatte. Derselbe wurde zur Tafel geladen, sprach nach der Tafel lange Zeit in einem Nebenzimmer allein mit dem König und der Königin und wurde zuletzt beim Anblick dieses edlen Dulderpaares von solcher Rührung ergriffen, daß er ausrief: „Ach, wenn ich Eure Majestät und meine gute Königin jetzt so vor mir sehe und bedenke das Unglück, das Sie noch immer so schwer zu tragen haben, dann ist mir's, als müßte mir das Herz aus dem Leibe entfallen.“ Alle drei weinten, und Kettelbeck, an die Königin sich wendend, sagte: „Ja, Gott erhalte auch Sie, meine gute Königin, zum Troste meines Königs; denn ohne Sie wäre er schon vergangen in seinem Unglück.“

Am 23. December war der festliche Einzug in Berlin. Im nämlichen Monat, 16 Jahre vorher, hatte Luise ihren Einzug als Braut gehalten. Wie zwei verschiedene Welten standen sich die Jahre 1793 und 1809 gegenüber. Der Jubel der Berliner, ihren König und ihre Königin wieder zu haben, war ungeheuer. Die Königin fuhr mit den jüngeren Kindern in einem prächtigen Wagen, den die Berliner Bürgerschaft ihr zum Geschenk gemacht hatte. Der König war zu Pferd; die Prinzen Friedrich Wilhelm und Wilhelm zogen als Gardeofficiere mit ihren Regimentern ein. Viele Preußen gelobten, als sie die Königin zum erstenmal wieder im Theater sahen, nicht zu ruhen im Kampfe, bis sie die durch Bonaparte's Gewaltthaten mit Thränen erfüllten und getrübbten „engelklaren Augen“ in Folge preußischer Siege wieder leuchten sehen würden. Die Preußen hielten ihr Wort: die Siege kamen, aber für Luise zu spät. Bei der Begehung des Ordensfestes am 18. Januar 1810 wurde der Theaterdirektor Jffland und Konsistorialrath Erman, der älteste Prediger der französischen Gemeinde, zu Mittern des Rothens Abler-Ordens ernannt. Beide hatten sich in den Tagen der Trübsal wacker gehalten. Jffland war bei der Theatervorstellung am 10. März 1808, dem Geburtstag der Königin, mit einer frischen

Rose geschmückt auf der Bühne erschienen und die anderen Bühnemitglieder hatten sich auf seine Veranlassung hin ebenso geschmückt. Dies rief bei dem Publikum einen Sturm der Begeisterung und ein Lebehoch auf die Königin hervor. Das französische Gouvernement aber schickte Jffland auf zwei Tage in Arrest. Erman, welcher im Jahre 1806 eine Audienz bei Napoleon hatte und von diesem eine Menge falscher Beschuldigungen gegen die Königin aussprechen hörte, hatte Muth genug, auf jede Beschuldigung zu erwidern: „Das ist nicht wahr, Sire!“ Beim Ordensfest 1810 trat nun die Königin während der Tafel zu Erman und sprach zu ihm: „Ich kann mir die Genugthuung nicht versagen, mit dem Ritter auf sein Wohl anzustoßen, der, als alles schwieg, den Muth hatte, eine letzte Lanze für die Ehre seiner Königin zu brechen.“

Neue Sorgen erfüllten ihr Herz. Die Barzahlungen an Frankreich waren noch nicht alle abgetragen. Napoleon tobte aufs neue und drohte, eine Exekutionsarmee abzuschicken und das Land wieder zu besetzen; er stellte die Zumuthung an den König, statt der rückständigen Summen ein Stück Land an das Königreich Westfalen abzutreten, ja es wurde bereits von der Abtretung Schlesiens als Ersatz für die noch rückständige Schuld gesprochen. Dies wurde noch abgewandt, aber die Königin brachte den Gedanken nicht aus ihrer Seele, daß ihrer Familie und ihrem Lande neue Schläge bevorständen, daß der König wohl einmal durch einen Napoleonischen Gewaltstreich ihr entrisfen werden könnte. An ihrem Geburtstag äußerte sie: „Ich denke, es wird wohl das letztemal sein, daß ich meinen Geburtstag hier feire.“ Ihre Gesundheit verschlechterte sich zusehends. Sie litt an Beklemmungen, an Brustkrämpfen, hatte mehrere Fieberanfälle. Die Aerzte waren besorgt und sprachen ihr zu, sich vor Gemüthsbewegungen in Acht zu nehmen. So wohlgemeint dieser Rath war, so war doch die Zeit nicht dazu angethan, um das Herz einer so fein fühlenden Frau mit Ruhe und Heiterkeit zu erfüllen. Sie brachte den Mai in Potsdam zu und fühlte sich durch den Landaufenthalt gestärkt. Im Juni wünschte sie eine kleine Reise nach Strelitz zu unternehmen, um etwa eine Woche im Vaterhaus zuzubringen. Sie reiste am 25. Juni ab, der König wollte am 28. nachkommen und sie zugleich abholen. Sie fühlte sich glücklich, den theuren Vater und die Geschwister wieder

zu sehen, und „die liebe Großmama“, die Landgräfin von Hessen-Darmstadt, an ihr Herz zu drücken. Als bei einer Abendgesellschaft die Damen ihren Perlenschmuck bewunderten, sagte sie: „Auch mir sind diese Perlen sehr lieb. Ich habe sie zurückbehalten, als es darauf ankam, meine Brillanten hinzugeben. Die Perlen passen besser für mich; denn sie bedeuten Thränen, und ich habe deren so viele vergossen.“ Sie zeigte den Damen auch das Bild des Königs in einem Medaillon, das sie beständig auf der Brust trug: „Es verläßt mich nie.“ Ebenso fand sich nach dem Tode des Königs das Bild seiner Gemahlin in der Kapsel seines schwarzen Adlerordens; er hatte es stets bei sich. Die Ankunft des Königs am 28. Juni erfüllte sie mit solcher Freude, daß sie in einem einsamen Augenblick sich an den Schreibtisch des Herzogs setzte und auf ein Blatt Papier die Worte schrieb:

„Mein lieber Vater!

Ich bin heute sehr glücklich als Ihre Tochter und als die Frau des besten der Männer.

Neu-Strelitz, den 28. Juni 1810.

Luise.“

Dies waren die letzten Worte, welche sie zu Papier brachte; sie konnte keine mehr schreiben. Abends fuhr sie mit dem König und der herzoglichen Familie nach dem Schlosse Hohen-Zieritz. Sie spürte bereits ein Fieber in sich. Am 29. Juni stellten sich Beklemmungen ein, und kaum konnte sie im Kreise der Jhrigen ein wenig im Garten verweilen. Es war das letzte trauliche und glückliche Zusammensein. Das Fieber nahm am 30. Juni zu, der Husten wurde heftig. Ein Aderlaß verschaffte auf einige Tage Erleichterung. Am 3. Juli reiste der König nach Berlin zurück, von Staatsgeschäften heimggerufen; in wenigen Tagen wollte er wiederkommen und die Königin abholen. Doch erkrankte er selbst auch in Charlottenburg, und Luise war trostlos, daß sie ihren Gemahl nicht verpflegen könne, meinte wohl auch, sie könne nach Charlottenburg reisen. „Wie glücklich ist doch, wer solchen Brief empfängt!“ rief sie aus, als sie einen Brief vom König erhalten und gelesen hatte. Am 13. Juli, dem Geburtstag ihrer Tochter Charlotte, erhielt sie von dieser einen Brief voll Liebe und schmerzlicher Sehnsucht. Ihre Schwester Friederike las ihn der Königin vor. Aber sie mußte

mehrmals inne halten und konnte ihn nicht zu Ende lesen; die Kranke wurde davon zu heftig ergriffen und war bereits zu schwach für solche Eindrücke. Nach ein paar leidlichen Tagen stellten sich am 16. Juli heftige Brustkrämpfe ein. Sie dauerten volle fünf Stunden. Es war schon ein Ringen mit dem Tode. Der herzogliche Leibarzt Hieronymi bereitete den Herzog auf das äußerste vor. Boten eilten nach Charlottenburg. An Stelle des nach Holland abberufenen Hufeland kam Dr. Heim mit drei anderen Ärzten aus Berlin. Das Fieber und die Mattigkeit nahmen zu. Sie konnte es kaum erwarten, bis der König wieder kam, und war glücklich, zu hören, daß er am 19. Juli ankommen werde. In der Nacht auf den 19. Juli blieb Dr. Heim an ihrem Bette sitzen. Am Mitternacht wurde das Fieber heftiger, die Brustkrämpfe wiederholten sich, die Kranke fühlte brennenden Durst, trank mehrmals, rief öfter: „Luft! Luft!“ und ein kalter Schweiß legte sich in dicken Tropfen auf ihr Gesicht. Um zwei Uhr sagte sie zu Heim: „Aber bedenken Sie, wenn ich dem König stirbe und meinen Kindern!“ Um 4 Uhr kam der König mit dem Kronprinzen und dem Prinzen Wilhelm an. Als er in ihr Zimmer trat, sagte sie mit schwacher Stimme: „Mein lieber Freund! wie freue ich mich, Dich zu sehen!“ So sehr sich auch der König zu fassen suchte, konnte er doch seinen Schmerz nicht ganz verbergen. „Bin ich denn so gefährlich krank?“ fragte sie ihn. Er suchte sie zu beruhigen. „Wer ist mit Dir gekommen?“ fragte sie weiter. „Fritz und Wilhelm,“ entgegnete der König. „Ach Gott, welche Freude!“ sagte sie. Ihre Hand zitterte in der seinigen. „Ich werde sie holen,“ rief er, seine Gefühle kaum bemeisternd. Gleich darauf trat er wieder ein und führte die beiden Prinzen an das Bett der Mutter. „Ach, lieber Fritz, lieber Wilhelm! seid Ihr da?“ sagte sie zu ihnen. Sie weinten laut, giengen und kamen wieder, wann die Brustkrämpfe ein wenig nachließen. Es war inzwischen nahe an neun Uhr. Ein neuer Krampfanfall trat ein. „Luft! Luft!“ seufzte die Königin. Man wollte ihr Erleichterung verschaffen und ihre Arme höher legen. Aber sie war nicht mehr im Stande, sie oben zu halten, ließ sie kraftlos niedersinken und sagte: „Ach, mir hilft nichts mehr als der Tod!“ Der König ergriff ihre rechte Hand, Friederike die linke, Frau von Berg stützte ihr das Haupt, die Ärzte Heim, Hieronymi und Görke standen um

das Bett. Zehn Minuten vor neun Uhr kam wieder ein Krampfanfall. Luise bog sanft das Haupt zurück, schloß die Augen und rief deutlich aus: „Herr Jesu, Herr Jesu, mache es kurz!“ Noch ein letzter Athenzug und das Leben war erloschen. Es war 5 Minuten vor 9 Uhr Vormittags den 19. Juli 1810.

Der König war zurückgefunken, raffte sich wieder auf und drückte unter Küssen und Thränen seiner Luise die Augen zu, „seines Lebens Sterne, die ihm auf seiner dunklen Bahn so treu geleuchtet.“ Dann eilte er hinaus und holte seine beiden Söhne an das Todtenbett. Sie knieten nieder und bedeckten die Hände der Mutter mit heißen Thränen. Der König und der Herzog fielen einander in die Arme und hielten sich lange umfaßt. Einige Stunden nachher kamen die Prinzessin Charlotte und Prinz Karl an. Sie waren untröstlich, die geliebte Mutter nicht mehr lebend anzutreffen. „Meine liebe, liebe Mama!“ rief unter Schluchzen die Prinzessin. Bei der Sektion ergab sich ein Geschwür in der Lunge, ein angewachsener Lungenflügel und ein Polyp im Herzen. Am 20. Juli reiste der König mit seinen Kindern von Hohen-Zieritz ab. Am 25. wurde die Leiche der Königin nach Berlin abgeführt und dort am 27. feierlich eingeholt. Die ganze Stadt war in Trauer; kein Herz blieb ungerührt, viele Augen wurden feucht, als der Wagen vorbeifuhr, der die Leiche der „Fürstin der Fürstinnen“ trug. Bis zum 30. Juli blieb die Leiche im Sarg im Schlosse ausgestellt. Dann wurde der Sarg geschlossen und am Abend im Dom zu Berlin beigesetzt. Von da wurde die Leiche am 23. December nach Charlottenburg geführt und dort in der Gruft des Mausoleums, welches der König hatte erbauen lassen, niedergelegt. Das Mausoleum ist, nach dem Entwurf des berühmten Architekten Schinkel, in der Form eines griechischen Tempels gebaut; vier Granitfäulen tragen das Dach der Vorchalle; das Licht fällt von oben durch blaue Scheiben; dies verbreitet über das Innere des Tempels eine magische Beleuchtung; hier wurde im Jahre 1815 das durch die Meisterhand des Bildhauers Rauch ausgeführte Marmorbild der Königin, auf einem Marmor Sarkophag ruhend, aufgestellt, und daneben nach dem Tod des Königs auch dessen Bild. Das Bild der Königin ist wunderbar ideal gehalten: auf einem Ruhebett scheint sie sanft zu schlummern, das Haupt, mit einem Diadem geschmückt, ist ein

wenig zur rechten Seite geneigt, die Arme sind über der Brust gekreuzt, der eine Fuß über den andern geschlungen, die ganze Figur mit einem schleierähnlichen Gewand fein und grazios umhüllt. Die Umgebung des Mausoleums, dunkle Fichten und Trauerweiden, stimmt vollständig zu dem wehmüthig-feierlichen Ton dieser einfachen und doch so reichen Fürstengruft. Das Mausoleum zu Charlottenburg ist bis auf den heutigen Tag für Preußen und für Deutschland ein nationaler Wallfahrtsort geblieben. Ein anderes, weniger leicht zugängliches Bild, gleichfalls von Rauch gemacht, befindet sich in Potsdam bei dem Neuen Palais.

Königin Luise hat von sich gesagt: „Die Nachwelt wird mich nicht unter die berühmten Frauen zählen; aber sie wird sagen, daß ich viel Schweres mit Geduld ertragen habe. Ach wenn sie doch hinzufügen könnte, daß ich Prinzen das Leben gegeben habe, welche im Stande waren, das Land wieder aufzurichten!“ Die Nachwelt hat mehr gethan, als die Königin in ihrer Bescheidenheit erwartet hat; denn sie nennt nicht nur diejenigen berühmt, welche durch große, glänzende Thaten sich auszeichnen, sondern auch solche, welche durch Adel der Gesinnung, durch die Idealität ihrer Anschauungen und durch unbeugsame Ausdauer im Unglück hervorleuchten. Wie die Zeitgenossen den Tod der Königin aufnahmen, sehen wir aus folgender Schilderung des Professor's Steffens in Halle: „Die tiefste Trauer herrschte in allen Häusern, und ein Gefühl schien jeden zu durchdringen, als wäre die letzte schwache Hoffnung mit dem Leben der angebeteten hohen Frau entwichen. Es war eine Bewegung in der Stadt, nur mit derjenigen zu vergleichen, die in den ersten Tagen der Ueberwältigung durch die Feinde stattfand. Selbst die Feinde schienen diese Gefühle zu ehren; aber sie ahnten nicht, welch feindselige Gesinnungen sich in jedem Gemüthe zusammendrängten und an die Stelle des betäubenden Schmerzes traten. Allgemein schrieb man den Tod der Königin der unglücklichen Lage des Landes zu. Der Feind, sagte man sich, habe die Schutzgöttin des Volkes getödtet. Ein Gefühl der Rache und ein wenn auch nicht ausgesprochener Schwur, das Andenken an sie durch unerschütterliche Anhänglichkeit zu ehren, stärkte die volksthümliche Gesinnung, die jede Gelegenheit ergreifen wollte, das verhaßte Joch abzuwerfen.“ In seinem schönen Gedicht an die Königin Luise ruft jener Sänger,

der sein Leben für die Sache des Vaterlandes hingab, Theodor Körner, aus:

Kommt dann der Tag der Freiheit und der Rache,  
Dann ruft Dein Volk, dann, deutsche Frau, erwache,  
Ein guter Engel für die gute Sache!

Das Opfer vom 19. Juli 1810 wurde überall angesehen als verschuldet von dem herzlofsten und gewissenlofsten Menschen. Der Schmach und dem Unglück des Vaterlands, dem fortwährenden Hohn, den Schmähungen und Mißhandlungen, denen der König, die Königin und das Land ausgesetzt waren, den ängstlichen Sorgen um die Zukunft war eine so zarte Frauengestalt nicht gewachsen. Eben deswegen aber, weil die Königin allgemein als ein Opfer der Napoleonischen Politik angesehen wurde, war sie auch mit dem Unglück des Vaterlandes und mit dessen Erhebung so innig verwachsen, daß nichts von Bedeutung geschah, ohne daß dabei ihr Name genannt worden wäre. Auf dem Siegesfeld bei Leipzig hörte man Gneifenau sagen: „Ach hätte das doch die Königin Luise erlebt!“ Sie wurde als der Schutzgeist des preußischen Volkes betrachtet, ihr Name als die Losung, unter deren wunderbarem Einfluß das in Waffen sich erhebende Volk siegen müsse. Am 10. März 1813, am Geburtstage der Königin, stiftete Friedrich Wilhelm den höchsten Ehrenschmuck des Kriegers, das Eiserne Kreuz. Der Befreiungskampf begann. Bei Großbeeren, an der Katzbach, bei Dennewitz, bei Leipzig wurde die Scharte von Jena ausgewetzt. Es erfolgte der Einmarsch in Frankreich. Bei Bar-sur-Aube verdiente sich Prinz Wilhelm das Eiserne Kreuz. Der Vater überreichte es ihm am 10. März 1814. Wenige Tage darauf, am 31. März, hielt der König mit seinen beiden ältesten Söhnen seinen Einzug in Paris.

Jahrzehnte vergiengen. Und wieder kam der 19. Juli, der Todestag der Königin. Es war das Jahr 1870. Von Frankreich wurde an diesem Tage die Kriegserklärung an Preußen übergeben. König Wilhelm, der Sohn der Königin Luise, begab sich nach Eröffnung des Norddeutschen Reichstages mit der königlichen Familie nach Charlottenburg. Er stand dort lange vor dem Marmorbilde seiner Mutter, ganz hingegossen in Anschauung, ganz versunken in Gedanken an die Tage von Königsberg und Memel, ganz erfüllt von jenen unvergeßlichen Worten der unglücklichen Königin: „Suchet



den jetzt verdunkelten Ruhm Eurer Vorfahren von Frankreich zurückzuerobern!" König Wilhelm erneuerte durch einen Erlaß vom 19. Juli das Ordenszeichen des Eisernen Kreuzes und reiste am 31. Juli zur Armee ab. Ein glorreicher Feldzug wurde eröffnet. Sieg folgte auf Sieg. Die Namen Wörth, Spicheren, Sedan, Straßburg, Metz, Orleans, Paris wurden glorreiche Denksteine deutscher Kriegskunst und Tapferkeit. Am 18. Januar 1871 wurde König Wilhelm im Spiegelsaal des Schlosses zu Versailles als Kaiser des Deutschen Reiches proklamirt! Im Versailler Vertrag vom 26. Februar mußte Frankreich die einst durch schändlichen Verrath entriessenen deutschen Provinzen Elsaß und Lothringen an Deutschland zurückgeben. Am 17. März kehrte Kaiser Wilhelm der „Siegreiche“ nach Berlin zurück, und als er nun wieder in Charlottenburg vor dem Marmorbilde seiner Mutter stand, empfand er das süßeste Gefühl, das einer edlen, schwer gekränkten Mutter gegenüber ein edler Sohn haben kann. Am 10. März 1880 wohnte er der Enthüllung des der Königin Luise im Thiergarten zu Berlin errichteten, vom Bildhauer Gncke, einem Schüler Rauch's, in Marmor ausgeführten Denkmals bei, in dessen Nähe die schon im Jahre 1849 errichtete Marmorstatue Friedrich Wilhelm's III. steht.

Königin Luise war gerächt, Preußen und Deutschland zu einer in früheren Jahrhunderten nie erreichten Höhe emporgehoben, der Ruhm der Vorfahren aufs glänzendste zurückerobert. Und das deutsche Volk hat seine große Königin nicht vergessen; Mutter und Sohn sind ihm zu einem einzigen, unzertrennbaren Bilde geworden; in der Mutter ehrt und liebt es den Sohn, in dem Sohne die Mutter.

